MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80417-12

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

ROPE, GEORG R.

TITLE:

UNBEWUSSTE ZEUGNISSE FUR DIE...

PLACE:

HAMBURG

DATE:

1877

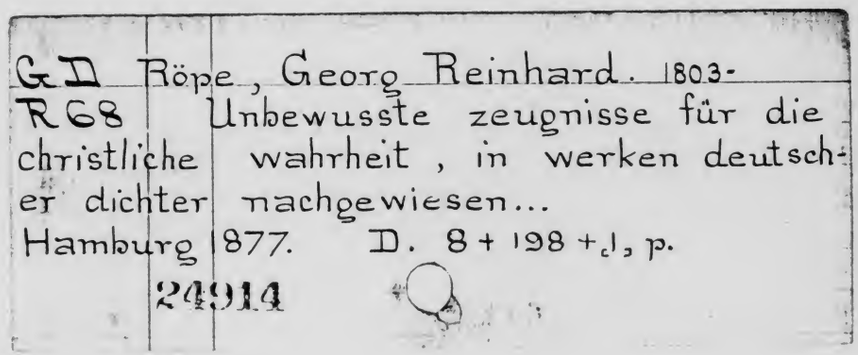
Master Negative #

91-80417-12

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

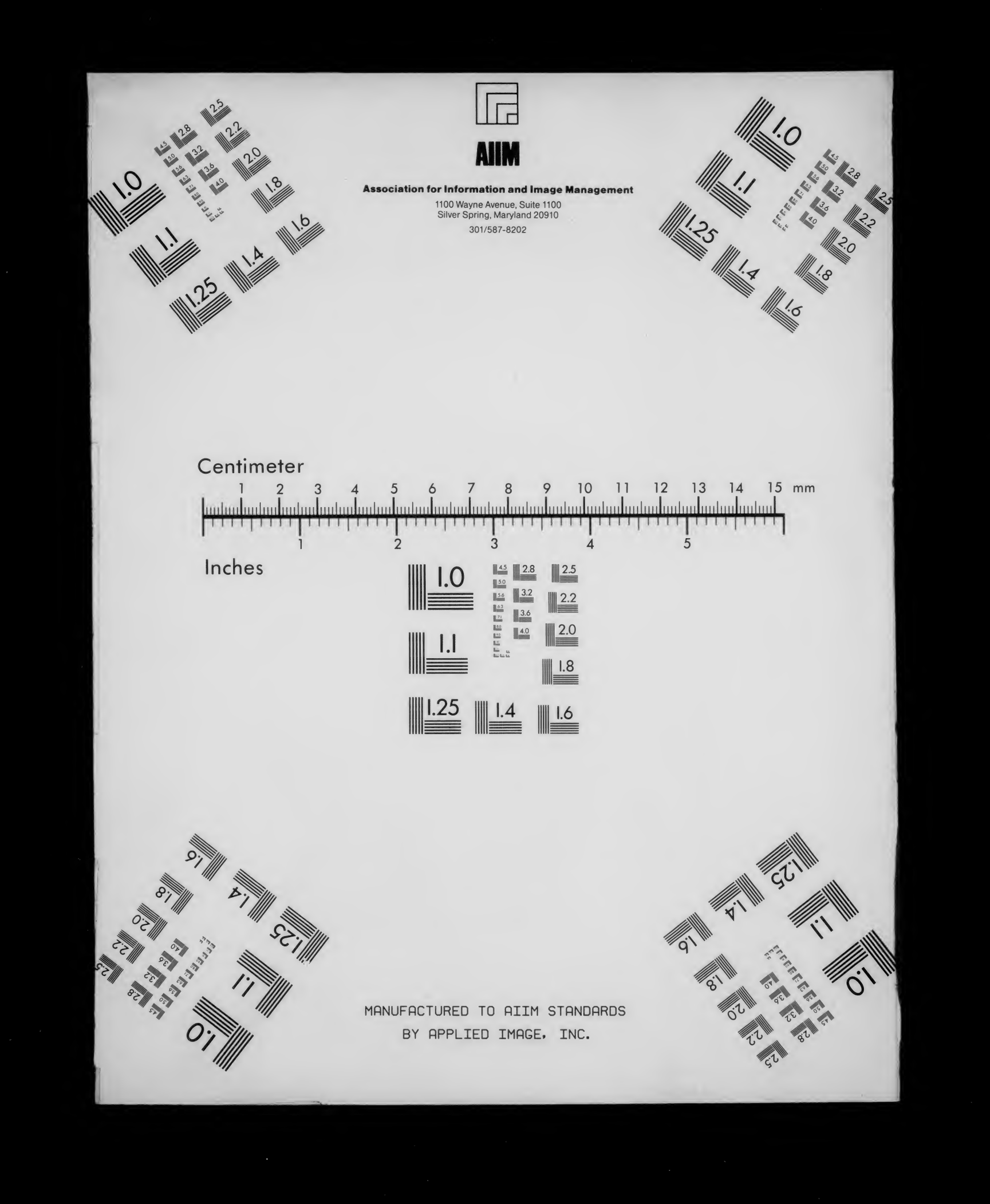
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record


GD Röpe, Georg Reinhard. 1803-
R68 Unbewusste zeugnisse für die
christliche wahrheit, in werken deutsch-
er dichter nachgewiesen...
Hamburg 1877. D. 8 + 198 + 1, p.
24914

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35m REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 1/9/92 INITIALS RD
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

GH R68

COLUMBIA COLLEGE LIBRARY.

MADISON AVENUE.
NEW YORK.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

SEP 24 1930

Unbewußte Zeugnisse

für

die christliche Wahrheit.

In Werken deutscher Dichter nachgewiesen

von

Dr. Georg Reinhard Röpe,
Professor an der Realschule des Johanneums zu Hamburg.

Ich werde gefunden von denen,
die mich nicht suchen.
Jes. 65, 1.

Hamburg.
Wolf Lothar Oemler.
1877.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

21 MAR 1891 Stechert. 21-33

Zur Einleitung.

„Unbewußte Zeugnisse." Seit es der von Hartmannschen Philosophie gelungen ist, die Leute zu überreden, daß die ganze Welt in ihrer Ordnung und Schönheit das Product einer unbewußten Vernunft sei, wird der Titel dieses Büchleins hoffentlich nicht mehr gar zu auffallend erscheinen, daß er den Leser zurückschrecke. Ich habe damit zunächst nur durch einzelne Belege den Ausspruch Geibels rechtfertigen wollen:

Der hat es wahrlich als Poet
Noch nicht recht weit getrieben,
In dessen Werken mehr nicht steht,
Als er hineingeschrieben.

Es handelt sich aber um Zeugnisse für die gute Sache der christlichen Wahrheit. Der Verfasser hat seit einem halben Jahrhundert das Glück gehabt, in der Woche als Lehrer, vornehmlich der Geschichte, der Religion und der Litteratur auf seinem Katheder zu stehen, und fast sonntäglich, wenn auch sonst ohne seelsorgerische Verpflichtungen, auf seiner Kanzel das Evangelium zu predigen. Denn er stammt noch aus einer Zeit, in welcher die Zusammengehörigkeit der Schule und der Kirche eine unbezweifelte Voraussetzung war, und der wissenschaftlich strebende Theolog vornehmlich durch die Schule hindurch seinen Weg in den Dienst der Kirche zu nehmen pflegte. Das geschah in der festen Ueberzeugung, damit sei beiden auf das Beste gedient; wie ja denn auch seit den Zeiten der Reformation die bedeutendsten Schulmänner ursprünglich Theologen gewesen sind, und die bedeutendsten Theologen anfänglich sich als Schulmänner bewährt haben. Die Zeit stellte damals andere Anforderungen, wie an

120577

die Schule, so auch an die Kirche. Der Stand der Wissenschaft ist freilich jetzt ein anderer geworden, sie verlangt speciellere Fachstudien, durch welche die Arbeiten in ihrem Dienste freilich vertieft, aber auch mehr und mehr zerspalten und vereinzelt werden. Am Ende aber ergiebt sich doch jedem denkenden und ernsten Menschen die Aufgabe, für den sei's größeren, sei's kleineren Kreis seiner Berufs- und Lebenspflichten den festen Mittelpunkt zu finden, von dem aus das sonst jedenfalls zersplitterte Wirken und Arbeiten zu einer inneren Einheit zusammengefaßt und zu einem umschlossenen Ganzen erhoben wird. Dieser vereinende Mittelpunkt all meines Lehrens und Predigens ergab sich mir nothwendig in der christlichen Wahrheit, in deren Licht ich alle meine Studien zu treiben, in deren Dienst ich all mein Predigen und Lehren zu stellen, durch deren lebendige Kraft ich alle meine Schüler und Hörer zu beleben, mir nach Kräften angelegen sein ließ. Beim Unterricht in der deutschen Litteratur lag es besonders nahe, dies Ziel im Auge zu behalten, denn von Jahr zu Jahr wurde mir klarer, daß fast jede bedeutende und allgemein anerkannte deutsche Dichtung thatsächlich Zeugniß ablegt von der heiligenden und belebenden Macht des Christenthums, wie sich dieses in dem Geistes- und Gemüthsleben des deutschen Volkes seit Jahrhunderten bewährt hat, und sich auch noch bewährt selbst in Solchen, die zunächst mit dem alten Väterglauben gebrochen haben und vom Ehristenthum nicht viel mehr wissen wollen. In dem Maße, als ein Mensch den höchsten Idealen nachstrebt, ist er freilich immer schlechter als seine Grundsätze, wer hätte jemals sein höchstes Ziel völlig zu erreichen vermocht. Diejenigen aber, welche irrigen oder verkehrten Ansichten folgen, sind in der Regel weit besser als ihr falsches Princip, denn das Gute, der Ueberrest des Göttlichen in dem nach Gottes Bilde geschaffenen Menschen, ist doch seinem Wesen nach unvertilgbar. So ist es mir denn in allen langen Jahren meiner Lehrerwirksamkeit eine besonders liebe Aufgabe gewesen, auf die mannigfachste Weise, vor Schülern und Schülerinnen, vor Jünglingen und Jungfrauen, in öffentlichen Vorlesungen und in gebildeten Privatcirkeln fast an allen bedeutenden Werken

deutscher Dichter diese meine Ueberzeugung nachzuweisen und zu bewähren, und ich habe dabei die Freude gehabt, nicht Wenige zu überzeugen, welch ein reicher Segen aus unsern Classikern zu schöpfen sei für Geist und Herz nicht blos, sondern auch für christlichen Glauben und christliches Leben. Damit habe ich zugleich auch mir selbst manchen dankbaren Hörer und Schüler zum bleibenden Freunde gewonnen. Solchen möchte ich nun, da ich an der Grenze meines Wirkens stehe, gern ein freundliches Andenken hinterlassen; möglicherweise auch vielleicht noch hie oder da Jemanden für die gute Sache des alten Christenthums und der neueren deutschen Poesie gewinnen. Daher habe ich aus einer großen Menge solcher Nachweisungen und Darlegungen die sechs Aufsätze ausgewählt, die ich in diesem Buche dem geneigten Leser darbiete; es sind vorzugsweise solche, welche allbekannte Werke unserer anerkanntesten Dichter betreffen. Die beiden ersten sind schon früher gedruckt worden; da sie aber längst vergriffen sind, und ich noch häufig darum angegangen werde, habe ich sie einigermaßen umgearbeitet hier wieder aufgenommen, ohne jedoch die Spuren der Zeit, in welcher sie geschrieben sind, ganz zu verwischen. Der Aufsatz über Merlin erschien zuerst 1848 als Programm der Realschule; es war aber während des ersten Aufbrausens der Februarrevolution, und so wurde er anfangs fast ganz übersehen. Wenn ich heute über Merlin schriebe, würde ich bei seinem mißglückten Versuch, die Weltkinder, Artus und seine Tafelrunde zum Gral zu führen, nicht mehr auf Ronge und Doviat, sondern vielmehr auf den Protestantenverein hinweisen. Bei den schmerzlichen Erfahrungen, die Baumgarten, an dessen christlichem Herzensglauben ich nie gezweifelt habe, als Mitglied dieses Vereins neuerdings hat machen müssen, kam mir immer Merlin in den Sinn, wie er mit verfehltem Streben in der Weißdornhecke liegt. Als der Protestantenverein mit dem Programm auftrat, eine Versöhnung zu stiften zwischen moderner Bildung und Christenthum, war ich voll freudiger Hoffnung, es solle nun zur Anerkennung gebracht werden, daß zwischen Beiden ein nothwendiger Conflict gar nicht bestehe, was sich mir aus meiner Beschäftigung wie

mit der Schrift, so mit der deutschen Litteratur, welche doch jene moderne Bildung vertritt, längst ergeben hatte. Ich wiederhole hier, was ich schon an einem andern Orte gesagt habe: „In unserem alten theuren Christenglauben, daß Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Gekreuzigte und Aufstandene, noch lebt als Heiland seiner Gläubigen, liegt nicht der geringste Grund, die großen Fortschritte neuerer Zeit in den Naturwissenschaften, in der Geschichtsforschung, auch was die heilige Geschichte betrifft, in Kunst und Poesie, in allem, was sonst das äußere Leben schmückt und fördert, gering zu schätzen oder gar abzuweisen. Das möge man den Christen, wo es noth ist, und es ist manchmal noth, gern ernstlich zu bedenken geben. Aber von der anderen Seite muß man auch den Gebildeten neuerer Zeit, den Vertretern dieser wichtigsten Fortschritte eifrigst zum Bewußtsein zu bringen suchen, daß durch dieselben noch nichts Erwiesenes ans Licht gebracht ist, was die Wahrheit des Evangeliums aufhöbe oder ihre beseligende Kraft entbehrlich machte. Wenn erst alle Christen recht gebildet und alle Gebildete rechte Christen geworden sind, dann ist beiden geholfen." Nur Christenthum und Weltsinn stehen in unauflöslichem Widerspruch; gegen letzteren aber kämpft der Protestantenverein doch wahrlich nicht, wenn er das allgemeine Priesterthum, Recht und Macht in der christlichen Kirche, ohne Weiteres der glaubenslosen Menge zuspricht, die doch wahrlich der evangelischen Wahrheit noch ferner steht, als Artus und seine Tafelrunde; und für das Christenthum kämpft er doch auch nicht, wenn er beharrlich Auskunft verweigert, was ihm denn eigentlich Inhalt des christlichen Glaubens sei. — Der Aufsatz über die „Götter Griechenlands" erschien im Jahr 1852 als Programm der Realschule, und fand in Hamburgischen Blättern großen Widerspruch. Ich sollte durchaus Schillern dadurch eine Schmach angethan haben, daß ich ihn zum Christen gemacht hätte. Eine etwas erweiterte Auflage des Büchleins vermochte den Sturm kaum zu beschwichtigen. Hoffentlich werden die Leser aus diesem wiederum nur wenig veränderten dritten Abdruck ersehen, wie harmlos und wohlbegründet meine Auffassung des wundersamen

Gedichtes ist. Die anderen vier Aufsätze sind bisher ungedruckt. Für meine Darlegung der „Schuld Gretchens" und die damit zusammenhängende Anschauung über den Charakter des Faust und des Mephistopheles möchte ich allerdings gar gern den günstigen Leser gewinnen. Es ist mir Herzenssache, in der Kerkerscene nicht das zermalmende Wirken eines herzlosen Fatums anerkennen zu müssen. Nach der ursprünglichen Conception halte ich den ersten Theil des Faust für das christlichste Gedicht der gesammten deutschen Litteratur. Aber der 30 Jahre später hinzugedichtete „Prolog im Himmel" scheint mir mit demselben im entschiedensten Widerspruch zu stehen. Den Vortrag über Werthers Leiden habe ich vor einigen Jahren in einem Cyclus christlicher Vorträge in Braunschweig gehalten. Die Aufgabe war, nachzuweisen, wie dieser Roman seinen Verfasser habe von Selbstmordgrillen befreien können, während er so viele Leser in jener Zeit zum Selbstmord verleitet hat, daß er aber uns jetzt als eine Perle deutscher Poesie nur noch den reinsten poetischen und sittlichen Genuß zu gewähren vermöge. „Hildebrants Heimkehr" gehört zur Vervollständigung einer (1869, Hamburg bei Otto Meißner) von mir herausgegebenen Schrift „über die moderne Nibelungendichtung", darin ich vornehmlich Geibels und Hebbels Dramen und Jordans Nibelungen behandelt habe. Hier galt es mir, nachzuweisen, daß die herrliche Dichtung des verehrten Verfassers allerdings des positiv Christlichen weit mehr enthält, als dieser wahrscheinlich für eigene Lebensanschauung erklären würde, wie es sich in manchen Andeutungen und Ausführungen seines Werkes unverkennbar zu Tage stellt; es ist also gleichsam eine Vertheidigung des Gedichtes gegen den Dichter. In allen diesen Aufsätzen wird der Leser hoffentlich keine polemische Tendenz finden, es ist immer nur die reine Freude an den Dichtungen selbst gewesen, die mir die Feder geführt hat. Nur in der Recension über Heyses „Kinder der Welt" habe ich mich nicht aller Polemik zu erwehren vermocht, so sehr ich mich bemüht habe, denn hier habe ich es mit einem Werke zu thun, von dem ich nicht anders urtheilen kann, als daß es geradezu gegen die christliche Welt-

anschauung gerichtet sei, und ich habe keinen Leser dieses Romans gefunden, so viele ich gefragt habe, der mir das nicht zugegeben hätte. Da nun aber der berühmte Verfasser ein Werk geliefert, welchem meiner Ueberzeugung nach Niemand eine große Bedeutung und den Ruhm einer ungemeinen dichterischen Schönheit absprechen kann, das also wohl geeignet wäre, den Leser für seine Tendenz zu gewinnen, so war es mir eine Genugthuung, nachweisen zu können, daß er (abgesehen von Balder, der im Grunde nur ein Lichtbild ist), die einzigen unter den dort geschilderten Personen, welche wirklich auf sittlichen Werth Anspruch machen können, den Zaunkönig und die Professorin, als wahre Christen dargestellt hat, die daher auch schon durch ihr inneres Wesen glücklich sind, und nicht erst, wie seine Kinder der Welt, von dem Dichter durch günstige Wendung ihrer äußeren Schicksale glücklich gemacht zu werden brauchen. — So hat er denn, wenn auch unbewußt, ein Zeugniß für die christliche Wahrheit abgelegt. Daher mag es denn auch kommen, daß, so viel ich habe beobachten können, „die Kinder der Welt" bei sehr Wenigen ihrer Tendenz gemäß gewirkt haben. Mein Aufsatz enthält also gewissermaßen, ganz anders als bei Jordan, eine Vertheidigung des Dichters gegen seine Dichtung.

Ich aber wünschte, durch diese „Unbewußten Zeugnisse" nicht allein für die christliche Wahrheit und ihren Segen, sondern zugleich auch für die deutsche Poesie und ihre Herrlichkeit vor meinem Ende noch einmal ein recht bewußtes Zeugniß abgelegt zu haben.

Den 30. März 1877.

Röpe.

I.

Immermanns Merlin.

1848.

Die Fluthen des Meeres rauschen über tausend versunkene köstliche Schätze dahin, denn wo ein reich beladenes Schiff an Klippen gescheitert ist, mögen wohl Bretter und Planken sich aus dem Strudel emporgehoben haben, das blinkende Gold, die edlen Perlen sind zu Grunde gegangen und liegen am Boden des Meeres. Nur wo, was selten geschieht, sich die Kunde erhalten, daß hier ein Schiffbruch geschehen, mag man das lohnende Wagstück unternehmen, mit der Taucherglocke einen Theil der verlorenen Schätze wieder hervorzuholen. Auch in dem Strome unserer immer weiter und breiter, wenn auch nicht gerade tiefer sich ergießenden Litteratur ist manches köstliche Kleinod versunken, das wohl verdient hätte, im Schatzschrein deutscher Poesie mit allen Ehren zu glänzen. Wie manches ältere wahrhaft poetische Werk ist längst vergessen, während die leichte Waare der Tagesschriftsteller, von den Wassern des Journalismus getragen, oben treibt, dem Publikum der Leihbibliotheken willkommene Nahrung. Denn das Gediegene ist seiner Natur nach für Wenige, und wenn es zur Zeit seines Erscheinens nicht glücklicher Weise in die rechten Hände geräth, die es emporheben, so bleibt es leicht gänzlich unbeachtet und wird vergessen. Es wäre daher gewiß kein unersprießliches Unternehmen, wer nur das große dazu erforderliche Kapital an Zeit und Kräften darauf verwenden könnte, auch auf diesem Strome die Taucherglocke

auszuwerfen. Man würde Schätze finden. Mindestens möchte es an der Zeit sein, durch Hinweisung auf einzelne mehr oder minder vergessene gute Bücher sich ein Verdienst um die Mitwelt zu erwerben und einen Act der Gerechtigkeit zu vollziehen.

Das gewöhnliche Schicksal der tiefsten, ihren Zeitgenossen vorausgeschrittenen Geister, von der Mitwelt nicht gleich gebührend erkannt zu werden, hat auch einer der bedeutendsten Dichter unseres Jahrhunderts, hat Karl Immermann in hohem Grade erfahren müssen. Er hat freilich auch immer verschmäht, durch die gewöhnlichen Künste um die Gunst des großen Haufens zu buhlen, oder durch bezahlte Recensenten sein Lob ausposaunen zu lassen. Doch weder darin allein, noch in der ihm nur mit geringem Recht vorgeworfenen Unklarheit seiner Ausdrucksweise lag die Hauptursache, sondern in den höheren Tendenzen, den tieferen Intentionen des geistreichen Mannes, die allerdings bei der tonangebenden Masse der Lesewelt weder Verständniß finden noch Theilnahme erwecken konnten. Endlich hat ihm auch eine Zeit lang und bei Manchen der unverzeihliche Mißgriff Platens geschadet, der gerade ihn als Repräsentanten einer damaligen eben so form- als gehaltlosen „Dichterlingsgenossenschaft", zu welcher er doch nie gehört hat, in seinem romantischen Oedipus mit der schärfsten Lauge seines Spottes überschüttete. Da nun Platen durch die bis dahin unerhörte Schönheit seiner Verse, durch seinen körnigen Witz und durch die im Grunde ehrenhafte Tendenz seiner Satire sich allgemeinen Beifall errang, so mag es wohl geschehen sein, daß Manche, besonders die jüngere Generation, unsern Immermann eine Zeitlang für den Genossen der Houwald, Kind, Raupach angesehen, die jener Platensche Hohn eben so gerecht getroffen, wie früher einen Müllner und Consorten. Ich muß bekennen, auch einst dem großen Dichter in meinem Herzen solch Unrecht angethan zu haben, und möchte es gern nach Kräften wieder gut machen. Immermann hat sich bei jener ungerechten Verunglimpfung auf das Würdevollste benommen; hat bald darauf durch seinen Merlin, seine Epigonen, seinen Münchhausen gezeigt, wer er sei; hat durch die beiden letzteren Werke sich auch allgemeine Anerkennung errungen, und heutzutage

kann Niemand mehr Platens Oedipus lesen, ohne zu wissen, wie sehr er Immermann Unrecht gethan. So muß auch die ihm angethane Schmach zu seiner Ehre gereichen, und höchstens könnte noch die unwürdige Art, mit der Heine in den Reisebildern als Immermanns Vertheidiger aufgetreten ist, auf diesen einen leisen Schatten werfen. Wer sähe einen Ehrenmann nicht lieber von einem bedeutenden Menschen mit geistreichen Worten, wenn auch unverdient angegriffen, als daß Gassenbuben mit Kothwürfen seine Partei nehmen.

Das am wenigsten bekannte unter allen Werken unseres Dichters ist ohne Zweifel der Merlin. Zur Zeit, da es erschien, ward es fast übersehen. Kein Wunder, denn es war im Jahre 1832, als die Julirevolution und der Polenaufstand mit ihren Nachwirkungen alle Gemüther beschäftigten und von sinniger Betrachtung tiefsinniger poetischer Werke abzogen; kein Wunder, weil es religiös-sittliche Fragen vor einem Geschlechte behandelte, welches vornehmlich von politisch-socialen Tendenzen bewegt ward, ohne zu begreifen, wie diese doch nur von jenen aus ihre Rechtfertigung, ihre Kraft und ihre Lösung erhalten können; kein Wunder endlich auch deshalb, weil Immermann, den Besten seiner Zeit auch darin vorausgeeilt, zur Einkleidung seiner Idee einen Stoff aus den Sagenkreisen des Mittelalters genommen hatte, welcher damals selbst dem gebildeten Publikum noch großentheils unbekannt war. Seitdem man auf Gymnasien neben der classischen Litteraturgeschichte doch auch die deutsche vorzutragen begonnen, seitdem die Realschulen in gründlicher Behandlung deutscher Sprache und Litteratur den geeigneten Weg eingeschlagen, den Nichtstudirenden einen Ersatz für die ihnen minder zugängliche classische Bildung zu geben, hat sich das sehr geändert, und so würde Immermanns Merlin, wenn er jetzt erschiene, wenigstens nicht mehr an der Fremdartigkeit des Stoffes scheitern. Unsere neueste poetische Litteratur ist dergestalt von mittelalterlichen Anklängen und Beziehungen durchdrungen, daß man unsere heutigen Dichter ohne Bekanntschaft mit den Sagen von den Nibelungen, Karl dem Großen, König Artus und dem Gral eben so wenig verstehen und genießen kann, wie früher ein Verständniß Schillerscher und

Goetheſcher Poeſie ohne eine gewiſſe Kenntniß des claſſiſchen Alterthums möglich war. Aber auch die religiös-ſittliche Tendenz des Merlin würde dem mit ähnlichen Fragen mehr als je beſchäftigten Publikum in unſeren Tagen, wenn auch nicht allgemeine Billigung, doch ein weiter greifendes Intereſſe abgewinnen, als zur Zeit ſeines Erſcheinens der Fall geweſen iſt. Emanuel Geibel hat ſich das Verdienſt, ich will nicht ſagen um den Dichter, ſondern um die geiſtig gebildeten Leſer erworben, in ſeinen Zeitſtimmen zuerſt wieder auf den Merlin hingewieſen zu haben:

Seiner Jugend Fehler habt ihr jenem o wie ſpät verziehn,
Der den zweiten Fauſt geſchaffen, den gewaltigen Merlin.
Erſt als in den Epigonen er zu euch hinunterſtieg,
Als Münchhauſiſch er gefabelt, rieft ihr Sieg und aber Sieg.

Ferner erſchien bald nach Immermanns Tode im Jahre 1842 bei Krabbe in Stuttgart eine Broſchüre: Karl Immermann: Blätter der Erinnerung an ihn, herausgegeben von F. Freiligrath, in welcher zwei Abhandlungen über den Merlin enthalten ſind, die eine von G. Kinkel und die andere von Levin Schücking, die ich, ſoweit es mit meiner Auffaſſung des Gedichtes übereinſtimmt, dankbar berückſichtigt habe.

Wenn ich nun eine amtliche Verpflichtung dazu benutze, auf eine der großartigſten Schöpfungen deutſcher Poeſie von Neuem aufmerkſam zu machen, ſo bewegt mich vor Allem dazu der hohe Genuß, welchen mir dieſes Gedicht gewährt hat; zugleich aber möchte ich nach Kräften zur Anerkennung bringen, was ſich mir bei jahrelanger hingebender Beſchäftigung mit deutſcher Poeſie unabweislich feſtgeſtellt hat, daß jedes wirklich bedeutende poetiſche Werk, ſo weit es ſich mit den höchſten Ideen der Menſchheit beſchäftigt, auch Wahrheiten des Chriſtenthums enthält, wenn auch natürlich nicht in den Formen kirchlicher Dogmatik und Aſceſe. Fromme Chriſten fürchten ſich oft vor eingehender Beſchäftigung ſelbſt mit den bedeutendſten Werken unſerer Litteratur und halten dieſelben für unchriſtlich, blos weil ſie die chriſtlichen Ideen nur in der herkömmlichen kirchlichen Form zu erkennen vermögen; das iſt eine Beſchränktheit, die ſie um manche geiſtige

Anregung, um manchen hohen Genuß bringt. Dagegen glauben ſich Viele von aller Beſchäftigung mit den Wahrheiten des Chriſtenthums losſagen zu dürfen, weil ihnen neuere Philoſophie und Poeſie reichen Erſatz für das „unſerer fortgeſchrittenen Zeit keineswegs mehr genügende“ Evangelium bieten; dieſe würden, wenn ſie es nur kennten, bald einſehen, daß das Beſte, das Wirkſamſte, das auch von ihnen als das Erhabenſte in den Werken unſerer Dichter Anerkannte häufig nichts weiter iſt, als — in anderer Form, oft nur unklar und ſchwach reproducirte Gedanken des Chriſtenthums. So behaupte ich zuverſichtlich, daß der erſte Theil von Goethes Fauſt ein entſchieden chriſtliches Gedicht iſt, und gerade deshalb ſeines Eindrucks nie verfehlen kann. Daß man bei Shakeſpeares Stücken, wie Goethe ſelbſt ſagt, vor den aufgeſchlagenen ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen glaubt, eine Wirkung, die die Schillerſchen und Goetheſchen Dramen doch nur in weit geringerem Maaße erregen, kommt nach meiner Ueberzeugung vornehmlich daher, weil in jenen noch die chriſtliche Lebensanſchauung herrſcht, die in dieſen meiſtens zurücktritt; in der Iphigenia liegt ſie aber offenbar zu Tage, und daher wird dieſes Gedicht Goethes neben ſeinem Fauſt ſicher am längſten leben. Gleicherweiſe iſt es mir häufig gelungen, wiſſenſchaftlich gebildete Gegner wie Freunde des Chriſtenthums zu ihrer eigenen Ueberraſchung zu der Anerkennung zu bringen, daß Schillers Götter Griechenlands, freilich ohne Wiſſen und Abſicht des Dichters, ein lebendiges Zeugniß für die beſeligende Kraft des Evangeliums ſind, und zwar, denn ich will nicht mit Worten ſpielen, im Sinne des bibliſch kirchlichen Standpunctes, auf welchem ich ſtehe. Möge es mir gelingen, durch dieſe Abhandlung über den Merlin, der mir gerade durch ſeinen chriſtlichen Inhalt ſo lieb geworden iſt, zu zeigen, daß man auch auf dieſem Standpuncte nicht blos die Toleranz üben kann, die Leſſings Nathan durch Zweifel an aller Wahrheit des Poſitiven zu bewirken ſucht; auch nicht blos, daß man auf demſelben ſich einen offenen Sinn und reges Intereſſe für alle Angelegenheiten des menſchlichen Lebens erhalten könne, ſondern daß er gerade fähig macht, auch die entſchiedenſten Gegner der chriſtlichen Wahrheit

gerecht zu beurtheilen, und es anzuerkennen, daß auch die widersprechendsten Richtungen, freilich nicht gegen die göttliche Wahrheit selbst, wohl aber häufig gegen uns ihre Berechtigung haben, so fern wir dieselbe unvollkommen vertreten.

1.

Immermann erzählt selbst, er habe den ersten Anlaß zu seinem Merlin aus einer Darstellung der Sage genommen, die wir jetzt im siebenten Bande der gesammelten Werke Friedrich Schlegels finden, und welche derselbe aus altfranzösischen Romanen geschöpft hat, die handschriftlich zu Paris aufbehalten werden. Ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

Der böse Feind war ergrimmt und voller Zorn, als unser Heiland Jesus Christus zur Hölle hinabgestiegen war und Adam und Eva daraus erlöste sammt allen, die mit ihnen in der Hölle waren. Die Teufel halten Rath, wie dieser drohenden Vernichtung ihres Reiches gewehrt werden könne. Endlich beschließen sie, Satan solle sich gleichfalls einen Sohn zeugen, und zu dem Ende eine Jungfrau verführen. Bei der Tochter eines frommen Christen gelingt ihm dieses nur dadurch, daß er sie im Schlafe überwältigt, da er sonst keinen Theil an ihr hat. Die Jungfrau fühlt sich entehrt, macht aber gleich das Zeichen des Kreuzes über sich und betet inbrünstig zur heiligen Mutter Gottes, daß er ihre Seele vor Verdammniß und ihren Leib vor Qualen bewahre. Darauf beichtet sie ihre Noth einem frommen Einsiedler, Placidus, unterwirft sich demüthig allen Pönitenzen, die er ihr auflegt, empfängt die Absolution, wird aber doch, als ihre Schande kund wird, als freche Buhlerin in einen Thurm gesperrt, wo sie den Merlin zur Welt bringt, dem sie sogleich die Taufe ertheilen läßt. Dadurch bringt sie den Teufel um die Frucht seines Betruges. Das Kind hat von seinem Vater freilich den Körper, Gott aber hat ihm die Seele und den Verstand gegeben, und zwar diesem Kinde mehr, als jedem anderen, „weil es ihm Noth that. Es konnte sich nämlich Gott, oder dem Satan überliefern, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte.“ Man sieht nicht recht,

ob die geistigen Vorzüge Merlins eine Gottes- oder eine Teufelsgabe sind. Einige Zeilen weiter heißt es nämlich: „Das Kind hatte die Aehnlichkeit mit seinem Erzeuger, daß es Alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit geschah oder gesprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter und die Reinigung der Taufe und durch die Gnade Gottes erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wissen.“ — Daß er aber auch die Vergangenheit kennt, beweist Merlin alsbald, da er achtzehn Monate alt ist; er fängt plötzlich an zu sprechen und befreit seine Mutter von der Hinrichtung, indem er dem Richter erklärt: Meinen Vater sollst du freilich nicht erfahren, ich will dir aber sagen, wer dein Vater ist, nämlich der Beichtiger deiner Mutter. Dieses weiß der Knabe zu beweisen, und der erschrockene Richter läßt auf Bitten seiner beschämten Mutter die arme Entehrte frei. Von nun an erscheint Merlin, obwohl anfänglich noch in Gestalt eines Kindes, doch schon völlig als Alles wissender und weiser Zauberer, aber es ist keine Spur von seines Vaters Bosheit in ihm. Er enthüllt dem frommen Einsiedler selbst das Geheimniß seiner Erzeugung, und wie der Teufel durch sich selber betrogen sei, indem er ihn mit einer reinen gottgeweihten Jungfrau erzeugt habe; theilt ihm hierauf viele geheime Weisheit mit und heißt ihn, sie in ein Buch schreiben, wozu der fromme Mann jedoch nicht eher willig ist, als bis Merlin ihm geschworen, er wolle ihn nichts schreiben lassen, was dem Willen Gottes und Jesu Christi entgegen sei. Hierauf erzählt er ihm die Geschichte von der Freundschaft Josephs von Arimathia mit Christo und die vom heiligen Gral, auf die wir später noch zurückkommen. Bis hierher spielt die Begebenheit im heiligen Lande. Nun aber wird Merlin auf Befehl eines Königes Vortigern in Bretagne dorthin berufen. Er geht hin, dient am Hofe dieses Königes, der ein Usurpator ist, und späterhin den rechtmäßigen Herrschern, Uter und Pendragon, als weiser Rath. Oft freilich entfernt er sich von dort, verweilt auch nicht selten bei Placidus in Northumberland, dem er alle seine Thaten dictirt; es scheint fast, als ob das Buch, welches wir lesen, die von Merlin dem Placidus dictirte Schrift sein solle; wenn man aber seiner bedarf, ist er immer zur rechten Zeit da

und entzieht den Königen seine klugen Rathschläge nicht. Besonders wichtig ist, daß er den Pendragon veranlaßt, nach dem Vorbilde der Tafel, an der Christus mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu Cardueil eine Tafel zu errichten, an welcher funfzig der edelsten Ritter sitzen sollen, die auf Merlins Angabe erwählt werden. Das ist die berühmte Tafelrunde, die späterhin unter dem Vorsitz von Pendragons Sohne Artus gestanden hat und den Gegenstand unzähliger altenglischer Romane bildet. Es folgt nun Begebenheit auf Begebenheit, Abenteuer auf Abenteuer, ohne Zweck und Ziel, wie in allen altenglischen Dichtungen jener Zeit; eine nationale Weise, die noch heutzutage in den socialen Romanen eines Boz und seiner Nebenbuhler wieder zu erkennen ist. Immer ist Merlin der rathende, helfende, mehr Weise als Zauberer; selbst Schlegel hat eine große Anzahl dieser Abenteuer, als den Gang der Geschichte nur hemmend, weggelassen; bis endlich unter allerlei wunderbaren Umständen Pendragons Sohn Artus König von Bretagne wird und, in unserem Romane wenigstens, zu London residirt, in den anderen Gedichten aus dieser Zeit und später wohnt er meistens zu Cardueil. Die Entwickelung der Geschichte des Merlin ist aber seltsam. Er geht einst durch den schönen Wald zu Brigogne in Gestalt eines jungen Edelknechts. Da sieht er eine schöne Jungfrau, Ninianne. „Dieser ihr in der Taufe beigelegte Name ist aus dem Chaldäischen und bedeutet: das thu' ich nicht. Die Bedeutung dieses Namens ging auf Merlin, wie man im Verlauf dieser Geschichte ersehen wird, denn sie war so klug und verständig, daß sie sich wohl vor Betrug zu hüten wußte." Ninianne ist nun freilich ein wunderschönes, aber herzloses, selbstsüchtiges Geschöpf, die keinen anderen Zweck hat, als durch Verstrickung des Merlin in den Besitz seiner Kenntnisse und Zauberkräfte zu kommen, und ihn am Ende kalt und fühllos verderben läßt. Er weiß das Alles vorher. „Als er sie zuerst sah, dachte er bei sich selber, er dürfe nicht um die Schönheit einer Frau von Sinnen kommen, auch kein Verlangen nach dem Leibe eines Weibes tragen, um nicht den Zorn Gottes auf sich zu laden; er sagte dies zwar Alles sich selbst, doch konnte er es

nicht lassen, sie zu begrüßen." Bei der ersten Bekanntschaft verräth Merlin ihr gleich seine Wunderkraft, zaubert ihr ein königliches Schloß und empfängt beim Abschied ihr Versprechen der Liebe und Treue. Dann kehrt er noch einige Male an den Hof des Königes Artus und zu seinem Erzieher Placidus zurück, geräth aber durch wiederholte Besuche bei seiner Freundin immer mehr in deren Fesseln, „daß er als ein Thor zuletzt ganz in ihrer Macht blieb." Er sagt bei seinem letzten Abschiede von Artus und von Placidus es Beiden voraus, daß er sie nicht wiedersehen werde, kehrt dann zur Ninianne zurück, lehrt sie auf ihre Bitte, wie sie einen Mann feßle ohne Kette, ohne Mauer, ohne Thurm, blos durch Kraft des Zaubers, so daß er niemals entweichen könne, wenn sie ihn nicht selbst entlasse. Ich weiß, erwiedert Merlin, daß du mich so zu halten Willens bist, doch kann ich nicht widerstehen, so ganz bin ich von deiner Liebe hingenommen. Er verräth ihr das fesselnde Zauberwort. — Im Walde von Broceliande ist eine Weißdornhecke. Der Liebende, dort im Schooß seiner Freundin eingeschlummert, wird von ihr mit unauflöslichem Zauber gebunden. Sie hätte ihm nachmals gerne die Freiheit wiedergegeben, aber der Zauber war zu stark. Gawin, der weltlustigste Ritter von Artus Tafelrunde, von diesem ihn zu suchen abgesandt, findet ihn dort. „Wie konnte dir, dem Weisesten unter den Menschen, solches begegnen?" Ich bin auch zugleich der Thörichtste, erwiedert Merlin, denn ich liebe eine Andere mehr, als mich selbst; ich lehrte sie, wie man mich fesseln könnte; nun kann Keiner mich befreien. — Daß er gestorben sei, meldet die Sage nicht.

2.

Wenn ein Bildhauer einen Christus oder einen Jupiter bilden will, so bedarf er dazu eines Materials; ganz einerlei ist es nun freilich nicht, ob er dazu Gold oder Elfenbein wählen darf, ob er sich mit Holz oder Thon begnügen muß, aber die Bedeutung seines Werkes ist nicht durch den Stoff bedingt, sondern durch den lebendigen Geist, den er ihm einhaucht. Es giebt unzählige Bearbeitungen der Artussage wie des Faust; sie haben

und entzieht den Königen seine klugen Rathschläge nicht. Besonders wichtig ist, daß er den Pendragon veranlaßt, nach dem Vorbilde der Tafel, an der Christus mit seinen Jüngern das Abendmahl genossen, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu Cardueil eine Tafel zu errichten, an welcher funfzig der edelsten Ritter sitzen sollen, die auf Merlins Angabe erwählt werden. Das ist die berühmte Tafelrunde, die späterhin unter dem Vorsitz von Pendragons Sohne Artus gestanden hat und den Gegenstand unzähliger altenglischer Romane bildet. Es folgt nun Begebenheit auf Begebenheit, Abenteuer auf Abenteuer, ohne Zweck und Ziel, wie in allen altenglischen Dichtungen jener Zeit; eine nationale Weise, die noch heutzutage in den socialen Romanen eines Boz und seiner Nebenbuhler wieder zu erkennen ist. Immer ist Merlin der rathende, helfende, mehr Weise als Zauberer; selbst Schlegel hat eine große Anzahl dieser Abenteuer, als den Gang der Geschichte nur hemmend, weggelassen; bis endlich unter allerlei wunderbaren Umständen Pendragons Sohn Artus König von Bretagne wird und, in unserem Romane wenigstens, zu London residirt, in den anderen Gedichten aus dieser Zeit und später wohnt er meistens zu Cardueil. Die Entwickelung der Geschichte des Merlin ist aber seltsam. Er geht einst durch den schönen Wald zu Brigogne in Gestalt eines jungen Edelknechts. Da sieht er eine schöne Jungfrau, Nimianne. „Dieser ihr in der Taufe beigelegte Name ist aus dem Chaldäischen und bedeutet: das thu' ich nicht. Die Bedeutung dieses Namens ging auf Merlin, wie man im Verlauf dieser Geschichte ersehen wird, denn sie war so klug und verständig, daß sie sich wohl vor Betrug zu hüten wußte." Nimianne ist nun freilich ein wunderschönes, aber herzloses, selbstsüchtiges Geschöpf, die keinen anderen Zweck hat, als durch Verstrickung des Merlin in den Besitz seiner Kenntnisse und Zauberkräfte zu kommen, und ihn am Ende kalt und fühllos verderben läßt. Er weiß das Alles vorher. „Als er sie zuerst sah, dachte er bei sich selber, er dürfe nicht um die Schönheit einer Frau von Sinnen kommen, auch kein Verlangen nach dem Leibe eines Weibes tragen, um nicht den Zorn Gottes auf sich zu laden; er sagte dies zwar Alles sich selbst, doch konnte er es

nicht lassen, sie zu begrüßen." Bei der ersten Bekanntschaft verräth Merlin ihr gleich seine Wunderkraft, zaubert ihr ein königliches Schloß und empfängt beim Abschied ihr Versprechen der Liebe und Treue. Dann kehrt er noch einige Male an den Hof des Königes Artus und zu seinem Erzieher Placidus zurück, geräth aber durch wiederholte Besuche bei seiner Freundin immer mehr in deren Fesseln, „daß er als ein Thor zuletzt ganz in ihrer Macht blieb." Er sagt bei seinem letzten Abschiede von Artus und von Placidus es Beiden voraus, daß er sie nicht wiedersehen werde, kehrt dann zur Nimianne zurück, lehrt sie auf ihre Bitte, wie sie einen Mann feßle ohne Kette, ohne Mauer, ohne Thurm, blos durch Kraft des Zaubers, so daß er niemals entweichen könne, wenn sie ihn nicht selbst entlasse. Ich weiß, erwiedert Merlin, daß du mich so zu halten Willens bist, doch kann ich nicht widerstehen, so ganz bin ich von deiner Liebe hingenommen. Er verräth ihr das fesselnde Zauberwort. — Im Walde von Broceliande ist eine Weißdornhecke. Der Liebende, dort im Schooß seiner Freundin eingeschlummert, wird von ihr mit unauflöslichem Zauber gebunden. Sie hätte ihm nachmals gerne die Freiheit wiedergegeben, aber der Zauber war zu stark. Gawin, der weltlustigste Ritter von Artus Tafelrunde, von diesem ihn zu suchen abgesandt, findet ihn dort. „Wie konnte dir, dem Weisesten unter den Menschen, solches begegnen?" Ich bin auch zugleich der Thörichtste, erwiedert Merlin, denn ich liebe eine Andere mehr, als mich selbst; ich lehrte sie, wie man mich fesseln könnte; nun kann Keiner mich befreien. — Daß er gestorben sei, meldet die Sage nicht.

2.

Wenn ein Bildhauer einen Christus oder einen Jupiter bilden will, so bedarf er dazu eines Materials; ganz einerlei ist es nun freilich nicht, ob er dazu Gold oder Elfenbein wählen darf, ob er sich mit Holz oder Thon begnügen muß, aber die Bedeutung seines Werkes ist nicht durch den Stoff bedingt, sondern durch den lebendigen Geist, den er ihm einhaucht. Es giebt unzählige Bearbeitungen der Artussage wie des Faust; sie haben

den Stoff gemein, aber welch ein Unterschied zwischen der alten Peredurerzählung des Kyot und Wolframs Parzival; zwischen dem Volksbuch von Faust und Goethes Meisterwerk. „Die Fabel vom britischen Peredur, sagt Vilmar, ist für Wolfram nur das Knochengerüste, welches er mit Muskeln und blühendem Fleische umkleidet, mit Mark ausfüllt und mit warmem Blute durchströmt, welchem er ein schlagendes Herz einsetzt und den Odem eines lebendigen Geistes einhaucht. — Mit überlegenem, starkem und tiefem Geiste ergriff Wolfram die Sage vom Gral und von dem Artusritter Parzival, um ein Epos zu schaffen, nicht der Thaten der Völker und der Begebenheiten ihrer Kriegsfahrten, nicht der Volksfreude und des Volksleides, sondern der Thaten des Geistes und der Begebenheiten der Seele, des Leides und der Freude des inneren Menschen; ein Epos der höchsten Ideen von göttlichen und menschlichen Dingen; wie Welt und Geist gegen einander streiten und Hochmuth und Demuth mit einander ringen, das ist der Gegenstand des Kunstepos, welcher von dem Helden, dessen Lebens- und innere Reinigungsgeschichte in demselben dargestellt wird, den Namen Parzival führt." — Auf ähnliche Weise äußert sich Rosenkranz über Faust: „Goethes Eigenthümlichkeit liegt darin, daß er Faust als Totalität weder einseitig theoretisch noch einseitig practisch nahm, sondern ihn zum Repräsentanten der menschlichen Gattung machte. Er verkündigt in seinem Drama das Evangelium des neuen Christenthums, d. h. desjenigen, welches den im Leben Christi angeschaueten Prozeß der Weltüberwindung in die Seele eines Jeden versenkt, daß er ein Gleiches thue und durch solchen Ernst der Versöhnung, durch solche Macht der Innerlichkeit Herr des Schicksals werde." — Wir lassen dahin gestellt sein, wie weit diese Idee schon im ersten Theil des Faust liegen möge, allein darin hat sowohl Rosenkranz als Vilmar Recht, daß so Wolfram wie Goethe den rohen Stoff ihres Gedichtes zum Träger ihrer erhabenen Ideen gemacht, daß Parzival das Epos, Faust die Tragoedie des Geistes im Lichte des Christenthums sei. Und dasselbe wollen wir aus voller Ueberzeugung von unserm Merlin nachzuweisen suchen, welcher sich würdig als Drittes an diese beiden größten Werke deutscher

Dichtung anreiht. Ja, wenn Parzival und Faust den einzelnen Menschen zum Gegenstände haben, so umfaßt Merlin die ganze Menschheit. Der tragische Grundgedanke dieser wundersamen Dichtung ist das eifrige Bemühen der Besten unserer Zeit, unser armes in Materialismus, Mammonismus und Genußsucht versunkenes Volk zum wahren Christenthum als dem einzigen sicheren Heil zurückzuführen. Aber diese Rückführung, und das ist eben das Tragische, so gewiß sie einst gelingen wird, ist zur Zeit noch mißlungen. Merlin ist die poetische Verklärung der ernsten Tragoedie, deren Entwickelung wir in unseren Tagen auf der großen Weltbühne in den religiösen Kämpfen des deutschen Volkes mit wachsender Spannung verfolgen. Für das Brettergerüste ist unser Gedicht nicht geschrieben. Der Dichter nennt es eine Mythe. Schon bevor Strauß die Wahrheit zur Mythe zu machen versucht, hat Immermann uns in einer Mythe die Wahrheit gegeben.

Bevor wir nun über des Dichters Intention und seines Werkes Bedeutung unsere Ansichten im Einzelnen aussprechen, wollen wir zuvörderst mit einiger Ausführlichkeit die Exposition des Drama darlegen, und dabei die vorkommenden Personen nebst den Sagenkreisen, aus welchen sie genommen sind, dem Leser in Erinnerung bringen.

Auf hohen Klippen, von wo man die Landschaft weit übersieht, stehen Satan, der Fürst dieser Welt, und Luzifer, sein Knecht, und reden über die Nachtheile, die ihrem Reiche durch die Geburt Christi drohen. Es mag auffallen, daß dem Fürsten der Name Satan, dem Diener der Name Luzifer beigelegt ist; da Satan im Buche Hiob jedenfalls in milderer Auffassung vorkommt, Luzifer aber als „Lichtbringer," als vom Himmel gefallener Morgenstern viel eher zur Bezeichnung des Wesens dienen möchte, welches unser Dichter mit dem Namen Satan bezeichnet, nämlich den Engel, der sich aus Liebe zur von Gott verstoßenen Finsterniß in dieselbe herabläßt, sie zu gestalten und — mit Farben zu beleben. Gleicher Weise wie in den Evangelien die bösen Geister Christum sogleich als den Sohn Gottes erkennen, der gekommen sei, sie zu verderben (Luc. 4, 41, Marc. 1, 24), erkennt hier Satan, daß des Menschensohn kommen

sei, die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh. 3, 8), und zürnt heftig.

Luzifer: Wir sahn, dich faßt' ein grimmig Leid,
Als bei des Sternes Helligkeit
Die Könige vom frühen Osten
Geknieet an jener Krippe Pfosten. — —
Wir Kleinen schauten lachend zu,
Die Brust zerschlugest, Großer, du,
Und stießest einen Seufzer aus,
Der unsern Scherz verkehrt' in Graus. — —

Satan: Wenn Satan weint, so hat er Grund. — —
O Erde, Tochter meiner Flammen,
Mußt du in Stöhnen rinnen zusammen!
Mein froh Metall, meine lichten Stein',
Soll euch der Pfaff am Rock entweihn!
O wilde Lust und Jugendbrunst,
O nackte Leiber, freche Kunst,
O Heldenherzen und Heldenstimm',
O todesherrlicher Königsgrimm,
Verjammert Alles in stumpfes Ach,
In heil'ges dumpfes Ungemach! —
Weißt du es nun? Hast du's gewittert,
Warum dein Herrscher zürnt und zittert!
Der droben stand der Welt zu weit,
Er konnt' sie mit dem Arm nicht langen,
Die unergründte Schlauigkeit
Ist aber jetzt ins Fleisch gegangen.
Die Menschen führt der Mensch zum Streit,
Den Teufel hält der Gott gefangen.

Luzifer bietet ihm nun zwar an, mit Hunger, Kummer, Dürre, Mäusefraß die Menschen heimzusuchen, aber Satan erklärt, daß das nichts helfe, denn „dabei bleibt aufrecht stehn des Menschen geist'ge Kraft," und Luzifer sieht mit Unmuth, daß die so Getroffenen schon wieder den Namen des Herrn loben, denn „Er hats gegeben und Er hats genommen." Ja er wird fast ergriffen, als er diese Umgestaltung der Dinge sieht und gesteht selbst:

Ja es ist wahr, es geht ein Fächeln,
Auflösend übers Erdenrund.
Mit süßem, frischem, milden Lächeln
Beschwören sie den neuen Bund.

Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen;
Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte;
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler schlank
Und trägt, ein Baum, granit'ne Blumen, Früchte!

Da Luzifer nun keinen Rath weiß, entdeckt ihm Satan endlich seinen Plan, und dieser ist kein anderer, als sich ebenfalls einen Sohn zu zeugen, der als Mensch Gewalt erlange über seine Brüder, sie in Satans Reich zurückzuführen.

Daß uns nichts bleibt, als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, hat das Treffen.
Doch was ihm glückt kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie Er, verjüngen.
Er war zu schwach, sie nach sich zu ziehn,
Da schuf er den Sohn, jetzt kennen sie ihn,
Der Mensch hat mit ihnen gelebt und gelitten,
In die Göttlichkeit ist er zurück dann geschritten.
Der Weg ist gewiesen, bezeichnet die Bahn,
Und Alle vermögen, was Einer gethan.
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben,
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben.

Und zu diesem Zweck ersieht er sich nun die gottselige Tochter eines frommen Christen. —

Es folgt eine Scene zwischen dem alten frommen Einsiedler Placidus und der Candida, jener vom Satan zu seinem schrecklichen Zweck erkorenen Christenjungfrau. Ihr Vater hält ein Freudenfest mit seinen Freunden, die Unruhe belästigt das stille Gemüth; sie bittet den Einsiedler um Herberge in der Hütte, die neben seiner Einsiedelei steht, und er geht fort, ihr das Lager zu bereiten. Allein gelassen spricht sie, in Beziehung auf die treu gepflegten Lilien des frommen Greises:

O daß ich schwebte auf dem Stengel,
Die leichte luftgenährte Blume!
Daß meine Seel', ein spiel'nder Engel,
Aufflammte zu des Kelches Ruhme!

O daß den Fuß mir nicht mehr drückte
Die rauhe, kieselharte Erde!
O daß mein Auge nicht mehr blickte
Auf Scherz und Schmerz, Lust und Beschwerde.

Getroffen hat der Dichter es richtig, daß Candida eben durch dieses feige Fliehen aus gottgeordneten Lebensverhältnissen, durch diese weichliche Sentimentalität, mit der sie sich dem Schmerz und der Lust der Welt zu entziehen sucht, die doch ein Christ stark genug sein sollte, ohne Gefahr für sein inneres Leben zu ertragen, nun in die größeste Versuchung fällt, und ein Opfer wird der physischen und geistigen Gewalt des Bösen. Satan erscheint ihr in schaudererregender Gestalt. — „Ich bin der Herr vom Muß." —

Denn weil du schön und lieblich, keusch und rein,
Drum eben sollst du meine Buhle sein.

Noch verläßt sie Satan auf einige Augenblicke. Placidus kommt wieder. Schon ist sie geistig gefallen. Ihre Wange glänzt verwandelt; das Vertrauen auf ihre Begnadigung durch Christum macht sie sicher; sie hat alle Bangigkeit verbannt, stellt sich freventlich Christo gleich, der auch die Versuchung überwunden habe, und fürchtet keinen Fall. Placidus entläßt sie mit einer Warnung vor dem Hochmuth in die Höhle. Während in der Ferne der fromme Kirchengesang O sanctissima erschallt, vollbringt Satan das Werk der Finsterniß. Der Morgen kommt. Placidus findet seine Lilien vom nächtlichen Sturmwind geknickt, redet von ängstlichen Träumen der Nacht, die ihm die alte Schuld seiner Jugend vorgehalten, und macht sich nun Vorwürfe, daß er gestern Abend das Kind für seinen Hochmuth gescholten, anstatt geistlich mit ihr die Nacht zu durchwachen. Da tritt Candida auf, sie redet im Wahnsinn des Hochmuths, die Erde erscheint ihr wie von Glas, sie schaut in die Tiefe des Abgrundes, da sitzt ein tapferer Riese auf dem von Schmerzen erbauten Thron in der ewigen Qualenwiese; düstre Helden umringen ihn, „Und die Hölle singt dem Kön'ge einen schönen Lobgesang." Die Lilien, welche Placidus in der Hand trägt, erscheinen ihr als todte Furienangesichter, die sie zürnend zertritt:

Fluch dem Himmel, Fluch der Erde, allem Fluch was Leben heißt.
Du allein, mein starker Bräut'gam, sei gelobet, sei gepreist.

Endlich wird sie weich; sie wünscht nie geboren zu sein, ihre Thränen fließen, sie wendet sich zu Gott:

O so fließet, meine Thränen, sendet, meine Augen, sendet
Aus das ungeheure Elend in den Bach, der nimmer endet.
Löst euch, meine jungen Glieder! Werdet Zähren, Fleisch und Bein!
Ach vielleicht sind dieses Wassers Fluthen wieder klar und rein.
Wenn die Seele, abgewaschen, in die Fluth dann niedersinket,
Ist's ein See, der in dem Thale zwischen Halmen glänzt und blinket,
Und die Wogen fragen schüchtern dann zum Himmel auf, dem blauen:
Willst du dein geliebtes Antlitz bald in meinem Spiegel schauen?

Bis so weit das Vorspiel. Das Stück beginnt. Es ist bezeichnet: der Gral. Placidus befindet sich mit Merlin in Britannien. Der Knabe bewegt sich in seltsamem Treiben. Der Riese zu Schadlimort hat eben auf Merlins Bitten zu Stonehenge aus gewaltigen Felsenmassen seiner Mutter ein Grabmal aufgethürmt, welches noch zu sehen ist, und der liebende Sohn singt nun ihr ein frommes Grablied, Placidus aber sinnt unruhvoll nach über das seltsame Wesen dieses Kindes, erzählt die Wunder bei dessen Geburt, wie die Mutter in Reue und Buße versunken das heilige Abendmahl und dadurch Vergebung empfangen, ehe sie das Kind geboren. Als er dasselbe aber zuerst in seine Arme genommen, und es die Augen aufschlug,

Da ließ
Ich's fast vor Schreck zu Boden sinken,
Wie aus des Abgrunds unterstem Verließ
Die hellen Grubenfackeln blinken,
So sahn aus bodenloser Tiefe diese Lichter.
Ist er, rief ich, der letzte Richter?
Bei ihren Blitzen konnt' ich lesen,
Was vor Jahrtausenden gewesen,
Das Sonst, das Jetzt, der Zukunft Gabe,
Und weltenalt schien mir der Knabe.
Er brachte Zähne mit und trank
Der Mutter Brust nicht; all sein Drang
War nach der Taufe. So taust' ich ihn,
Wie er mir selbst befahl: Merlin.

Merlin tritt auf; er beweist sich demüthig und fast unterwürfig gegen Placidus; redet kindlich von seiner Mutter und zeugt doch

von seiner Macht über die Natur. Hätt' ich die Wolke ersucht, sie hätte meiner Mutter Leichnam über's Meer hiehergebracht. Hätt' ich dem Felsen geboten, er hätte mir gehorcht, aber Gott hat den Fels zum Ruhen geschaffen. Darum bat ich den Riesen, denn ich ändere nicht, was Gott verordnet. Ich habe blos die Kraft der Bitte. Auf die Frage, wer er denn eigentlich sei, giebt er dem Alten die räthselhafte Antwort, er sei das vaterlose Kind; diesem sind dies Klänge ohne Sinn; Gott aber und Noch-Jemand werden sie wohl verstehen. Daß dieser Noch-Jemand kein anderer sein soll, als Satan, ist klar. Merlin setzt nun seine Unterweisung an Placidus fort. Er hat ihm Kunde gegeben von dem „Mark der Weltgeschichte bis zu den Tagen, in denen Christ sein Todeskreuz getragen." Nun erzählt er ihm vom Grale das Mysterium, und zwar fast ganz so, wie wir es in den altbritanischen Sagen und den daraus geschöpften mittelalterlichen Gedichten, besonders in Wolframs Parzival dargestellt finden. Das Allgemeinste darüber ist etwa Folgendes:

Die Einsetzung des Abendmahls habe eine doppelte Bestimmung gehabt; außerdem, daß es Allen zu gemeinem Gute diene, habe es für Einzelne, besonders Auserwählte, einen geheimen Segen. Bei der Kreuzigung des Herrn habe Joseph von Arimathia in der Schale, in welcher derselbe Tags zuvor den Wein als sein Blut den Jüngern dargeboten, den Strahl des vergossenen Blutes aus Christi Seitenwunde aufgefangen und sich mit demselben in tiefer Höhle verborgen. Während nun die Apostel in allen Landen die allgemeine Kirche Christi gründen, lebt Joseph vierzig Jahre in seiner dunklen Kluft, wo des Kelches Funkeln ihn speiset, tränket, wärmt und erleuchtet. „Denn dieses Gefäß*),

*) Die wahrscheinlichste Bedeutung des Wortes Gral ist Schale, Gefäß. Nach andern Sagen soll diese Abendmahlsschale ursprünglich mit zu den Geschenken gehört haben, welche die Königin von Saba dem Salomo gebracht. So war sie denn als rechtmäßiges Erbstück im Besitz Christi, als des Sohnes und Erben Davids. Immermann folgt noch der früher herrschenden Ableitung des Wortes Sanct-Gral von Sanguis realis, wahrhaftiges Blut. Die obige Darstellung ist aus Vilmars Vorlesungen, S. 152 flg.

an welches sich somit die Welterlösung und Darbringung des christlichen Opfers äußerlich und sichtbarlich anknüpfte, ist darum mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet, und nicht allein, daß es, wo es verwahrt und gepflegt wird, die reichste Fülle irdischer Güter gewährt, wer es anschauet, auch nur einen Tag anschauet, kann, und wäre er siech bis zum Tode, in derselben Woche nicht sterben, und wer es stetig anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, nicht grau das Haar, und schauete er es zweihundert Jahr lang an. — — An jedem Charfreitage bringt eine leuchtend weiße Taube die Hostie vom Himmel in den, bald von den Händen schwebender Engel, bald reiner Jungfrauen getragenen Gral hernieder, durch welche die Kräfte desselben erneuert werden. — Dieses Heiligthums Hüter und Pfleger zu sein ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit; aber nicht jeder ist dieser Ehre würdig; Pfleger des Grals kann nur ein treues, sich selbst verleugnendes, alle Eigensucht und allen Hochmuth in sich vertilgendes Volk, König und Pfleger dieser Hüter nur der unter diesen Treuen und Demüthigen demüthigste und treueste, der reinste und keuscheste Mann sein."

Nachdem nämlich Joseph von Arimathia gestorben, haben die Engel, weil die Kirche entartet war, fünfhundert Jahre lang den Gral zwischen Himmel und Erde schwebend gehalten, endlich aber hat Christus sich erbarmt, einen frommen König von Anjou, Titurel, zum König des Gral erwählt, ihm geboten, nach Anleitung eines vom Himmel gefallenen Risses ihm auf Montsalvatsch, einem Berge im Westlande (etwa Nordspanien), einen köstlichen Tempel zu erbauen, der gleicherweise an den Tempel des neuen Jerusalem in der Apocalypse erinnert, wie an die sogenannten gothischen Kirchen des Mittelalters. Eine Hüterschaar, Templeisen genannt — gleichsam das Ideal des Tempelherrnordens — ist auf diesem Berge versammelt. Nach dem Titurel ist Amfortas König des Gral geworden; der aber hat durch sündige Liebe sich ein schweres Leiden zugezogen, von dem er nur durch Parzival, einen Neffen, errettet wird, welcher nach ihm König vom Gral wird, als welchen wir ihn in unserem Stück vorfinden. Zuletzt, als die Bosheit im Abendlande zunahm, hat sich der Gral nach

dem fernen Indien versetzen lassen, wo sein nur noch nicht wieder aufgefundenes Friedensreich unter dem Priester Johannes noch besteht. Man hat wohl den Katholicismus als das Petrinische, das Christenthum der Hoffnung bezeichnet, den Protestantismus als das Paulinische, das des Glaubens; demgemäß dürfte man noch eine dritte Ausgestaltung der christlichen Idee erwarten, das Johanneische Christenthum als das der Liebe; und der Art Ansichten liegen offenbar dieser Sage von dem Gralreich des Priesters Johannes zum Grunde.

Noch ist besonders hervorzuheben, daß zum Templeisen, d. i. zum Pfleger des Grals oder gar zum Könige desselben, niemand anders als durch den Gral selbst berufen und erwählt werden kann, und diese Berufung, wie alle andern Gebote des Grals, erscheinen in einer flammenden, strahlenden Schrift am Rande desselben, so oft es Christo gefällt; andererseits muß aber doch nun auch noch der Berufene nach dem Gral fragen, wie denn die ganze Verwickelung des Wolframschen Parzival sich um den einen Punkt dreht, daß der Held, zum Könige des Grals berufen, nach Montsalvatsch gelangt, den Gral sieht, aber nicht fragt, und demnach erst durch lange Irrfahrten und Kämpfe zum zweitenmale zum Ziele gelangen kann. Denn wer stumm und stumpf vor dem Heiligthume steht, wie vor dem Alltäglichen, ohne das Wunder zu ahnen, und nicht darnach fragt, ist dessen nicht würdig.

Das ist nun das Geheimniß vom Gral, über welches Merlin dem Einsiedler in einer wunderschönen Romanze Kunde giebt, deren Schönheit aber doch nur der recht würdigen kann, dem der Stoff nicht ganz neu ist; zugleich aber verkündigt er ihm eine nahe bevorstehende zweite große Verherrlichung des Grals und nimmt Abschied von ihm. Er verwandelt sich dann zum Manne und beschließt, um jene Verherrlichung des Grals herbeizuführen, den König Artus und seine Tafelrunde zu Hütern desselben zu machen.

Du hast's beschlossen, ewiges Geheimniß,
Zu winden dich durch jede Erdenschmach.
Im letzten, tiefsten Kothe blieben nach
Die holden Spuren deiner süßen Säumniß.

So gabst du dich den Fischern, Zöllnern hin;
Dem Schächer, dem die Beine schon gebrochen,
Hast du die hohe Gastfreundschaft versprochen,
Dein Testament erging an dumpfen Sinn.

Und wieder bist du, sanfter Gott, gefangen
Auf Montsalvatsch durch deines Willens Kraft,
Dich hält der blöde Titurel in Haft
Mit seiner Zunft, der eingeengten, bangen.

Geendet ist das Niedersteigen itzt!
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes
Wählst du Merlin. Er leitet dich, du weißt es,
Den Rückweg, der von deinem Feuer blitzt.

Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüther,
Die Stirn vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus Haupt;
Dem hehren Gral schaff' ich die ächten Hüter.

Die Sage vom König Artus hat historische Grundlagen. In den Kämpfen der alten Britonen gegen die unter Hengist und Horsa eingedrungenen Angelsachsen hat sich im sechsten Jahrhundert ein König Arthur von Wales ausgezeichnet. Altbrittische Barden, zum Theil noch seine Zeitgenossen und Mitstreiter, haben uns seine Thaten aufbehalten. Spätere Zeiten umgeben sein Haupt mit maßlosem Ruhm. Nennius, ein altenglischer Geschichtsschreiber im achten Jahrhundert, dessen lateinisch geschriebene brittische Geschichte wir noch haben, zeigt ihn uns schon in dichterischer Verklärung; eine Stelle seines Werkes, vielleicht späteres Einschiebsel, läßt ihn sogar, wie die spätere Sage Karl den Großen, einen Kreuzzug nach Jerusalem unternehmen; ein gewisser Gaalfried von Monmouth in seiner brittischen Chronik häuft diese Fabeleien noch mehr und giebt sie dabei für historische Wahrheit aus. Diese Sagen verbreiteten sich durch die Uebersiedelung der Britten nach Armorica (Bretagne) auch im Norden von Frankreich, wo die Dichter des Mittelalters den Artus und seine Helden zum Träger und Mittelpunkt ritterlichen Lebens umgestalteten. Von dort sind diese Sagen auch nach Deutschland herübergebracht und fanden unter den höfischen Dichtern mannigfache Bearbeitung. Vgl. Ettmüller, Handbuch der deutschen Litterärgeschichte S. 205 flg.

Die äußere Gestalt der Sage haben wir schon oben aus Schlegels Darstellung angegeben; die einzelnen in unserem Gedichte vorkommenden Ritter: Erek, Iwein, Lanzelot, Gareis sind in den alten Romanen immer wiederkehrende Figuren, wie denn auch fast jeder den Helden eines selbstständigen alten Gedichtes bildet; die Charactere, die Immermann den einzelnen beilegt, sind nach jenen Gedichten gewählt. Ginevra ist überall die liebeselige und keusche Königin, der die Ritter in ehrfurchtsvollster Scheu die zartesten Huldigungen darbringen. Auch die zarte Liebe Lanzelots zur Ginevra, wie sie in unserem Gedichte eine der lieblichsten Episoden bildet, ist keine bloße Erfindung Immermanns; charakteristisch ist's jedenfalls, daß der edle Artus, von Lanzelots keuscher Liebesgluth gerührt, dem Nebenbuhler, statt ihn zu strafen, seiner Gattin Schleier als Schärpe umbindet:

Trag' diese Bind' im Dienste deiner Wahl,
Nach Fug und Recht und Brauch der Paladine,
Gebahr dich, wage, dulde, wirb und diene!
Denn Schönheit ist das Licht der hohen Seelen,
In ihr bricht auf das Leben zum Gewinne,
Und keinem Tapfern soll die Blume fehlen
An seines Helmes Spang': die hehre Minne!
Die Schönheit ängstlich neidisch zu bewachen
Geziemt nur eines Marke*) blödem Sinne.
Es höhnt die Sorgenvolle Kunst des Schwachen
Die schlaue, tiefe, wilde, tapfre Minne.
Was hat der Schmerz zu thun mit meinem Amte!
König von meiner Tage Anbeginne,
Blieb ich, ob Pein des Feuers in mir flammte,
Der höchste Schirmvogt ritterlicher Minne.
Und daß sie sich nicht selber arg zerstöre,
Stell ich sie hiemit in die Hut der Ehre.

Wenn man nun die hierauf folgende Scene zwischen Lanzelot und Ginevra liest, die wir uns kaum versagen können, ganz herzusetzen, so muß man erstaunen, mit welchem tiefem Gemüth, mit

*) König Marke, in dem Roman Tristan und Isolde, bewacht seine Gemahlin Isolde aufs ängstlichste, und wird doch stets von ihr und ihrem Buhlen Tristan betrogen.

wie viel Geist und Zartheit unser Dichter aus dem hohlsten Stoff das köstlichste Gebilde zu machen versteht. Denn hohl sind diese Stoffe der Artussage. Ettmüller sagt darüber mit vollem Rechte: „Wenn die deutsche Heldensage schlechthin menschliche Leidenschaften . . . uns vor Augen stellt, wenn die Karlssage die gegenseitige Befehdung des Christenthums und des Islam im Westen Europas . . . uns vorüberführt, so versucht die Artussage uns mit Begebenheiten zu unterhalten, die an sich oft wunderlich, immer kleinlich, nicht selten bedeutungslos, einzig deshalb da zu sein scheinen, daß die edlen Ritter darin ihre Absonderlichkeit auf das Glänzendste an den Tag legen können. — Menschliche Leidenschaft darf der Ritter des höfischen Epos niemals auf rein menschliche Art zeigen, das stieße ganz gegen die feine Sitte der Höfe. Die Liebe, die Treue, die Freundschaft, das Ehrgefühl, selbst die Tapferkeit, Alles ist standesgemäß zugeschnitten und den oft lächerlichen Ansichten und Strebnissen untergeordnet. — Dies die Schattenseite des höfischen Epos; als die Lichtseite erscheint dagegen die stets gewandte, nie rohe — zuweilen sogar höchst geistreiche Behandlung des niedrigen Stoffes. Diese Epen sind, um es kurz zu sagen, Gedichte, ganz geeignet für Menschen, die Scheu tragen, sich in die Tiefen menschlicher Leidenschaften zu versenken, an Allem dagegen sich erfreuen können, was durch äußere Glätte, Feinheit, Wohlgestalt sich auszeichnet; für Menschen, welche feine Sitten, anmuthige Geberden, höfische Gewandtheit höher stellen, als Größe des Geistes, Tiefe des Gemüthes, Kraft der Leidenschaft." —

Und diese Leute wählt Merlin zu Hütern und Pflegern des Grals!

Noch insbesondere aber sind hier, ehe wir weiter gehen, Kay und Klingsor namhaft zu machen. Ersterer ist Hofmarschall an Artus Hofe und kommt in allen Romanen als lustige Person, oder vielmehr als derjenige vor, über dessen kleinliche Arroganz, Dummheit und Bosheit sich Alle lustig machen; und so tritt er auch in unserem Gedichte auf; er wird ausgesandt, um das „vaterlose Kind" zu suchen, von welchem Klingsor, aus tieferem Ahnen, als er selbst sich zugestehen will, geredet hat als dem

Retter aus dem Gefühl des Unbefriedigtseins, das die Tafelrunde beschlichen hat. Klingsor selbst aber nimmt in unserem Gedichte eine etwas andere Stelle ein, als wohl sonst in den bretonischen Romanen. Nach der Sage ist er Herrscher in Kalabrien gewesen, der mit der Gemahlin des Königs Ibert von Sicilien in einem Liebeshandel überrascht, von dem erzürnten Gemahl mit dem Schicksal Abälards bestraft worden und von der Zeit an Haß gegen das ganze Menschengeschlecht gefaßt hat. Er geht in den Orient, lernt dort alle Zauberkünste, begiebt sich hierauf nach England, wo er sich in terre merveille ein Zauberschloß Kastel Merveil erbaut, in welchem er besonders einen wunderbaren Spiegel aus Indien besitzt, in dem er die ganze Umgegend, das Ferne, wie das Nahe übersieht. Im Parzival des Wolfram wird dieses Schloß durch den tapfern Ritter Gawein erobert und zerstört. In unserem Gedichte tritt seine Zauberei eigentlich mehr zurück; er erscheint als Naturforscher und Magier, ein Symbol der kleinlichen Naturbetrachtung, durch welche man am Ende doch nicht ins Wesen der Dinge eindringt. Er ist hier ein Greis von mehr als 80 Jahren, der jetzt am Ende seines Lebens die Eitelkeit seiner Bestrebungen schmerzlich empfindet und doch nicht von dem Stolze lassen kann, zu dem ihn die Kleinheit seiner Umgebung emporgetragen hat. Da ihm sein Diener, der Zwerg, aus dem Koheleth die Worte, alles ist eitel, vorliest, so läßt er das Buch ins Feuer werfen. Hier scheint Klingsor blos ein Diener Satans zu sein, der auch zu ihm ganz freundlich spricht. Um seinen Zauberkreis liegt eine Schlange, die er Ophiomorphos benennt;

> Ophiomorphos, aus dem Blick gezeugt,
> Da in der Hyle Jaldaboth sich spiegelt,
> Noch niemals hab ich deinen Mund entriegelt,
> Genügend hat dein Anschaun mir gedäucht.

Dies ist eine Anspielung auf die Ideen der Ophiten, einer ketzerischen Secte aus dem 2.—3. Jahrhundert. Sie dachten sich als Schöpfer der Welt (Demiurgos) nicht den ewigen Gott, sondern ein beschränktes, in seiner Beschränktheit gegen die höhere Weltordnung durchaus feindselig gesinntes und in dieser feindseligen

Gesinnung verharrendes Wesen, Jaldaboth; was ihm vermöge seiner Abstammung von der Sophia, der göttlichen Weisheit, an höherem Lichte zu Theil geworden, mißbraucht er, um sich gegen die höhere Weltordnung aufzulehnen und sich zum Herrn zu machen. Doch muß er, ohne es zu wissen und gegen seinen Willen, der Sophia dienen und zuletzt seinen eignen Sturz und seine Vernichtung herbeiführen. Und selbst der böse Geist, der Schlangengeist, Ophiomorphos, der daher entstand, daß Jaldaboth voll Neid und Haß gegen den Menschen in die Hyle (die Weltmaterie) hinabsah und sich abspiegelte und abbildete, muß wider seinen Willen nur Werkzeug sein für die Vollziehung der Absichten göttlicher Weisheit. (Vgl. Neander, Kgsch. II. 149.) Da nun Immermann Satan nicht als den absolut Bösen anerkennt, so ist dieser Schlangendienst des Ophiomorphos als der Naturdienst des alten Zauberers zu fassen; freilich zeigt ihm dann aber auch die Schlange, indem sie auf die Frage nach dem Ergebniß seines Lebens in Staub zerfällt, daß er sein Leben in unnützem Ringen verloren habe. „Unselig, Natur vergöttern!“

Dem Kay, der „das Kind ohne Vater“ suchen soll, giebt nun Merlin, als er vom Suchen ermüdet, eingeschlafen, vom schönen Paradiese nach seiner niedrigen Phantasie träumt, ein Täfelchen in die Hand mit mystischen Charakteren: das Kind ohne Vater werde kommen. Dann führt uns der Dichter zum Klingsor nach Kastel Merveil, zeigt ihn uns in seinem Unmuth, irre geworden an dem Ergebniß seines Lebens und endlich niedergedonnert durch das von Kay überbrachte Täflein. Er kennt die wunderbaren Charactere, ihm drängt sich schreckend die Ahnung auf, es lebe ein Größerer als Klingsor. Nun folgt die gewaltigste Scene des ganzen Gedichts, ein Zwiegespräch zwischen Satan und Merlin beim Grabmal der Mutter auf Stonehenge. Satan will seinen Sohn bereden, gegen das Christenthum zu kämpfen. Aber Merlin versagt unbedingt den Gehorsam, und als Satan seine Schöpfung als die allein schöne und herrliche preist, als er sich beklagt, daß durch das Christenthum den Menschen die Freude an der Schönheit der Natur und ihrer Gaben Genuß geraubt werden solle, (immer der alte ungerechte Vorwurf, der zwar die

Verirrung der katholischen Kirche, aber wahrlich nicht das reine Christenthum trifft), da eröffnet Merlin ihm einen Blick in den Himmel und läßt ihn die Natur in Gott schauen. Doch wir können uns nicht enthalten, diese Scene ausführlich mitzutheilen. Satan spricht, du bist mein Sohn. Merlin gesteht ihm dies nur nach des Fleisches Sinne zu, denn seine fromme Mutter sei Gottes gewesen, und fährt dann fort:

Ich bin deiner und ihrer.
Deiner im Wissen, vielleicht im Wähnen,
Ihrer im Gebet, in Demuth und Thränen!
Du bist der Sterblichkeit mächt'ger Regierer,
Aber du redest zu dem Ebenbürt'gen,
Dämon, mußt du den Dämon würd'gen.
Wie im Aug' erst auflebt des Malers Tuch,
Wie der Schriftzug im tiefsinnigen Buch
Von dem Lesenden seine Seele gewinnt,
Hab' ich, unglückliches Doppelkind,
Mich erst gewonnen im Schooße der Armen,
Und Merlin ist des Satan Sohn
In der Gnade der Mutter durch Gottes Erbarmen.
Deine Beute, sie ist dir entflohn,
Und über dein verfehltes Wagen
Hast du dich nur bei dir zu beklagen.

S. Vielmehr deinen Stolz, ich muß ihn preisen,
Er bewegt sich denn doch in meinen Kreisen,
Dieser Worte Kraftstrotzendes Wehen
Zeigt mir, wir werden uns wohl verstehen.

M. Gerechtigkeit werde dir gerne gezollt. — —

S. Drum sollst du mir mein heil'ges Recht verschaffen,
An deine Tugend wend' ich mich!

M. Wer stört in deinem Rechte dich?
Was kümmert dich der Wahn der Laffen?
Du bist der Demiurgos, Schöpfer; wir erkennen,
Wir Wissenden dich an, und deinen Namen nennen
Wir achtungsvoll.

S. Der Wen'gen Achtung mir genügen soll?

M. Es steht ja Alles, wie du es gebildet.

S. Nein es verwittert, es verwildet.

Am Anfang, da Er in sich aufgelebet,
Und an dem eignen Strahl die Kraft entbrannte,
An seinem Blick das Auge sich erkannte,
Hat in des Abgrunds Tiefen Er gebebet.

Und zitternd setzt' Er ein des Chaos Schichtung,
Die todte, dumme, farbenlose Masse,
Das Oede, Trübe, Finstre, Nebelnasse,
Als eine Schranke gegen die Vernichtung,

Daß leblos den Despoten sie umwalle!
Ich aber schwang mich auf des Sturms Gefieder
Voll brünst'gem Mitleid zur Verworfnen nieder;
Das ist die Wahrheit von der Engel Falle! — —

Vollendet war's am sechsten Tag, da ging ich,
Den Duft der Schöpfung schlürfend, durch den Garten,
Und von der jungen Heerde tausend Arten
Den unschuldsvollen Säuglingsdank empfing ich.

Kennst du Vollkommneres, als mein Gebäude?
Ein stät'res Gleichmaaß du von Blühn und Sterben?
Den reinern Tausch von Zeugen und Verderben?
Kennst du in zärtrer Mischung Schmerz und Freude?

Kennst du nothwendigere Nothwendigkeit?
Kennst du den rundern Kreis geschlossner Pflichten?
Kennst du der Schuld gerechteres Zernichten?
Kennst du die treuere Beständigkeit?

Den Reichen straft, wornach ihn heiß gelüstet,
Es siegt der Held durch Ueberkraft und sinket,
Der König, gleich den Andern, Lethe trinket,
Das Volk bleibt in dem Dunkel, unverwüstet.

Er aber grollte drei Jahrtausende.
Und zornig, daß mein Herz zum Sein entflammet,
Was kalt zu ew'gem Schlummer er verdammet,
Goß er die Gährung aus, die brausende.

Seit er auf Golgatha geächzt, gezittert,
Durchschleicht ein Wurm des großen Baumes Früchte,
Löst auf die Pest das Innerlichstgefügte,
Ist mein unsterblich Wohlsein mir verbittert.

Denn meiner Menschen Augen sind die Becher,
Zu denen Alles, was da lebt und webet,
Sich zu erfrischen durst'ge Lippen hebet,
Dahin verwies ich alle meine Zecher.

Er, der Entsetzlich-Unergründliche,
Umschleierte die holden, frohen Blicke,
Und trieb die Armen mit der feinsten Tücke
In's Wesenlos', in's Unausfindliche.

Wozu der Gaumen, darf er sich nicht letzen?
Wozu ein Ohr in der Verstummung Fasten?
Was nützen Hand und Fuß bei trägem Rasten?
Was frommt ein Aug', das Farben nicht ergötzen?

Mit Sinnen, Nerven, Blut und Geist durchschüttet,
Bemühn sie sich, die Gaben zu verachten;
O gräuelvoll selbstmörderisches Trachten!
O Wuth, die ihres Ursprungs Quell zerrüttet!

Sind sie, von leerer Sehnsucht übermeistert,
Nur erst zerfallen an den eitlen Sorgen,
Zerfällt der Lenz, Herbst, Sommer, Abend, Morgen,
Von keines Menschen Lobe mehr begeistert;

Stumpft sich der Winkel meiner Signatur,
Und wie der Kalk sich an der Luft zerreibt,
Und vom Krystall nur Feuchtigkeit verbleibt,
Zergeht in Todesschmerzen die Natur.

Dann hat er, was er will, besitzt, was mein,
Und mit dem Chaos ist er dann allein.

M. Aufrichtig sagtest du, was dir bekannt,
Und deinen Gram, ich kann ihn mitempfinden.
Indessen ist dies Leid bald abgewandt,
Und die Bekümmerniß soll schwinden.

Wenn dir vor deiner Welt Vernichtung graut,
Weil er, als du damit zu Stand gekommen,
Sie zärtlich in den Arm genommen,
Und auf die Lippen der geschmückten Braut
Den Kuß gehauchet, welcher Christus heißt,
So wiss' allmächtiger, und doch befangner Geist,
Nun lebt sie erst und welket nie;
Eröffnet Euch, ihr Himmel! Sieh!

(Er reckt den Arm aus. Die Wolken theilen sich.
Es erscheint die Herrlichkeit des Himmels.)

S. Was thust du? Wehe dir und mir!
Ich erblinde!

M. Finde
Dich wieder! Denke des Tages, da, gefaltet
In seinen Strahlen, ein spielender Blitz du gewaltet!
Trage das Gesicht! Ich ertrag' es.

S. O Adonai!

M. Was siehst du? Sag' es.

S. Martrer! Mich selbst ... Alles ... Ist's Wesen ...
Ist's ein Spiegel? ... Ich kann nicht lesen,
Ob's sein? Ob es mein? Laß ab, mich zu pein'gen!

M. Du bist es selber mit allem Dein'gen. —
Sieh nun, ob du aus dir geboren,
Deß du vor mir dich hoch vermessen.
Du kamst ja nur von ihm, und warst der Diener dessen,
Der dich zum Werke günstig auserkoren.

Denn weil in seiner überschwell'nden Güte
Er sich nicht einsam mochte nur genießen,
Drum ließ er aus dem göttlichen Gemüthe,
In dir den Funken seiner Allmacht sprießen,
Und was in seinem Reichthum ewig fertig,
Deß wollt' er sein aus dürft'ger Hand gewärtig.

Es werde das Geheimniß nicht verletzet
Durch rohen Laut! Nur Eines noch:
Er hat in dir sich als den Haß gesetzet,
Weil überschwänglich ihn die Liebe zog;
Frei ließ er schalten dich in seiner Habe,
Damit, was außer ihm, das volle Leben habe.

Blick hin! Du hast der Tage sechs gebraucht,
Dann drei Jahrtausende, dir's zu bewahren;
Ihm hat die kürzere Frist getaugt,
Sieh die Dinge in ihm, wie sie sind und waren.

Sieh Alles nacheinander und zugleich!
Vor und zurück, in Zwietracht, ausgeglichen,
Schwermuth und Heiterkeit im Friedensreich,
Und die Vergangenheit, die nicht verstrichen!

Vollendet sieh's, sobald er's nur gedacht,
Die Ernte sieh verschwistert mit den Lenzen,
Sieh seinen Sonnentag, zugleich die große Nacht,
Drin des Orion Gürtelsterne glänzen!

Sieh dort die Gaben von der Erde Tische,
Auf goldnen Matten rein und klar gebreitet,
Den Winter sieh, der mit des Nordens Frische
Der jüngsten Blüthe keinen Tod bereitet!

Sieh, wie die Wogen sich im Sturme wälzen,
Und als gelindes Oel das Ufer streicheln,
Sieh aus dem grausten Stamm, dem starrsten Felsen
Hervor die Seele sanftverschämt sich schmeicheln!

Sieh hin! Denn ach, ich stammle nur,
Und meine Rede klingt wie Spott.
Sieh, mächt'ger Gott in der Natur,
Sieh droben die Natur in Gott!

Diese Natur in Gott solle nun, so bezeugt Merlin, durch ihn der ganzen Menschheit zugeeignet werden, dazu habe Satan ihn nach Gottes Beschluß zeugen müssen. Es handelt sich also um eine Vermählung des Christenthums mit allen Herrlichkeiten der Natur. Satan solle ihn nicht weiter belästigen. Er werde ihn doch an der Erfüllung dieser Aufgabe nicht hindern. Das verspricht Satan, und verläßt ihn.

In einer bunten Reihe von Scenen führt uns nun der Dichter das lustige, genußreiche, aber auch eitle und deshalb unbefriedigende Leben an König Artus Hofe vor. Da treibt Kay seine thörichten Scherze, da singen die Minstrel, da turnieren die Ritter, dann aber fühlen sie sich auch von unverstandenem Sehnen beunruhigt und mögen doch das Lied vom Gral nicht hören, hoffen vielmehr auf das verheißene Kind ohne Vater, als auf eine neue Würze ihres unbefriedigten Lebens; denn gewiß aus tiefer Herzenserfahrung hat Goethe, der einmal ein ähnliches Leben geführt, das Wort gesprochen, daß sich alles in der Welt ertragen lasse, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. Hierauf kommt Merlin an den Hof, zuerst vernichtet er den Klingsor, hält ihm sein eitles nichtiges Treiben vor, und weissagt ihm Beides, er werde vor Fröhlichkeit und vor Herzeleid sterben. Klingsor geht auf sein Schloß Merveil und stirbt mit den Worten:

Denkst, Junge, ich sterbe vor Herzeleid,
Weil's die Götter mir so gefüget?
O Liebster, ich sterbe vor Seligkeit,
Daß du mich, mein Jüngling, besieget.

Herzjunge, mein Junge! das war ja der Gram,
Daß den Größern ich nimmer zu sehen bekam,
Nun haben's die Götter gefüget.

Die fernere Entwickelung der Handlung brauchen wir hier nicht weiter voraus zu senden; wir würden uns in dem folgenden Abschnitt, der die Intention des Dichters und die Idee seines Gedichtes behandeln soll, doch nur wiederholen müssen. Genug, Merlin unternimmt es, die Tafelrunde zum Gral zu führen. Sie machen sich auch willig auf den Weg, obgleich die Meisten bald wenig rechten Muth zur Sache haben und die thörichte Fahrt halb und halb bespötteln. Unterdessen wird Merlin, ganz wie in dem alten Gedichte, von der Ninianne gefesselt, die ihn endlich so weit bringt, daß er ihr das Wort sagt, welches ihn ewig bannt, sobald sie es ausspricht. „Lautete es so?" fragt sie, als ob sie es nicht richtig gehört, — und Merlin ist gebannt, er liegt unter der Weißdornhecke, die er für einen Palast hält, und die Artusritter verschmachten in der Wüste. An dem Gral aber erscheint eine Schrift:

Auf, gürtet eure Lenden, ihr Templeisen,
Den Unbezwungnen zwingt das völlig Schlimme.
Ich muß, muß mich vom Abendland verweisen,
Ich löse mein Gebäu von diesem Felde,
Nach Indien will ich Luftgetragen reisen.
Dort aber wird geschehn, was ich vermelde:
Des neuen reinen Priesterreiches Stiften
Im tiefsten schauervollsten Urgewälde.
Denn mich vertreibt aus den erwählten Triften
Der Antichrist! Er suchet das Geschlecht
In ungeheurster Sünde zu vergiften.
Des letzten Ankömmlings (Lohengrins) Dienst und Recht
Sei dies: zu bleiben in dem Abendrothe,
Dem Leid zum Trost, dem Bösen zum Gefecht.
Titurel bleibt Pfleger bei des Lebens Brote,
König ist Parzival, der Große, Freie;
Und in die Welt geht Lohengrin, der Bote.
Die ird'sche Trias aber sind die Dreie.

3.

Nachdem ich nun den Inhalt und den Gang des Gedichtes, ich hoffe, nicht ungetreu, meinen Lesern dargelegt, handelt es sich darum, die Bedeutung desselben nach der Intention des Dichters und die darin sich aussprechende Grundidee zu erkennen und als richtig erkannt nachzuweisen. Ich muß aber dabei auf die schon in der Einleitung angedeutete Ueberzeugung zurückkommen, daß Beides, Intention des Dichters und Grundidee des Gedichtes, keineswegs nothwendig völlig zusammenfallen müssen, und deshalb gar wohl unterschieden werden dürfen. Ein Landschaftsmaler findet auf seiner Wanderung einen Standpunkt, von wo aus er die Gegend treulich auf seine Leinewand bringt. Nicht blos die klar vor ihm liegenden Gegenstände, auch den entfernten Hintergrund mit seinen Waldungen, Hügeln, Thurmspitzen und Bauerhöfen, die er vielleicht nie in der Nähe gesehen, hat er dargestellt; sollte nun ich, vielleicht gerade ein Bewohner jener Gegenden, der jenen Wald oft durchforscht, in diesem Kirchlein oft gebetet, das dort verkündigte Evangelium oft gehört, und mit den Edelsten und Frömmsten aus der Gemeinde wohl bekannt, nicht mehr aus jenem Gemälde herauslesen, als der Maler selbst, indem er malte, gewußt und verstanden hat? Er malt das über die Bäume hervorragende Thürmlein, mir tritt dabei die längst bekannte Kirche vor die Seele; ja unter Umständen möchte es geschehen, daß ich ihn die Gegend erst recht kennen lehrte, die er getreulich dargestellt hat, oder auch ihm etwa einen verfehlten Punkt zeigte, wo er aus Unkenntniß des Ganzen falsch gesehen oder falsch aufgefaßt hätte. — „Ich habe," schrieb Goethe, 1831, „den nunmehr seit vollen vier Jahren wieder ernstlich vorgenommenen zweiten Theil des Faust in sich selbst arrangirt, bedeutende Zwischenräume ausgefüllt und vom Ende herein, vom Anfang zum Ende das Vorhandene zusammengeschlossen. — Wenn es noch Probleme genug enthält, indem der Welt- und Menschenkenntniß zugleich das zuletzt aufgelöseste Problem immer wieder ein aufzulösendes darbietet, so wird es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Andeutungen versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte." — Nachdem wir Goethe's Zeugniß für uns angeführt, hoffen wir, man werde es uns wenigstens nicht als Anmaßung auslegen, wenn wir auch im Merlin einen tieferen Gehalt, oder, um es gerade heraus zu sagen, tiefere christliche Ideen enthalten finden, als solche, von denen wir voraussetzen dürfen, daß der Dichter sie je, oder wenigstens als fest gewonnene und behauptete Lebensansicht gehabt habe.*)

Auf den ersten Augenblick nun könnte es auffallen und an der ganzen sittlichen wie poetischen Bedeutung unseres Gedichtes irre machen, daß Merlin, der Held desselben, nicht eigentlich als Mensch, sondern als ein Mittelding zwischen der Menschheit und der Geisterwelt, als Sohn des Teufels und der frommen Christenjungfrau dargestellt ist. Aber wie die christliche Glaubenslehre gegen einen ähnlichen dem Heilande gemachten Vorwurf, er könne nicht Vorbild und Antrieb zum Guten sein, weil er als Gottes Sohn nicht unsere menschliche Natur getheilt, die wahrhafte Menschheit des Sohnes Gottes mit dem schärfsten Accente betont: wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren" (Luther's kl. Katechismus); so fühlen wir uns gedrungen, vor allen Dingen darauf zu bestehen, daß trotz der aus der alten Sage entnommenen mythischen Einkleidung unser Dichter in seinem Merlin nichts anders habe darstellen wollen, als den Träger eines bestimmten menschlichen Charakters, und zwar eines wirklich existirenden, in

*) Wir verweisen noch für obige Behauptung auf Theremin's Abendstunden, Seite 146, dritte Ausgabe, 1845. Wie redlich übrigens unser Dichter über das Christenthum nachgedacht, wie tief ihn dessen Wahrheit ergriffen, davon zeugen seine Werke überall, wir weisen vorläufig auf sein Reisejournal hin: Sämmtliche Werke Bd. 2, Seite 351—372. Vgl. ebendaselbst Seite 466, wo er sich auch über den Merlin ausspricht. Seine Gedichte, besonders die Sonette, bezeugen dies gleichermaaßen, und die im Jahre 1870 erschienene [von Gust. zu Putlitz herausgegebene] Biographie Immermann's, welche aus genauester persönlicher Vertrautheit mit dem Dichter hervorgegangen ist, und über sein Leben und seine Werke uns die zuverlässigsten Mittheilungen aus Tagebüchern und Familienbriefen darbietet, bestätigt unsere Ansicht auf das Entschiedenste. Ueber den Merlin vgl. daselbst Bd. I Cap. 17.

unsern Tagen in tausend Individuen sich darstellenden Charakters; einer Seelenstimmung, die, wir möchten es behaupten, der Dichter selbst im eigenen Gemüth und inneren Leben erfahren und durchgemacht hat. Merlin ist nicht blos eine Personification oder Allegorie, sondern in der That eine Person, etwa wie Götz von Berlichingen, in welchem Goethe die Individualität der deutschen Ritter vom 16. Jahrhundert als scharf charakterisirte Persönlichkeit darstellt. Eben so hat Goethe zwei Seiten seines inneren Lebens, die er aber mit Tausenden gemein hat, die himmelanstürmende, sehnende, und die ironische, verneinende, im Faust und im Mephistopheles auseinander haltend, jede als Individuum gestaltet; und ähnlich stellt Jean Paul die sentimentale und die ironische Natur seines inneren Wesens in den Gestalten der Zwillingsbrüder Walt und Wult dar. Wir hoffen diese Behauptung zu rechtfertigen, wenn wir entwickeln, was sich Immermann unter der poetischen Figur gedacht hat, die er in seinem Gedichte Satan nennt. So gewiß er diese dem christlichen Kirchenglauben entnommen, so gewiß hat er doch in seinem Gedichte, ohne Zweifel nach seiner religiösen Lebensansicht über das Böse in der Welt, ihr eine vielfach modificierte Bedeutung untergelegt. Nach der Kirchenlehre ist die Erde in ihrer ursprünglichen Schönheit ein Werk Gottes, des Vaters Jesu Christi, und zwar aus dem Nichts geschaffen durch sein lebendiges Schöpferwort, welches zugleich ein Abglanz seiner Herrlichkeit und ein Ebenbild seines Wesens ist, und das, als die Zeit erfüllet war, in Jesu Christo Mensch geworden. Erst nach dem Sündenfall, zu dem Satan die Menschen verführt, ist das Uebel in die Welt gekommen; nicht bloß das geistige, sondern auch das zeitliche; nur wegen der Sünde hat Gott die Natur in ihre jetzige Gestalt gebracht, daß Frost und Hitze, Mißwachs und Krankheit, Leiden und Tod in ihr herrschen. (1. Mos. 3.) Da nun aber jene uranfängliche Herrlichkeit, wie der inneren Natur des Menschen, so der äußeren Gestaltung der Welt, nicht mehr als Gegenwärtiges und Anschauliches vor den Augen der Menschen liegt und letztere, so wie sie jetzt ist, aus sich selbst nicht mehr als ein Werk eines heiligen und liebenden Gottes zu begreifen ist, so müssen Alle, die jene Offenbarung vom guten Uranfang der Welt

und dem Sündenfalle nicht glauben, nothwendig für diese jetzige Natur einen andern Schöpfer annehmen, als einen vollkommen heiligen Gott. Aeltere wie neuere Philosophen, besonders die Gnostiker, die das Christenthum durch heidnische Philosopheme theils in guter Meinung tiefer begründen, theils in hochfahrendem Vernunftstolz verbessern und vernünftiger machen wollten, haben darüber die abenteuerlichsten Systeme aufgestellt; am nächsten kommt noch der christlichen Idee, was unter andern die Valentinianer und Ophiten gethan, den Satan als den Demiurgos, d. i. den Weltschöpfer anzuerkennen, wie er denn ja auch allerdings durch die von ihm in die Welt gebrachte Sünde der Urheber des jetzigen Zustandes ist; und demgemäß fehlt dieser Ansicht, die hier Immermann adoptiert, nicht eine gewisse Berechtigung. Satan ist also der Fürst dieser Welt, der Urheber der Welt, wie sie jetzt ist, denn so ist sie nicht von Gott.

> Du bist der Demiurgos, Schöpfer; wir erkennen,
> Wir Wissenden, dich an, und deinen Namen nennen
> Wir achtungsvoll.

Dieses „achtungsvoll" gründet sich nun aber auf eine zweite Modification der christlichen Idee. Während nämlich nach dieser Satan das Absolut-Böse ist, das in die ursprünglich gut geschaffene Welt verderbend eingedrungen, und nur durch das dagegen in die Welt erlösend herabgekommene Absolut-Gute, durch Christum und in Christo überwunden wird, liegt es im Interesse jedes Denkers, so lange er noch nicht zur Anerkennung des Absolut-Göttlichen in Christo und seiner Erlösung kommen kann, eben diese Idee des Satans zu beschränken, ihn höchstens als das Relativ-Böse aufzufassen und ihm so eine gewisse Berechtigung zu geben. Und auch hier wiederum ist das Wahre nicht gänzlich verfehlt; denn abgesehen von dem ersten ursprünglichen Act des von ihm bewirkten Sündenfalles, der ja bei dieser Auffassung desavouiert wird, ist jede nachfolgende Bethätigung des Fürsten dieser Welt, als Leiden- und Todbringer nur relativ böse und muß nach Gottes Rath zu seiner Verherrlichung und zum Heil der Menschen ausschlagen, so fern durch Christum denen, die Gott lieben, alle Dinge

zum Besten dienen. Wenn demgemäß von unserem Standpuncte aus das oben angeführte Wort Satans:

> Ich aber schwang mich auf des Sturms Gefieder
> Voll brünst'gem Mitleid zur Verworfnen nieder,
> Das ist die Wahrheit von der Engel Falle.

gewiß nicht als Wahrheit anerkannt werden kann, und allem Anschein nach auch in des Dichters Intention keine andere als poetische Wahrheit haben soll, so möchten wir dem nun Folgenden eine relative Wahrheit zugestehen. Denn allerdings gilt von der Welt trotz allem Bösen, was darin herrscht, ja eben weil das Böse in ihr herrscht, welches sich selbst bestraft:

> Kennst du nothwendigere Nothwendigkeit?
> Kennst du den rundern Kreis geschlossner Pflichten?
> Kennst du der Schuld gerechteres Zernichten?
> Kennst du die treuere Beständigkeit?
> Den Reichen straft, wornach ihn heiß gelüstet,
> Es siegt der Held durch Ueberkraft und sinket,
> Der König, gleich den Andern, Lethe trinket,
> Das Volk bleibt in dem Dunkel, unverwüstet.

Darin hat allerdings Satan nach seinem Standpunkte Recht, aber das ist sein Irrthum, wie es der Irrthum so Vieler ist, die den heiligen Rath Gottes in Christo nicht erkennen und anerkennen wollen, daß es so bleiben solle und müsse; daß dieser Zustand nun der absolut gute sei; und daher die entschiedene Abneigung gegen die Herrschaft des göttlichen Lichtes in Christo; daher der Wahn, wenn die Menschen von den eitlen Freuden der sinnlichen Welt, sofern sie ohne und wider Gott genossen werden, sich ablenken, so müßten sie und mit ihnen „die Natur in Todesschmerzen vergehen."

> Er, der Entsetzlich-Unergründliche,
> Umschleierte die holden, frohen Blicke,
> Und trieb die Armen mit der feinsten Tücke
> In's Wesenlos', in's Unausfindliche.
> Wozu der Gaumen, darf er sich nicht letzen?
> Wozu ein Ohr in der Verstummung Fasten?
> Was nützen Hand und Fuß bei trägem Rasten?
> Was frommt ein Aug', das Farben nicht ergötzen?

Das ist das Aristippische: das Vergnügen ist das höchste Gut, und dadurch, daß Immermann den Fürsten dieser Welt also sprechen läßt, erhebt er selbst die lauteste Predigt gegen die Verkehrtheit des eitlen weltlichen Treibens, welches kein anderes Ziel des Menschen kennt, als den sinnlichen oder höchstens den ästhetischen Genuß. — Dagegen nun soll Merlin zeugen; das Gedicht, so wie der Held der Dichtung. Placidus fragt ihn selbst:

> Was ist Merlin? Verkünd' es!

Räthselhaft lautet nun zwar die Antwort, aber wenn auch der fromme Placidus darin nur Klänge ohne wahren Sinn zu vernehmen glaubt, so möchte uns doch bald des Räthsels Lösung nicht mehr unergründlich scheinen: Merlin bezeichnet sich als

> Sterbliche Hülle Vaterlosen Kindes,
> Die arme Waise Himmels und der Erden,
> Unsel'ges Fertigsein und Nimmerwerden,
> Vom weichen Oel der Schwäche nie gelindert,
> Von Liebe nicht befeu'rt, vom Hasse nicht gehindert!

Das soll der da oben als Beichte hinnehmen, und noch Jemand, nämlich Satan, werde ihre Dunkelheiten wohl fassen.

Lassen wir nun vorerst das auf die Zukunft gehende Nimmerwerden, und die stolze Ablehnung aller Schwäche, aller Liebe, alles Hasses, welche sich im Verlauf des Gedichtes schlecht bewährt, dahin gestellt sein, so wird doch dem Merlin eine richtige Erkenntniß der Gegenwart zugeschrieben; demgemäß hat der Dichter in den ersten drittehalb Versen seine Intention dargelegt. Merlin ist das Kind des Satans und der Candida. Candida ist die fromme Jungfrau, voll christlichen Glaubens, freilich in der Beschränktheit der gewöhnlichen kirchlichen Gestaltung. Ist nun Satan hier offenbar der Repräsentant der weltlichen Gesinnung und ihrer durch keine religiöse Wahrheit bedingten Weisheit, durch keine göttliche Auctorität gezügelten Bestrebungen und Genüsse; der Typus einer Welt- und Lebensansicht, die freilich „den Mann von Golgatha nicht versteht," aber „von den Wissenden achtungsvoll genannt wird;" ist Satan, sagen wir, der Träger einer geistigen Richtung, wie sie das Heidenthum in seinem höchsten Glanze darstellt und die moderne Weltweisheit wieder zur Herrschaft

zu bringen sucht; ist Candida hingegen Repräsentantin der freilich durch Pfaffentrug und geistige Bornirtheit einigermaaßen getrübten, aber doch ihrem inneren Kerne nach göttlichen und heilbringenden christlichen Gesinnung, so stellt Merlin als Beider Kind diejenige geistige Lebensrichtung dar, die als Product moderner Weltweisheit und altväterlicher Kirchlichkeit bezeichnet werden kann, nämlich den inneren Widerspruch dieser zwei entgegengesetzten Lebenselemente, die sich nie durchdringen wollen, sich stets einander aufzuheben drohen und doch nicht einander überwinden können. — „Nicht die Sünde schwebte mir als das Unglück der Welt vor," sagt Immermann selbst von seinem Merlin, in den Memorabilien (Bd. 3, S. 277) „sondern der Widerspruch"; und noch ausführlicher spricht er sich darüber aus im Reisejournal (Sämmtl. Werke Bd. II. S. 289 ff).

Und das ist gerade der Standpunkt, den selbst unter den Edelsten und Besten in unserer Zeit gar viele einnehmen. Nur der gemein weltliche Sinn vermag sich der frommen Mutter, der kirchlich christlichen Gesinnung völlig zu entwinden, die noch immer unsere Civilisation durchdringt und bis auf den heutigen Tag dem frommen Gemüthe des deutschen Volkes Trägerin und Pflegerin aller heiligen Lebenselemente ist; nur der ganz gemeine Sinn mag sich dem Weltgeist völlig ergeben, wie jene Heidenrotte, die unser Dichter gelagert fand „an ihren Feuerchen für Theoremchen, für Schufte, Journalisten, Ariendämchen." (Sonette X.) Merlin dagegen liebt seine Mutter und errichtet ihr ein Denkmal zu Stonehenge, aus Felsen, welche Sturm und Wetter nicht stürzen sollen, auf daß, und dies ist das erste Wort, mit dem der Dichter ihn uns vorführt:

Daß, wer dies Denkmal findet, fromm und scheu
Sich wende Thalhinab.
Und du o grüne, düftevolle Linde, streu'
All deine Blüthen auf das Grab.

Unter dem Thal, zu dem sich ein jeder, der dies Denkmal findet, hinabwenden soll, verstehen wir die Tiefe des christlichen Gemüthes, den frommen Sinn unserer gläubigen Vorfahren, der aus dem Urquell gottseliger Gesinnung strömte; die düftevolle Linde,

die ihre Blüthen auf dies Grab streuen soll, ist die heilige Poesie, wie sie dem Herzen unseres Dichters entquollen, der den frommen Sinn seiner germanischen Altvordern nie verleugnet hat. Aber freilich, er betrauert diese Mutter als eine gestorbene, und das mag der größte Irrthum Merlins und seines Sängers sein; denn wenn die Gemeine Christi auch in äußerer Erstarrung dazuliegen scheint, und die Weltseligen unlängst sie vernichtet wähnen und sie unter einer Fluth von Lästerung und Spott begraben haben, sie wird aus dem Grabe auferstehen, wie der, der sie einst durch sein Wort und seinen Geist gegründet hat und ihr die Verheißung gegeben, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.

Von der anderen Seite aber kann Merlin seinen Vater eben so wenig ganz verläugnen. Wenn die Frommen ihn „blos als Sünde grausend fühlen," so hat er nichts dagegen, wenn derselbe sich will „Schicksal nennen lassen," und weigert sich nicht der Forderung, seine Gerechtigkeit zu erkennen, seine Einfalt und Treue zu loben. Ja er spricht selbst zu ihm, denn schön ist die sündige Welt doch:

Den laß erschrecken, der dich schrecklich sah!
Du kommst, auf deiner Schulter Nachtigallen,
Ein Frühlingsgott durch Frühlingshallen,
Du bringst des neuen Segens vollen Strauß;
Und in der Falte, die sich Wehmuthweich
Um deine Lippe windet, prangt zugleich
Des satten Herbstes überreicher Schmaus.

Aber nichts desto weniger will er sich ihm zum Streit gegen das Werk des Sohnes Gottes nicht hergeben. Gerechtigkeit werde ihm gerne gezollt, aber auf die Forderung:

Würze
Kräftig das Abgestandene, stürze
Morschende Tempel, vernichte die Schatzung
Weibischer, dumpfer verworrener Satzung!

versagt er ihm entschieden den Dienst. Er ist sowohl der Mutter als des Vaters Sohn; „seiner im Wissen, vielleicht im Wähnen, ihrer im Gebet, in Demuth und Thränen;" er zeigt dem Satan, daß seine Welt erst in Gott völlige Vollendung habe, ohne doch selbst in seiner Mutter Frömmigkeit Befriedigung zu finden; und somit

sagt er sich von Vater und Mutter los: „die unsel'ge Waise Himmels und der Erden!“ Das ist eine Beichte dem da droben; er kann ihm nicht dienen auf seiner Mutter Weise, aber es ist auch dem Fürsten dieser Welt offene Absage, wenn er sich das vaterlose Kind nennt. Und nun fragen wir, ob nicht Merlin ein Mensch ist, ein wahrer Mensch, wie es heutzutage Tausende giebt unter den Edelsten unserer Zeitgenossen. Wer erkennte sie nicht wieder in seinem Bilde, die vom herbsten Widerspruch bewegten Kinder unseres heutigen Zeitgeistes. Sie sind nicht mehr im Stande, sich in den althergebrachten Formen kirchlicher Frömmigkeit zu bewegen und doch noch genährt von ihrem Geiste. Sie vermögen nicht mehr das Weltliche als absolut Sündliches zu verwerfen und hängen doch im Herzen noch am Christenthum. Sie gestehen den Bestrebungen der Wühler und Stürmer eine gewisse Berechtigung zu und haben doch innerliches Grauen vor der drohenden Auflösung aller Bande des Heiligen und Wahren. So von Beiden ausgehend, zu Beiden hingezogen, von Beiden gleichmäßig abgestoßen sehen wir sie im vergeblichen Bemühen, entweder Beides zu vereinigen, oder falls dies nicht ginge, zu einem höheren Dritten zu gelangen. Welcher Mensch von Geist und Gemüth, er möchte denn zu den Wenigen gehören, die noch in unserer Zeit in christlicher Einfalt eines altväterlichen frommen Hauswesens aufgewachsen, oder zu den Vielen, denen von Jugend auf nur das geistlos weltliche Treiben, sei es in der Rohheit der niedrigsten Culturstufe, oder in der eben so gehaltlosen Ueberfeinerung unserer höheren Stände entgegengekommen, welcher Mensch von Geist und Gemüth, fragen wir, hätte sich nicht auch einmal von diesem Widerspruch heterogener Geistesrichtungen beunruhigt gefühlt.

Bald weilt am hohen Himmel mein Blick
Mit seinen leuchtenden Spuren;
Bald zieht mich die Erde wieder zurück
Zu ihren lieblichen Fluren.
So schweb' ich, gehalten vom Doppelmagnet,
Ich Armer, recht mitten darinnen,
Und kann nun bei keinem, wie's einmal steht,
Mein heimisches Plätzchen gewinnen.

Die Meisten kommen nur leider ihr Lebenlang aus diesem Widerspruch nicht heraus, und suchen sich demgemäß, so gut es gehen will, mit dem Himmel oder mit der Erde abzufinden. Gutmüthig beschränkte Naturen entziehen sich mit möglichster Sorgfalt allen Kämpfen der Zeit, und sagen mit Schmidt von Lübeck:

Du, suche außen nicht dein Glück,
Und zieh dich auf dich selbst zurück,
Wenn dich die Dorne sticht;
Bestelle du daheim dein Haus,
Und pflege deinen Veilchenstrauß,
Denn anders wird es nicht.

Ueberwiegt dagegen das mütterlich christliche Prinzip, so ist die Gefahr groß, daß sie sich mit heroischer Ueberwindung aus den inneren Kämpfen herausziehen, und sich blindlings in die altkirchlichen Formen zurückstürzen, für welche sie dann nicht selten als kräftige Naturen den herbsten äußeren Kampf bestehen; das sind die sogenannten Reactionäre, denen gewiß meistens mit Unrecht die schlimmsten Motive untergelegt werden, oder ehrliche Apostaten zur alleinseligmachenden Kirche. Trägt endlich das weltliche Prinzip den Sieg davon, so wenden sie sich in der Regel auf die Bahn des äußeren Lebensgenusses, trachten nach Reichthum und Ehre, wie Doctor Faust, oder wenn's sonst mildere Naturen sind, findet man sie in den Vereinen für patriotische Bestrebungen und unter den Gemäßigten der liberalen Richtung unserer Tage.

Fühlt nun aber ein tieferer Mensch den Drang, diesen Widerspruch zu überwinden, so hat er alsdann neben jenem innern nicht leichten Kampfe in der Regel noch das herbe Schicksal zu leiden, daß er es mit beiden Parteien verdirbt und von Wenigen geachtet, von noch Wenigeren verstanden, von fast Allen verworfen, seine einsame Bahn zieht. Und wenn er dann nur immer jene Lösung fände, die er sucht, — und falls er sie gefunden, wenn er sie nur innerlich zu vollziehen vermöchte! Das Mißlingen ist wahrhaft tragisch, ist würdiger Vorwurf für eine Tragödie, ist der Gegenstand unseres Gedichtes. Ja es ist die Tragödie der heutigen Culturepoche, die unser Dichter im Merlin darstellt; der

Held der Dichtung ist der deutsche Geist, der aus dem Widerspruche zwischen den alten kirchlichen Traditionen und den neuen weltlichen Bestrebungen sich selbst und die ihm folgen wollen „zum Grale," als dem Quell alles Friedens und aller Genüge zu retten sucht, aber zum Ziele nicht hingelangt. War auch das Ziel falsch gewählt? oder lag die Schuld blos an der Fähigkeit es zu erreichen? Hier werde ich Gegner finden.

Was ist der Gral? Merlin giebt selbst die Antwort: des Menschensohnes Blut, und bekennt sich so noch mehr zu der tieferen Bedeutung, indem er es von sanguis realis ableitet, als selbst die alte Mythe wahrscheinlich gemeint hat, da die Bedeutung des Wortes Gral: Schüssel, die meisten Gründe für sich hat. Doch auch so gefaßt liegt die eigentliche Bedeutung dieses viel besungenen Gefäßes nicht sowohl in seinem köstlichen Stoffe, als in der Kraft des darin enthaltenen Blutes Christi und der Hostie als des Leibes Christi, den alljährlich die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, von Neuem vom Himmel herabbringt und in dieselbe legt; ferner in der Flammenschrift, die als unmittelbare Offenbarung Gottes zu jeder Zeit an diesem Gefäße erscheint, sobald der Herr seinen Hütern, den Templeisen, etwas mittheilen will. Demgemäß ist der Gral das Symbol des durch Christi Leiden und Sterben uns erworbenen Heils, so wie der fortwährenden Offenbarung der ewigen Wahrheit in der Predigt des Wortes Gottes, folglich des Christenthums in reinster Bedeutung. In der Sage ist es ohne Zweifel so zu verstehen; es fragt sich nur, ob auch in unserem Gedichte dem Gral diese Bedeutung beigelegt sei. Ich bin davon überzeugt. Christus sagt beim Abendmahle (S. 68) nach Merlins Erzählung:

Es wallt in meinem Blute
Ein voller Doppelsegen.
Denn zum gemeinen Gute
Dient's Allen, und fließt auch um Wen'ger wegen.
Euch (die Apostel) send' ich in die Breit' und in die Weite,
Indeß versteckt gelegen
Den Tempel ich auf Montsalvatsch bereite.

Demgemäß wird unterschieden derjenige Besitz des christlichen Heils, welcher in der allgemeinen kirchlichen Form den Fischern,

den Zöllnern, den Minderbegabten zu Theil wird, von dessen höherem durch keine weltlichen Formen beschränkten und getrübten Genuß, welcher den besonders Begnadigten und Erwählten dargeboten wird.

Von Joseph von Arimathia, als dem ersten Besitzer des Grals, wird gerühmt, er habe 40 Jahre lang mit demselben in einer dunklen Kluft gewohnt:

Nicht bleichten ihm die Haare,
Ihn speiset, tränket, wärmt des Kelches Funkeln;
Deß bis zum Rande schwelln'de, walln'de Welle
Kraftglühend, gleich Karfunkeln,
Die finstern Wände machte lieblich helle.

Also, er hatte Leben und volle Genüge in Christo Jesu, der uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung; und wem dieses zu Theil wird, der muß denn doch das rechte Christenthum haben, nicht wie es allerdings mehr oder minder entstellt, gefärbt, getrübt ist in den äußeren Formen der für das Gros der Völker bestimmten „katholischen" Kirche, in dem Sinne, welchen dieses Wort vor der Reformation hatte. Freilich, sagt Parzival, der König vom Gral:

(Auch) auf Montsalvatsch giebt's wilde, freche Jugend,
Auf Montsalvatsch gerathen kühne Sünder,
Signn', Amfortas, eitle Lüste suchend: — — —
Doch wenn die Schrift erglüht am fronen Kelche,
Dann sind wir all' in froner Lust verglichen,
Und Keiner weiß, wer wonniglicher schwelge;
Und Keiner weiß, ob in den Flammenstrichen
Er das Gebot, ob es der Gral gegeben.
Und so, der Pflichten traur'ger Hast entwichen,
Scherzt in der Seligkeit das freie Leben. — —

Demgemäß sind die vom Gral nach Montsalvatsch Berufenen nicht blos vorher Sünder gewesen, das Heil ist ja nur für Sünder; sie haben dort angelangt auch noch keineswegs sogleich alles Böse in ihrem Herzen erstickt; wenn ihnen aber dort das Anschauen des Heiligthums und die Offenbarung seines Willens zu Theil worden, dann sind sie frei und selig in diesem Anschaun. Das ist ja das Haben im Glauben, denn der Glaube ist eben das

Anschauen des Unsichtbaren, und wer glaubet, hat das ewige Leben. Und in diesem Haben des Glaubens erglüht die heilige Liebe, die der Hast des Gesetzes entwichen ist, weil sie nun selbst will, was das Gesetz gebietet. Das ist ja eben die höchste Verheißung Christi, daß er die Menschen durch den Glauben dahin bringen will, aus freier Liebe Gottes Willen zu thun. In diesem Sinne ist er des Gesetzes Ende (Röm. 10, 4), wer an ihn glaubet, der ist gerecht — und, setzen wir hinzu, selig durch die Liebe. Lohengrin und Parzival bezeugen also mit Recht von der Gemeine auf Montsalvatsch:

> Wo ist die Trau'r? — Sie starb am Glück der Liebe.
> Die Falte? Glättete die Hand der Liebe.
> Der Schatten? Weggezehrt vom Licht der Liebe.
> In Heitre, Jugend, Farben, jauchzt die Liebe.

Das sind denn allerdings andere Farben, als die Strahlenbrechung des weltlichen Lichtes in der dunklen, trüben Nebelmasse des Chaos, durch welche Satan Demiurgos seine Menschen erfreuen will (S. 104 und 105); das ist das Licht des Vaters, welches wir im Lichte des Menschensohnes schauen; und da nun der Gral dieses bietet, so ist er doch in der That das Christenthum in seiner höchsten Idealität und Reinheit, im Gegensatz zu der äußeren befleckten Kirche.

Es ist mir besonders wichtig, den Leser zu überzeugen, daß der Dichter mit dem Gral nicht anders als dies bezeichnet haben könne, weil ich damit — dem Dichter selbst geradezu widerspreche. Ich mache kein Hehl daraus, daß in einem einige Jahre nach Herausgabe des Merlin geschriebenen Privatbriefe Immermanns, der mir von gütiger Hand zur Einsicht und Benutzung mitgetheilt ist, dieser über den Gral eine andere Ansicht äußert. Er schreibt an Herrn Dr. D. vom 29. Juni 36: „— — Was ist denn der Gral? Ist er der reinste, höchste Gott, ist er der schlichte Erlöser? Oder ist er nicht viel mehr die Magie des Christenthums, sein gnostisches Element, also das Getrübte, Abgewichene, Verfärbte." Wer könnte sich in unseren Tagen darüber verwundern, jenes Evangelium von der erlösenden, heiligenden, beseligenden Kraft

des Todes Christi für das Magische, Getrübte, für Entstellung der ursprünglichen Idee „des schlichten Erlösers" ausgeben zu hören. Eben weil die neuere weltliche Richtung das biblische Christenthum nicht anerkennen kann und doch allem Christenthum nicht entsagen will, so muß sie die Behauptung durchzuführen suchen, ihre Weltansicht sei das reine, das biblische dagegen sei das getrübte, verfärbte, entstellte Christenthum. Will doch selbst Rosenkranz diese Ansicht in Faust ausgesprochen finden, und vom zweiten Theil mag er so sehr Recht haben, wie ich ihm vom ersten Theil dies niemals zugeben kann. Daß auch Immermann diese Ansicht als Privatüberzeugung, zu Zeiten wenigstens, vielleicht meistens getheilt, will ich nicht geradezu bestreiten; aber ein Anderes ist's, ob er auch in seinem Gedichte die Absicht gehabt haben könne, das Ziel Merlins, der den Artus und seinen Hof zu diesem Grale hinführen will, als ein falsches darzustellen. Freilich läßt er sie dieses Ziels verfehlen, aber er hat doch nicht sagen wollen: Wenn sie auch hingelangt wären, so hätten sie doch das wahre Heil nicht erreicht. Das Tragische liegt eben in dem durch eigene Schuld verfehlten schönen Ziele;*) wenn es anders wäre, müßte doch eine Andeutung der Art irgendwo in unserem Buche zu finden sein. Merlin ist derjenige, der die ganze Vergangenheit und Gegenwart kennt und der vom Gral und seiner Kraft völlig unterrichtet ist; auch sind es ja die Pfleger und Hüter des Grals selbst, Parzival und Lohengrin, die es als ihnen zu Theil gewordene Gnade rühmen, daß vor der Flammenschrift des Heiligthums alle Widersprüche in ihnen aufgehoben sind, durch die alle Schatten erhellende, alle Falten glättende, alle Trauer ertödtende heilige Liebe. Ja, wir wiederholen es, trotz Immermann, der

*) Es lautet in demselben Briefe: „Ferner springt es nicht in die Augen, daß die Bravour der Frömmigkeit nicht das Aechte sei? Daß das Heilige nicht auf solche Weise erstürmt werden solle und daß sein tief schmerzliches Geschick daher als Verschuldung erscheint?" Also will er doch das Heilige erstürmen und fällt nur, weil er es erstürmen will. Ist das Geschick eines Thoren, der, wie Donquixote, auf verkehrte Weise zum falschen Ziele rennt, tief schmerzlich oder nicht vielmehr — komisch?

Gral ist in unserem Gedicht das poetische Symbol des höchsten Gottes, des schlichten Erlösers, des reinen Christenthums.

Wir haben nun die Peripetie der Fabel in's Auge zu fassen. Merlin, nachdem er dem Placidus Kunde vom Gral gegeben, will nun wirken; er verwandelt sich zum Manne, und was ist seines Lebens Aufgabe? dem Gral die rechten Hüter zu werben. So ganz widerstrebt er seines Vaters Absicht. Nicht blos die Fischer, Zöllner, Schächer erscheinen ihm zu dumpfsinnig für das Testament Christi; auch der blöde Titurel mit seiner eingeengten Zunft sind ihm nicht die rechten Hüter des Grals. Unter dem blöden Titurel und seiner Zunft hat der Dichter schwerlich blos den Papst mit seinem Klerus, sondern ohne Zweifel auch den protestantischen Staat mit seinen Pfarrern, Superintendenten und Consistorialräthen, die bestehende Volkskirche gemeint. Es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn ein Merlin uns schilt; wir sind es von allen großen und kleinen Merlins unserer Tage gewohnt, so in Bausch und Bogen verworfen zu werden; prüfen aber möge sich ein Jeder, ob Merlin ganz Unrecht habe, und ob das „ewige Geheimniß" nicht auch durch unsere Zunft hie und da in Haft gehalten werde, so daß selbst ein Immermann für Entstellung und Trübung halten muß, was an und für sich das wahre Heiligthum und Heil ist, und nur durch unser ungenügendes Zeugniß in dunkle Schatten gestellt wird. Genug, wenn Satan das Christenthum überall nicht gewollt, so will Merlin wenigstens dem blöden Titurel und seiner Zunft das Heiligthum entreißen und das rechte Licht auf den rechten Leuchter setzen, indem er dem frommen Gral die rechten Hüter verschafft, und diese sind: „Ritter, Damen, König Artus und seine Tafelrunde." Ja, Merlin, wenn dir diese Aufgabe gelingt, dann bist du wirklich der neue Heiland unsers Jahrhunderts; das heißt Welt und Gott mit einander vereinigen, das heißt den größesten ewigen Widerspruch ausgleichen, das Werk Christi vollenden, der da gesagt hat: Niemand kommt zum Vater denn durch mich; und doch auch geradezu widersprechen seinem Worte: Wer nicht absaget Allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein. Es haben's nach dir unternommen unsere Strauß und Wislicenus, unsere

Rouge und Dowiat,*) und noch viele andere ebenso wohlmeinende, ebenso gelehrte Leute; hätten sie dein Schicksal gelesen und beherzigt, wie Immermann es beschrieben, vielleicht hätten sie sich besonnen, und Tausende ihrer Anhänger wären ihnen nicht in die Wüste gefolgt, in der Artus und seine Tafelrunde verschmachten mußten. Aber wie wagtest du das große Werk? Nicht auf Gebot deines Vaters Satan, denn er und die eigentlichen Weltkinder wenden sich zuletzt auch von dem letzten Reste des Christenthums, das du beibehalten wolltest, mit Unwillen ab; oder hätte dich wirklich der Gral erwählt? Merlin behauptet es:

> Dich rückzuführen auf der Bahn des Geistes
> Wählst du Merlin, er leitet dich, du weißt es,
> Den Rückweg, der von deinem Feuer blitzt.

Daß aber diese Erwählung von Seiten des Grals stattgefunden, ist, dem Gedichte gemäß, nicht wahr. Offenbar stellt aber der Dichter Merlins Beginnen als ein unberechtigtes, verkehrtes dar; der Gral pflegt seine Gebote in Flammenschrift an seinem Rande zu bezeugen, und so kund zu thun, wen er erwählt habe; wie Christus seine Jünger auf sein Wort verwiesen hat. Der Gral pflegt seine Jünger zu leiten, wohin sie gehen sollen; Merlin will aber von Christo erwählt sein, ihn zu leiten, und zwar in die Gemeinschaft der Tafelrunde. Das heißt, ein Christenthum ohne Glauben an das Wort Gottes.

Was ist die Tafelrunde? Eine Schaar höchst achtungswerther Leute auf jeden Fall. Poetische Gestalten, die so gewiß sie Farbe, Sprache, Character ihrer Zeit an sich tragen, dennoch Menschen sind und Menschen bleiben; Menschen, in denen wir unsere Brüder, oft zu unserer großen Beschämung, erkennen müssen. Ja wir gönnen ihnen das von Merlin ihnen zugedachte Heil, o möchten sie alle zum wahren Gral hindurchdringen, in seinem Anschauen leben, in seiner Liebe frei und selig sein. Aber es mißlingt! Lag es an dem Führer allein, lag es an den Geführten? — Wir fürchten an Beiden. Wir haben oben eine kurze

*) Hier bitte ich den Leser, was über diese Stelle in der Einleitung gesagt ist, nachzulesen.

Schilderung der Tafelrunde und ihrer Helden gegeben; sie sind das Ideal weltlicher Ritterschaft; alle blos menschlichen Tugenden, Galanterie, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Dienstfertigkeit, Keuschheit üben sie treulich; und was das merkwürdigste ist, sie haben alle ein Ahnen von einem besseren Zustande, und ein Sehnen darnach; Jeder freilich nach seiner beschränkten Art; Kay, der Narr, träumt von einem Paradiese, voll blauer Stauden, marmorirter Fliesen und rothem Grase, und beklagt sehr, daß ihm diese buntquarrirte Paradieseswelt nur im Traume erschienen; aber auch die ganze Tafelrunde ist unbefriedigt. Gawein klagt, daß so Viele der Ehre missen; Gareis, daß Andere Ehre haben, die er nun nicht mehr erlangen könne; Erek, daß Mancher, der Ehre sucht, nur Schande übt; genug, sie fühlen, daß ihnen das Beste fehlt, aber wo ist's zu finden? Ganz ohne Kunde vom wahren Heil sind sie nicht, der Minstrel singt ihnen vom Gral und besonders von den Heldenkönigen (S. 129), aber so bald solche ernste Gegenstände auf's Tapet gebracht werden, mag der König Artus nichts mehr hören, und der Minstrel muß sein Gedicht vom heiligen Gral allein aussingen, gleich wie Immermann seinen Merlin. Lieber wenden sie sich an ihren Hofphilosophen und Zauberer Klingsor, und der heißt sie, „das Kind ohne Vater" suchen. Das Menschheitsideal, welches der Humanismus in dem Sohne des himmlischen Vaters nicht anerkennen will, sondern ohne Gott aus sich selbst heraus zu erzeugen und darzustellen sucht, wäre allerdings das Kind ohne Vater. Aber noch hat man dieses Urbild der „Humanität" nirgend gefunden. Wir können die Schilderung des Artushofes in unserem Gedichte nicht lesen, ohne dabei an den Weimarischen Musenhof zu denken, und in der Schilderung des Klingsor hat unserem Dichter ohne Zweifel die Gestalt Goethes vorgeschwebt. Kinkel in seiner Abhandlung über den Merlin deutet diese Figur auf Hegel und seine Philosophie und hat auch nicht unrecht. Es ist der vom Christenthume emancipierte Humanismus der Goetheschen Zeit gemeint, der einerseits in Poesie, andererseits in Philosophie und Naturwissenschaft seine Befriedigung sucht. Man lese die beiden Scenen zwischen Klingsor und seinem Zwerge (S. 81) und dann zwischen Merlin und Klingsor, um

entschieden die Intention des Dichters herauszufühlen, daß bei diesen Bestrebungen die Lösung des großen Widerspruches nicht gefunden werde. Und er hat Recht. Welcher gebildete Deutsche gehörte nicht zu den innigsten Verehrern Goethes; wir lieben in ihm eine unversiegbare Quelle geistigen Genusses, richtige Weltanschauung, was das Einzelne betrifft, und eine poetische Gestaltungsfähigkeit, die unübertroffen, vielleicht unübertrefflich ist; wer ihn recht kennt, liebt auch in ihm den edlen Menschen und Menschenfreund; aber die großen Fragen, welche jetzt die Geister bewegen, die Lösung der großen Widersprüche auf dem politischen, religiösen, philosophischen Gebiete lagen ihm wenigstens in seinen späteren Lebenstagen fern. Gegen die seit 1817 neu erwachten Bestrebungen auf kirchlichem Gebiete bewies er kühle Zurückhaltung. Der Katholicismus, den er in Italien kennen gelernt, hatte ihm das Christenthum verleidet. Er flüchtete sich aus diesem allgemeinen Ringen in die Betrachtung des Einzelnen, Besonderen, und deshalb konnte er es nie zu einem großen Ganzen, zu einem Hauptresultat bringen. Er mußte also hinter seiner Zeit zurückbleiben, und hätte wohl zu sich selbst sagen mögen, wie Klingsor: „Unselig, Natur vergöttern!"

Durch achtzig Jahr' erkor ich
Die Heil'ge, hab' ihr ins Aug' geschaut,
An ihres Rockes Saum verlor ich
Die Sehnsucht um die süße Braut.
Nun bin ich auf ewigem Wandern,
Und hätte doch gern in mir die Rast;
Fühle mich nur noch im Andern,
Und bei mir selber bin ich zu Gast.

Wenn der Mensch kein über sein eignes Ich hinausliegendes Ziel hat, wie es dem Christen das Reich Gottes, dem heidnischen Alterthum wenigstens das Vaterland gewährte, so kann er nicht anders, als in selbstgewählten Bestrebungen sich auf das Einzelne werfen; entweder er macht sein Ich in eitler Selbstsucht zum Mittelpunct seines Denkens und Handelns, oder er wendet sich auf Einzelnheiten der Außenwelt, wo dann die Erforschung der Natur im Besonderen noch das Beste ist; denn sie ist doch

wenigstens „der Gottheit lebendiges Kleid," oder vielmehr der Saum ihres Gewandes. Es ist klar, warum weder Goethe noch sein Wilhelm Meister die Wanderjahre vollenden konnten, worauf hier der Dichter ohne Zweifel anspielt; es war ja blos ein irres Umhertappen ohne rechtes höheres Ziel. Daß die moderne Welt sich jetzt, wie die Heiden, auf das Politische geworfen, ist allerdings ein Fortschritt. Merlin aber und sein Dichter trachteten nach dem Reiche Gottes. Demgemäß ist freilich nicht der Mensch Goethe, wohl aber die Geistesrichtung gemeint, unter deren Repräsentanten er der edelste und ausgezeichnetste ist, wenn Merlin dem Klingsor zuruft:

Dir galt die Erde, See, das Firmament
Für eine Leiter, einzig dich zu steigern;
Da heißt es, was man Demuth nennt,
Vollkommen und entschieden zu verweigern.
Die Menschen halb und schwach zu finden,
Erhielt dich selber stark und ganz,
Getrost zerpflücktest du nach allen Winden
Der Andacht, Lieb' und Ehre vollen Kranz;
Du thatst das, wie ein Mann, du thatst das, wie ein Held,
Und dir gehört ein großes Stück der Welt.
Nur freilich ist dies Stück so ziemlich wüste,
Und es gedeiht auf solchem Acker nichts
Als Wahn, Empfindsamkeit, Betrug, Gelüste,
Und kleine Klugheit eines Wichts.

Merlin bezeugt dagegen, daß im Gegensatz zu diesem Zerpflücken des Kranzes der Andacht und der Liebe er sich ganz an das All verschenkt habe. Und so ist's in der That. Den Bestrebungen der Goetheschen Zeit für das einzelne, kleine Bedeutsame ist eine der Tendenz nach höhere Richtung auf das große Ganze, auf die allgemeinen Interessen der Menschheit gefolgt. — Klingsor, der die alten Mären vom Gral verachtet, wie der Humanismus das alte Evangelium von Christus, das er für Mythe und Märlein hält, der mehr zum Spott als in Wahrheit, und doch auch wieder nicht ohne eine Ahnung von der Wahrheit, die Artusritter auf das Kind ohne Vater hingewiesen, welches ihnen das Heil bringen werde, muß sterbend die Vergeblichkeit seiner Lebens-

bestrebungen erkennen und stirbt im Grunde doch noch voll Freude, daß es einen größeren gebe, als ihn. —

Der Tafelrunde stellt nun Merlin sich selbst als das gesuchte Kind ohne Vater dar, eben so sehr irrend, eben so sehr sich hochmüthig selbst überschätzend, wie Klingsor; ja noch mehr, denn die dunkle Weissagung geht doch auf einen Höheren als Merlin, und Satan hat ganz recht, wenn er Klingsor zuruft:

Mein starker Sohn hat sich geirrt.
Er meint, du habest mich zum Wirth,
Indeß du meiner Kleinen Kleinsten
Verehrtest als den Ungemeinsten.
Doch bring' ich Trost von andrer Weise:
Der Ungerathne ist schon aus dem Gleise.
Gepackt vom grimmigsten Widerspruch
Ward er bereits, möchte gerne davon,
Kann's nicht, bald ächzet er grausesten Fluch,
Schlangenumschnürter Laocoon.

Und dies wird nur zu bald wahr. Wir finden die Tafelrunde schlummernd; im Traum sehen sie alle den Gral. Merlin hat ihnen offenbar diesen Traum eingegeben; aber keiner von ihnen hat ein Verständniß der Sache; Artus erklärt sich zu schweren Opfern und Thaten bereit, Gawein freut sich auf noch höhere Ehre, Gareis, der Lebenslustige, sieht eine vollgenügende Speise, Erek, der Schwermüthige, freut sich, daß es auch hier Erdenschmerz gebe und will des kranken Königs Amfortas Sorge tragen; Ginevra will sich auch hier tiefem Liebesleid hingeben und Lanzelot nicht minder. Sie alle haben keine Ahnung, daß ihre bisherigen Lebenselemente sie nicht tüchtig machen zu Hütern des Heiligthums. Und Merlin? Seine Meinung ist ja eben, nicht ein Christenthum der Weltentsagung, sondern ein Christenthum des Weltgenusses zu stiften:

Des bedrückten
Demüth'gen Jammers Zeiten sind vergangen,
Hinführo will er sein mit frohen Wangen,
Und sich entzücken unter den Entzückten.

Und wer ist dieser Er? Der verheißene Dritte, der mit dem Vater und dem Sohne eins ist, der Tröster, der Paraklet; aber

als solchen meint Merlin nicht etwa den am Pfingstfeste kirchenstiftend offenbarten, nicht den alle frommen und suchenden Seelen berufenden und heiligenden Geist Gottes, nein, dieser Paraklet ist Niemand, als er selbst. Er selbst, der Sohn des Satan und der Placida, der zwischen Weltsinn und Christenthum in ungelöstem Widerspruch umherschwankende Geist dieses Jahrhunderts. Aus eigener Machtvollkommenheit erklärt er den Artus zum Könige im Grale, ohne daß die Flammenschrift ihn berufen, ohne daß er demselben irgend eine weitere Bedingung der Buße oder der Weltverleugnung stellt, und vermißt sich, ihn und die Tafelrunde dahin zu führen.

Die Hand! Folgt mir! Ihr wißt, wer mit Euch geht.
Ich bin der Geist; ich bin der Paraklet.

Damit hat er denn den Gipfel des Hochmuths erreicht; damit ist er zugleich aufs Aergste dem Widerspruch verfallen, den er aufzulösen trachtet. Indem er sich einredet, die Sache Christi zu führen, hebt er dieselbe auf, hebt sie gerade dadurch auf, wodurch er sie zu führen vorgiebt, denn zum Gral kann keiner kommen, als den Christus durch die Schrift am Grale beruft. Freilich ist es eine eben so gewöhnliche wie verkehrte Vermittelung dieser Gegensätze, von dem einen nichts, als den Namen bestehen zu lassen, wobei natürlich zuerst der heiligen Schrift ihr Ansehen abgesprochen werden muß. Die Idee des Christenthums wird dabei so lange gedreht und gewendet und ausgeleert, bis sie mit dem Weltsinne ganz übereinstimmt; dieser mag alsdann bei seinen vollen Ansprüchen verharren. Dies ist aber von Immermann so deutlich als Verschuldung des Hochmuths dargestellt, daß wir nicht zweifeln können, welch ein Urtheil er über gewisse Erscheinungen unserer Zeit ausgesprochen haben würde, wenn er sie erlebt hätte. Auch in unseren Tagen hat man sich über die Frage: „ob Schrift, ob Geist," für den Geist entschieden, aber die Leute meinen eben so, wie Merlin, keinen anderen, als ihren eigenen Geist, den weltseligen Geist dieses Jahrhunderts; und berechtigen dadurch jeden hochmüthigen Narren, für sein „car tel est notre plaisir," für jeden „Einfall, der ihm von ungefähr" kommt, dieselbe Verehrung zu fordern, wie für das Wort Christi.*)

Aber, was Merlins Verschuldung desto größer macht, er selber ist, indem er dieses unternimmt, schon ganz den weltlichen Mächten verfallen, ist in den Dienst seines Vaters getreten, und weiß dies, hat es sich schon selbst gestanden; er schmachtet in den Fesseln des eitelsten, gemüthlosesten, hohlsten und leersten Weibes, die ihn zum Spielball ihrer kindischen Launen macht und durch seinen Dienst nichts als den Kitzel für ihre Eitelkeit sucht, einen Merlin zu beherrschen. Merlin bei seiner klaren Selbsterkenntniß gesteht sich dies selbst. Er fühlt sich „ausgetauscht, verfälscht, vergiftet, er ist nicht Merlin mehr". Aber er redet sich nun ein: wie der Gott sich einst ins Irdische tief und tiefer duldete, — so hat sich jetzt in meine Göttlichkeit das Irdische geschwungen. — Da hat denn die Erlösung den Kreis beschlossen — also ist sie vollendet. Das heißt: wie früher in Christo das Göttliche in die Menschheit eindrang, so soll jetzt die Menschheit ins Göttliche eindringen. Das ist's eben, was die Thoren in ihrer Weisheit wollen. Weil sie nicht geneigt sind, dem Irdischen zu entsagen und das Göttliche in sich aufzunehmen, so soll sich das Göttliche gefallen lassen, das Irdische in sich aufzunehmen; sie wollen mit all ihrem weltlichen Sinnen, Streben, Treiben, so wie sie sind, in das Christenthum eindringen; — aber das geht nun einmal nicht an; die Führer bleiben zuerst in den Fesseln der Weltlichkeit hängen, und die Verführten verschmachten in der Wüste.

Auf den ersten Augenblick möchte man Anstoß daran nehmen, daß der Dichter zum Verderben des Merlin eine so gänzlich hohle und eitle Figur gewählt habe, wie die Nimianne ist. Die Gestalt erscheint so lebendig, fast wie aus dem Spiegel gestohlen,

*) Als der berüchtigte Dr. Karl Friedrich Bahrdt seine angebliche Bibelübersetzung unter dem Titel: Neueste Offenbarungen Gottes, herausgegeben, in welcher er die Worte Christi und der Apostel aufs Schmählichste entstellt hatte, schrieb Goethe einen satirischen Prolog dazu, der mit den Worten beginnt:

Bahrdt: Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Christus wär'.

daß man sagen möchte, wer die näheren Lebensumstände des Dichters kennte, würde vielleicht in diesen des Räthsels Lösung finden; jedenfalls ist aber Nimianne aus der ursprünglichen Sage nur beibehalten und — ein treuer Spiegel der eitlen täuschenden Weltlust, der der Mensch, welcher zwischen Weltsinn und Christenthum getheilt ist, gerade dann am sichersten verfällt, wenn er im thörichten Hochmuth sich vermißt, das Göttliche eben recht erfaßt zu haben. Diese Nimianne, die nur reizt und lockt und nichts gewährt, nur mit ihrem Anbeter spielt und selbst nichts fühlt, nichts darbietet, ist bei dem Einen die lockende Buhlerin, bei dem Andern der ungerechte Mammon, bei dem Dritten die eitele Ehre; jedenfalls ist es die Welt mit ihren Lockungen und Banden, die ihn so lange ködert, bis er sich ihr ganz hingegeben hat. Der flehende Hülferuf der durch seine Schuld in der Wüste verschmachtend umherirrenden Tafelrunde schlägt, wie der letzte Schrei des mahnenden und warnenden Gewissens, vergebens an sein Ohr. In blinder Leidenschaft und doch mit vollem Bewußtsein spricht er das Wort, das ihn in ihre Macht giebt; und ist das verhängnißvolle Wort erst gesprochen, so hält sie den unglücklichen Sclaven auf ewig gefesselt. Siehe, da liegt er in der Weißdornhecke, wo er bald hochmüthig auffasset: Ihr sollt nicht andere Götter haben neben mir; bald wehmüthig, nun es zu spät ist, sich vornimmt, wir wollen künftig mehr achten der Pfade. Dann ruttelt er wieder an den Fesseln, die nicht brechen wollen, und endlich fleht er blos, man solle ihn im Schlummer seines Gewissens nur nicht stören. Wir glauben nicht, daß das tragische Ende Merlins noch eines weiteren Commentars bedürfe. Jedes fernere Wort zur Erklärung oder zum Lobe des großen Dichters und seiner tiefsinnigen ergreifenden Darstellung der tragischsten Wahrheit würde ihn und den Leser beschämen.

Und die Tafelrunde? Auch sie geht zu Grunde, wie Alle, welche sich solchem eitlen Führer anvertrauen und ohne Gott zu Gott kommen wollen. Sie haben ihre Zuversicht auf Menschen gesetzt; ihren flehentlichen Hülferuf: Errette uns, Merlin! kann der arme Dulder in der Weißdornhecke wohl hören, aber nicht erhören. So viel darf man auch von Artus und seiner Tafelrunde voraussetzen, daß sie gewußt haben, zum Gral komme Niemand, den er nicht berufe, denn Parzival war Artus Vetter; und wenn sie es nicht gewußt haben, so kam es daher, weil sie die Geschichte von Parzival und dem Gral nicht haben hören wollen. (Merlin Seite 132, 133.)

So haben sie denn ihr tragisches und doch nicht ungerechtes Schicksal erfüllt; die innerste Geschichte unserer Zeit ist in tiefpoetischer Gestaltung vor unserem Auge vorübergegangen; die Rückkehr zum Heile des wahren Christenthums ist vergeblich versucht, ist mißlungen; ja es ist dabei die scheinbar so glückliche Tafelrunde ebenfalls zu Grunde gegangen. Denn so gewiß jene Paladine ewig im Gesange leben werden, wie die Götter Griechenlands, sie werden doch fortan ebensowenig, wie diese, den erwachten Bedürfnissen der Menschheit je wieder Befriedigung gewähren können. Aus der Wüste, in die Merlin die Ritter hineingeführt, ist keine Rückkehr. Die Kämpfe unserer Zeit, so vergeblich sie sind, machen die Rückkehr zu Schillers Ideen von einer Erlösung der Welt durch Kunst und Poesie unmöglich. Strauß weiß in seinem „Neuen Glauben" freilich keinen bessern Rath zu geben. Die Schwachen unter den Ueberlebenden sind fast verzagt. Der Minstrel zerbricht seine Harfe, da des Artus und Klingsors Zeit vorüber ist, wie man jetzt über das Verschwinden der Goethe-Schillerschen Periode klagt; Placidus, der altgläubige Fromme, verzweifelt auch an dem erſten Spruch vom Gral, da der zweite des Merlin als falsch erkannt worden, wie so Viele heutzutage an allem Bestehen des Christenthums verzagen, da die versuchte Erneuerung desselben mißlungen erscheint; und selbst der edle Lohengrin, der Sohn des letzten Gralkönigs Parzival, der da bekennt, zum Innersten des Geheimnisses nicht gedrungen zu sein — sollte der edle Dichter wohl dabei an sich und Seinesgleichen, die den Glauben der Väter noch in Ehren halten, gedacht haben? — setzt sich nieder auf ein Grab und spricht:

Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber
Baumloser Anger, mit Gebein besä't,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht.

Er hat aber doch (siehe oben S. 29) den Beruf empfangen, in die Welt zu gehen und vom Gral zu zeugen, was denn auch treulich von ihm und Seinesgleichen geschieht, wenn auch oft nur unbewußt, nur durch ein Drama, einen Roman oder eine Mythe. Jedenfalls bleibt bis auf Weiteres, so lange der Gral im Abendlande noch vermißt wird, Titurel — der von Merlin so sehr verachtete blöde Titurel mit seiner Zunft, den Vertretern der christlichen Volkskirche, — zurück als Pfleger bei des Lebens Brote, dem Leid zum Trost, den Bösen zum Gefecht. Und dabei wollen wir uns denn auch zufrieden geben.

Aber Merlin lebt noch, denn so lange Christus lebt, die Welt nicht untergegangen ist, und beider Geister noch mit einander im Kampfe stehen, kann Merlin, dieser menschgewordene Widerspruch, nicht sterben. Dieses benutzt Satan, um noch einen Versuch zu machen, das Reich Christi zu vernichten. Er erscheint dem Gefangenen, reißt ihn aus seinem Blödsinn heraus, höhnt ihn und sein ganzes verfehltes Bestreben, meldet ihm triumphirend, daß Artus und seine Ritter, die zu Gott wollten, doch jetzt bei ihm sind; er lästert Gott, der so treuen Dienst Merlins verachtet, obgleich er dies weder durch Laster noch durch Schlechtigkeit verschuldet habe, der ihn habe fallen lassen unter das Vieh und ihm keinen warnenden Engel gesendet; rühmt dagegen, daß er, Satan, doch wenigstens verständlich und erkenntlich sei, und verlangt nun von seinem Sohne, sich endlich ihm zu ergeben.

> Sei denn durch einen, der nicht schwätzt und prahlt,
> Der schimpfgedrückten Knechtschaft froh entrissen;
> Nun koste Freiheit, Geist, Zusammenhang
> Im sel'gen, labenden Ueberschwang!
> Auf, werde mein, drei Schritt geh' hinter dich,
> Verleugne ihn und glaub' an mich!

Aber Merlin antwortet mit entschiedenem Nein, und im tiefsten Gefühl des Elends, worein Gott ihn hat versinken lassen, und bei dem kältesten Hohne Satans bleibt er fest. Erschütternd ist der Schluß des Gedichts:

> Satan: Die Elohim
> Beten mich an, du Koth und Mist — —

> Merlin: Vater unser der du bist — —
> Satan: Nichtswürdiger Heva'ssaame!
> Merlin: Geheiliget werde dein Name!

So hat denn der Dichter entschieden Zeugniß abgelegt, daß Satan, trotz seines scheinbaren Sieges, dennoch der Ueberwundene ist. Nachdem der Geist der Welt so lange vergebens versucht hat, die Sache des Herrn geradezu zu bekämpfen, hat er, dem ja doch nichts bleibt, als nachzuäffen, die letzte große Gnadenthatsache Gottes nachzuahmen gesucht; aber es ist ihm mißlungen. Merlin, der Mensch, dem er seine ganze Klugheit, sein Wissen eingehaucht, hat am entschiedensten erkannt, daß die Welt nur in Gott ihre Vollendung habe. Nein, er kann, er will von Gott nicht lassen; er will vielmehr zu ihm zurück, wie es alle Bestrebungen und Richtungen dieser Zeit zeigen. Dieses Ziel ist zunächst verfehlt; verfehlt, weil er auch die Welt nicht lassen will, weil er in hochmüthiger Selbstvergötterung sich Gott gleichgemacht, sich ihm identificiren will, wie es theoretisch die pantheistischen Philosophen, und praktisch so viele Tausende thun, die von der Philosophie keine Ahnung haben. Mißlungen ist der Versuch, und der Dichter beklagt dies Mißlingen; aber er weiß auch die Gründe ergreifend darzustellen, weswegen er mißlingen mußte. Merlins Hochmuth und Selbstvergötterung, Merlins Schwachheit, sich in die Sclaverei der Eitelkeit zu begeben, die in Ninianne lebendig dargestellt ist, dieser grause Widerspruch zwischen seinem angemaßten Streben und seinem bessern Wissen, ist sein Verderben; der Widerspruch ist nicht überwunden, die Welt ist nicht besiegt worden, aber sie hat auch nicht gesiegt. — Merlin kann, Merlin will doch von Gott nicht lassen, denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele. Gottes Name muß doch geheiliget werden. Aber dieses: Geheiligt werde dein Name! ist nur eine Forderung. Wie sie nach Merlins Unterliegen doch noch in Erfüllung gehen könne, davon schweigt das Gedicht. Es ist dies mehr ein Postulat, als ein Glaubensbekenntniß des Dichters; denn wenn er den Grund gewußt hätte, auf welchen solche Hoffnung sich mit Recht stützt, so würde er es angedeutet haben. Und hier stehen wir an dem

Puncte, wo der Dichter, wie jener Maler in seiner Darstellung der Landschaft, wohl das Thürmlein sieht und angiebt, das über die Bäume hervorragt, aber die Kirche nicht kennt, auf welcher es steht. Der Dichter hat so viel vom Christenthum gewußt, daß in ihm allein das Heil sei, hat so viel vom Christenthum gewußt, daß es mit Stolz und Weltsinn nicht errungen werde, aber wie Stolz und Weltsinn überwunden werde, so daß man zu dem wahren Christenthume komme, das hat er nicht gewußt, und darum auch nicht sagen können; und daher kann auch vielleicht nur, wer dieses weiß, mit völliger inniger Freude in Merlins letztem festen: Geheiliget werde dein Name — mehr als ein Postulat, eine wohlbegründete Glaubenswahrheit, eine zweifellose Verheißung erkennen.

Merlin versteht nichts von dem Wesen der Sünde; er gesteht seinem Vater, dem Satan, viel zu gläubig es zu, daß nur der Wahn der Laffen ihn als den Urbösen ansehe. Merlin kennt die Sünde nicht, und darum fällt es ihm nicht ein, daß so edle Naturen, wie Artus und seine Ritter, wie Lanzelot und Ginevra, Ideale der keuschesten und reinsten Liebe im weltlichen Sinne, doch ganz fern sind von der heiligen Liebe, die der Gral fordert, und ganz des Ruhms ermangeln, den sie an Gott haben sollen. Merlin versteht die Sünde nicht, sonst hätte er von der Tafelrunde Buße und Bekehrung und Absagung von dem weltlichen Wesen verlangt; und der Dichter hat die eigentliche Bedeutung der Sünde auch nicht in ihrer ganzen Tiefe verstanden, sonst hätte er in dem Gedichte eben so gewiß, wie Merlins Hochmuth, auch der Tafelrunde eitle Weltlichkeit, die Ursache des verfehlten Beginnens nicht blos dargestellt, sondern auch als Schuld hervorgehoben. Der Dichter hat ferner offenbar die Bedeutung des Wortes Gottes nicht richtig gewürdigt, sonst würde er es haben deutlicher hervortreten lassen, daß die Schrift am Gral, die dasselbe symbolisiert, den Merlin nicht berufen habe, und daß er auch darum habe sein Ziel verfehlen müssen, weil Niemand zum Gral kommt, als wen er beruft. Wer es nun aber weiß und anerkennt, daß Gott die Menschen durch sein Wort zu Christo ruft, daß also

jeder, der das Evangelium aus der Schrift hört, ein von Gott zum Heile Berufener ist, und, so er nur will, durch Buße und Glauben zu Christo kommen kann, dem wird Merlins letztes und entschiedenes: Geheiliget werde dein Name, zu einer fest beglaubigten Weissagung, und allerdings dann noch mehr enthalten, „als der Dichter selbst hineinlegen konnte." Jedenfalls haben wir in diesem tiefsinnigen Gedichte das lebendigste Zeugniß, daß das wahre Heil der Menschheit nur in der Rückkehr zum reinen Christenthum besteht, und die kräftigste Warnung vor den Abwegen, die von diesem Ziele abführen. Es mag sein, daß der Dichter nicht immer in gleicher Lebendigkeit diese Ideen festgehalten habe; ja vielleicht ist es nur ein glückliches Aperçu gewesen, daß er aus dem Inhalt der alten Merlinsage die Idee vom ursprünglichen Christenthum herübergenommen und damit dasjenige bezeichnet hat, was ihm zu andern Zeiten, wie es auch bei Lessing der Fall war, als neues Christenthum vorgeschwebt haben mag. Die Hoffnung auf eine bevorstehende religiöse Erneuerung der Welt hat er unbedingt sein Leben lang festgehalten, daß er diese in Christo und durch Christum erwartet habe, daß ihm deßhalb die herrschenden politischen Bestrebungen keineswegs unbedingt heilbringend erschienen und der weltliche Sinn der Zeit ihm ein Greuel gewesen, daß er darum willig darauf verzichtete, der Liebling der Menge in seinen Tagen zu sein, und Verachtung oder doch wenigstens Verkennung ruhig ertragen hat, fest auf eine neue Zeit hoffend, in der Gottes Name wieder geheiliget werde, das bezeugen alle seine Schriften, und wir verweisen noch den Leser, welcher den bedeutenden Mann gerne näher kennen lernen möchte, auf die oben S. 31 angeführte treffliche Biographie. Wir können unsere Bewunderung und Verehrung nicht besser rechtfertigen und glauben für unsere Ansicht über den Merlin kein deutlicher Zeugniß beibringen zu können, als indem wir zum Schluß noch folgende zwei Sonette mittheilen (Schriften Band I, Seite 573 und 577).

Ich schau' in uns're Nacht und seh den Stern,
Nach dem die Zukunft wird ihr Steuer richten,
Bei dessen schönem Glanze sich die Pflichten
Besinnen werden auf den rechten Herrn.

Einſt geht er auf, noch aber iſt er fern.
Es ſollen unſ'res jetz'gen Tags Geſchichten
Zu Fabeln erſt ſich ganz und gar verdichten,
Dann wird gepflanzt der neuen Zeiten Kern.

Dann wird der König, den ich meine, kommen,
Und um den Thron, den ich erblicke, wird,
Wornach geſtrebt das allgemeine Ringen,

Und was die Größten einzelnen unternommen,
Was wir erkannt, worin wir uns geirrt,
Als leichter Arabeskenkranz ſich ſchlingen.

Wenn ſich, mein Fürſt, vor deiner Sohlen Spangen
Dereinſt vom Weg empor ein Stäubchen ſtiehlt,
Und jubelnd vor dir her im Lichte ſpielt,
So iſt's der Staub des Menſchen, der vergangen.

Und wenn zu deinen ſchönen Götterwangen
Sehnſüchtig wehend ſich ein Lüftchen hielt,
So iſt's mein Seufzer, der nach dir gezielt,
Eh' du erſchieneſt, hinter Kerkerſtangen.

Ich trug mich an der Zeiten Joche matt.
Nur das Gemeine lebt und iſt beſtändig,
Im Handwerksſchmutz verwaltet von den Zünftgen.

Ach die Verachtung macht ſo bald uns ſatt,
Ich bin's — Du kommſt! Dem Jetzt entronnen ſend' ich
Des Unterthanen Eide dem Zukünftgen.

Wir aber, die wir wiſſen, daß der Zukünftige, dem der Dichter trotz der Verachtung der rohen und dumpfen Seelen gehuldigt, ſo gewiß er einſt allen erſcheinen wird, doch auch ſchon längſt da iſt und ein ewig Gegenwärtiger mit allem ſeinem Heile denen, die nach ihm fragen, wir ſtreuen dem edlen deutſchen Dichter, der ſicherlich auch ſchon längſt zu ihm gekommen iſt, um den Unterthanen-Eid vor ſeinem Strahlenthrone zu erneuen, eine Blume der Verehrung auf ſein Grab und weihen ſeinem Andenken eine Thräne der Dankbarkeit. Möge das deutſche Volk ihm bald volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

II.

Die Götter Griechenlands.

1853.

Ach, daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das den Menſchen gleicht, — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Dich von ihm erflehen!
(Schiller an ſeine Braut. D. 30. Nov. 1789.)

Es iſt ſchon oft bemerkt worden, und viele Dichter, unter andern namentlich Goethe, haben es ausgeſprochen, daß in einem gelungenen Dichterwerke viel mehr liege, als der Verfaſſer ſelbſt mit Bewußtſein hineingelegt hat. Das kann auch der Natur der Sache nach nicht anders ſein. Ein Poet, ποιητής, iſt ein Schöpfer. Als Gott die Welt ins Daſein rief, und zwar durch ſein Wort, hat er den ewigen Ideen ſeines Geiſtes Leben und Weſen gegeben, daß die Welt da ſtehe außer ihm, vor ihm, aber nicht ohne ihn, von ihm durchdrungen und getragen, als eine Offenbarung ſeiner Herrlichkeit, wie denn allewege der Schöpfer erkannt werden ſoll aus ſeinen Werken. Und darum nennen wir den einen Poeten, der, was in ſeinem Innern lebt, durch das Wort aus ſich heraus zu ſtellen vermag als eine Offenbarung ſeines Geiſtes, Herzens und Gemüthes, daß ſeine Schöpfung lebendig da ſtehe vor den geiſtigen Augen derer, die ihn verſtehen und ihm nachzuempfinden vermögen. In einem Hauptſtücke aber freilich unterſcheidet ſich das geiſtige Schaffen des ſelbſt erſt geſchaffenen Menſchen von dem des ewigen Gottes. Dieſer hat den Grund all ſeines Seins und Wirkens in ſich ſelbſt; ein Menſch aber kann nichts geben, er habe es denn zuvor ſelbſt empfangen. Ein Dichter

muß erst in sich aufgenommen haben, was er hervorbringt. Aber es geschieht dies nicht etwa, wie der erschlossene Schrein die Dinge unverändert herausgiebt, die man hineingestellt, oder der Becher den Wein, den man hineingegossen, sondern es ist, wie der Erdboden das eingepflanzte Samenkorn entwickelt und neugestaltet hervorbringt, als einen immer schöner, immer reicher prangenden Baum voll Blätter, Blüthen und Früchte. So viel steht fest, eine generatio aequivoca findet aus dem menschlichen Geiste niemals Statt. Das Leben und seine Verhältnisse, die Natur und ihre Wunder, der Mensch und seine Schicksale, die Welt und ihre Geschichte, mit einem Worte, die großen Thaten Gottes vor unseren Augen und in unserem Herzen sind die Urbilder der Gestalten, die der Dichter schafft, nachdem er sie selbst zuvor in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht hat. Demgemäß ist die Gabe der Dichtung ein Verein von zwei verschiedenen Begabungen; die der Darstellung ist nur die zweite; die erste und wichtigste ist die Fähigkeit der rechten Anschauung der Dinge und der Aneignung des Angeschauten. Und dazu gehört ein klares, liebevolles Auge, ein für alles Wahre, Große, Schöne offener Geist, und noch mehr, auch ein für alle Leiden, Schmerzen und Kümmernisse der Menschen empfängliches Gemüth, dem es nicht blos um ein todtes Wissen, sondern um ein lebendiges Erfahren und inneres Erleben zu thun ist. Das hat der größeste Dichter unserer Nation aus seinem eigenen Innern heraus wohl verstanden, wenn er seinen Faust an den Mephistopheles, der ihm Freuden bietet, die Forderung stellen läßt:

Von Freud' ist nicht die Rede.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen;
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen;
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst an ihrem Selbst erweitern. —

Und beide Anforderungen an den Dichter faßt er zusammen in dem, was er über Hans Sachs sagt:

Er hatt' ein Auge fromm und klug,
Und war auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein,
Und wieder Alles zu machen fein;
Hatt' auch eine Zunge die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß.
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

So viel ist aber gewiß, bei gleicher Darstellungsgabe ist von zwei Dichtern nur derjenige ein wahrer Poet, der auch die Gabe hat, in die ihn umgebende Welt Gottes einen tiefen und klaren, weil liebevollen Blick zu thun.

Nun ist aber menschliche Anschauung allemal eine beschränkte, schon weil wir nicht von oben hernieder, wie der allwissende Gott, sondern nur von unten auf und rings umher die Blicke werfen können; weil auch jedem Menschen seine besondere Individualität, sein eigner Moment, sein eigenthümlicher Standpunkt gegeben ist, den er nur selten und wenig verrücken kann. Kein Mensch hat in irgend einem Stücke die volle und ganze Wahrheit, wie denn selbst auch die göttliche Wahrheit des Evangeliums nicht so wohl in den einzelnen Aussprüchen und Darstellungen, sondern nur in der zusammengefaßten Gesammtheit der heiligen Schrift zu suchen und zu finden ist. Wie nun kein Dichter jemals das Welt- und Menschenleben völlig erschaut hat, um es ganz und richtig wiedergeben zu können, so hat auch keiner, was er gesehen, ganz durchschaut, und daher kommt es, daß viele Dinge, die er in seine Darstellung aufgenommen hat, noch andere Seiten darbieten, noch mannigfache Bedeutung in sich tragen, die er selbst, der Dichter, keineswegs ganz erkannt haben wird, deren er sich wenigstens gar nicht immer bewußt geworden zu sein braucht. So bildet eine geschickte Kränzewinderin ihren Strauß zwar nach den Eingebungen ihres Schönheitssinnes, und so weit ist er ihr Werk; aber die einzelnen Blumen darin nimmt sie, wie sie sind, aus den Händen der Natur, und muß demgemäß die Ordnung und Schönheit der Natur, so weit sie sich in diesen Blumen offenbart, mit hineinwinden, auch ohne dieselbe zu erkennen; sie weiß sicherlich von der Herrlichkeit der Blumen in ihrem Kranze viel weniger,

als der Botaniker, der diese Bildungen, ihre Ordnungen und Gesetze erforscht hat. Ein Dichter, der es unternähme, eine Scene aus dem Leben Christi zu schildern, müßte nothwendiger Weise Züge aus dem Bilde des Herrn aufnehmen, die über seine Erkenntniß gehen; der beste kann es nicht erschöpfen, der schlechteste nicht ganz verderben. Und demgemäß irrt es mich nicht, wenn ich vom Standpunct des Christenthums die Gestalt eines Goetheschen Faust oder eines Immermannschen Merlin betrachte, daß ich in der Darstellung des Dichters gar oft eine sachlich ganz richtige Schilderung der göttlichen Weltordnung erkenne, obwohl ich recht gut weiß, daß Goethe oder Immermann selbst die darin sich kundthuenden Wege Gottes keineswegs so gut verstanden haben, wie mich das Wort Gottes, an das ich glaube, sie verstehen lehrt. Hat es doch wohl ein Jeder erfahren, der sich in glücklicher Stunde zum Schreiben oder Reden angeschickt, daß das Ergebniß ein besseres und tieferes gewesen, als er selbst vorher beabsichtigt und gewußt hatte.

Daraus erklärt es sich denn, daß man in den allermeisten derjenigen Dichtungen unserer classischen Literatur, welche bei den Gebildeten bleibenden Eingang gefunden haben, sobald man sie einmal recht darauf ansieht, nicht verkennen kann, sie seien von christlichen Ideen und Gedanken durchdrungen. Freilich muß man sie erst recht darauf ansehen, und das wird nur derjenige vermögen, dem das Christenthum selbst eine Lebenswahrheit geworden ist. Ein ungebildeter Mensch sieht am sternenvollen Nachthimmel nur flimmernde Lichter; der Astronom die Größe und Ordnung der Welt, der Fromme aber die Ehre und Herrlichkeit Gottes. Schickt einen wilden Knaben in einen botanischen Garten, er sieht dort höchstens schöne bunte Blumen, der Pflanzenkenner hat gleich die seltensten Gewächse herausgefunden, die vielleicht die unscheinbarsten sind. Nur das, wofür sich das Herz interessiert, wird das Auge sehen; man muß dazu, wie Goethe sagt, liebevoll genug sein; der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, denn es ist ihm eine Thorheit und er kann es nicht begreifen. Wer aber die Sterne siebenter Größe, die Nebelflecken und Lichtnebel leugnet, blos weil er sie mit bloßen

Augen nicht sieht, begeht doch wahrlich eine Thorheit. Der Astronom läßt sich durch solch Geschwätz nicht irren, er weiß was er durch sein Fernrohr gesehen hat, und ahnt in jenen unbeachteten Himmelserscheinungen vielleicht neue Weltsysteme. Ohne solche christliche Gedanken und Lebensanschauungen in den Werken ihrer Dichter zu finden, würde auch von vornherein derjenige Theil unseres Volks, der zu Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an der Entwickelung unserer schönen Litteratur so lebendigen Antheil nahm, sich schwerlich für dieselben entschieden haben. Denn so sehr auch damals schon das eigentlich Christliche, der Glaube an die Erlösung durch den Tod und die Auferstehung Christi, zurückgetreten war, die nothwendigen Consequenzen dieses Glaubens, Gott, Tugend, Unsterblichkeit, ja selbst die Sündenreinheit und Wahrhaftigkeit des „großen Weisen von Nazareth" wurde doch noch so ziemlich allgemein anerkannt in den Leserkreisen der poetisch gebildeten Welt; sind doch die Wenigsten geneigt und im Stande, (es gehört auch viel dazu) von dem was sie annehmen und verwerfen, stets die richtigen Consequenzen zu ziehen. Man wollte das Wunder leugnen, aber doch Gott als Schöpfer beibehalten; man wollte den Sohn Gottes leugnen, aber doch die Lehre Jesu bestehen lassen. Und jetzt will mancher sogar die Frage nach dem Inhalt seines kirchlichen Glaubensbekenntnisses abweisen und doch ein lutherischer Prediger sein; ja was das Seltsamste ist, man will die Existenz eines persönlichen Gottes leugnen, dem Menschen in allen geistigen und sittlichen Dingen Autonomie zusprechen, und doch die ganze Ethik des Evangeliums bestehen lassen; man predigt den Materialismus und meint doch, Staat und Kirche könnten unerschüttert bleiben. Darum hat seit Strauß die neuere Philosophie sich ein dankbar anzuerkennendes Verdienst erworben, indem sie die Consequenzen des herrschenden Halbglaubens gezogen, und nachgewiesen hat, daß entweder das ganze Christenthum, wie es die Bibel lehrt, anzunehmen, oder auch der schwache Schimmer der Christlichkeit, mit dem der alte vulgäre Rationalismus seinen Unglauben umhüllte, völlig abzustreifen sei; ja daß man die göttliche Natur Christi und die Erlösung durch seinen Tod willig und unbedenklich festhalten

müsse, oder zur entschiedenen Leugnung des lebendigen Gottes und der ganzen damit zusammenhängenden religiösen Weltansicht rücksichtslos fortzuschreiten sich nicht mehr scheuen dürfe. Wir glauben, daß der Hegelianismus dadurch seine Mission erfüllt habe, und fürchten von seinem positiven Wirken, freilich noch sehr viel für die Christenheit, für das arme gottentfremdete Volk, aber nichts mehr für das Christenthum; das hat schon ganz andere Feinde überwunden; für diese negative Leistung aber sind wir ihm dankbar verpflichtet.

Wohl zwanzig Jahre früher hatte Schiller, der eben so klar dachte, wie er warm fühlte, — seinem Jahrhundert weit voraus, wie alle großen Männer, — für sich selber schon diese folgenschwere geistige That vollbracht und davon auch dem gebildeten Publikum Rechenschaft gegeben. Er that dies in den bekannten, aber jetzt wohl nur noch selten gelesenen philosophischen Briefen zwischen Raphael und Julius, welche im Grunde ganz dasselbe enthalten, was man heutzutage in den sogenannten Predigten für die freien Gemeinden findet. Nur in dem Einen unterschied sich die edle und für alles Wahre, Gute und Schöne erglühende Seele Schillers von den frivolen Geistern unserer Zeit, die da nichts können und wollen als verneinen, daß er sich bei den traurigen Resultaten solcher Philosophie keineswegs zufrieden geben konnte; daß er sich lange Zeit unglücklich fühlte, ohne einen lebendigen Gott, ohne eine Liebe von oben, ohne tröstende Gewißheit eines künftigen Lebens in dieser Welt leben zu müssen.*) Daher hat

*) „Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit Kurzem aus mir geworden? Gefährlicher großer Mensch! Daß ich dich niemals gekannt hätte! — Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte — da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen. — —. Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zwei-

er sich denn auch bei den Ansichten, die er in seinen philosophischen Briefen ausgesprochen, nicht beruhigt und hat lange Jahre damit zugebracht, einen anderen besseren Grund für die Ruhe seines Gemüthes, einen anderen Ausgangspunkt für die Richtung seines Strebens und Lebens, seines Denkens und Dichtens zu finden. Freilich nach der entgegengesetzten Seite hin nun auch die Consequenzen zu ziehen, von dem Halbglauben des Rationalismus aus einmal in die ganze Glaubensfülle des alten Christenthums zurückzugehen und um dessen ewige, von Gottes Wort, Vernunft und Erfahrung beglaubigte Gründe sich ernstlich zu bekümmern, dazu hat er sich niemals entschlossen; wer weiß, wenn er die Geistesarbeit, die er späterhin auf die Kantische Philosophie verwandt hat, auf die Erkenntniß des alten Christenthums, auf das Studium der heiligen Schrift verwendet hätte, ob er nicht den Felsengrund der Wahrheit gefunden haben würde, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen; und zu welcher Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse seines edlen Herzens wäre er dann gekommen! Und was hätten dann die Werke dieses deutschesten aller deutschen Dichter dem Vaterlande geleistet, wenn sie nicht bloß Freiheit, Schönheit, Wahrheit in abstracto, sondern die Freiheit von aller Knechtschaft der Sünde, zu der der Sohn uns frei macht (Joh. 8, 36), die Schönheit der göttlichen Heiligkeit und die Wahrheit, die in Christo vom Himmel gekommen, gepriesen hätten. Statt dessen suchte er an allen durchlöcherten Brunnen menschlicher Weisheit, aber natürlich ohne Erfolg. Zuerst wandte er sich zur Betrachtung der Griechischen Mythologie;

mal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt, und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takte meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Anschlage wanken!" (Schillers Werke, Taschenausgb. XI. 306 flgd.) Wer könnte verkennen, daß diese dem Julius in den Mund gelegten Worte aus eigener Herzenserfahrung hervorgegangen sind.

dann zur Kantischen Philosophie und deren Fortbildung in den idealistischen Systemen Reinholds und Fichtes. Endlich warf er das alles hin und machte sich zur Lebensaufgabe, durch die Poesie sich und sein Volk zum Genuß des Schönen, zum Leben im Ideale, und dadurch zur sittlichen und geistigen Veredlung zu erheben.

Die „philosophischen Briefe" sind aus dem Jahre 1786. Schillers ernstliche Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie beginnt erst um das Jahr 1792; dazwischen fällt sein eifriges Studium der Griechischen Poesie und Mythologie, von dem uns in den Göttern Griechenlands ein vor allen merkwürdiges Document der Geschichte seines Geistes übrig geblieben ist. Dieses Gedicht stammt aus dem Jahre 1788 und ist ein redendes Zeugniß von den eigenthümlichen Sympathien und Antipathien, welche damals Schillers Seele bewegten, die sich scheinbar in diesem Gedichte theils positiv als Verehrung des Heidenthums, theils negativ als Verwerfung des Einen Gottes aussprechen; aber auch nur scheinbar, ihrer wahren Bedeutung und Meinung nach sind sie nur aus dem tiefsten Sehnen einer edlen Natur nach wahrer Gottesgemeinschaft zu begreifen. Es mag allerdings auf den ersten Blick als eine gewaltige Paradoxie erscheinen, wenn ich behaupte und in den folgenden Blättern nachzuweisen versprechе, daß Schiller in diesem Gedichte, freilich absichtslos und ohne es zu wissen, ein Zeugniß für die Wahrheit des Christenthums abgelegt habe. Aber ein unbewußt abgelegtes Zeugniß ist doch nichts Unerhörtes. Wenn Herodot von den Aegyptischen Seefahrern erzählt, die behauptet hatten, bei der Umschiffung Afrikas in ein Land gekommen zu sein, wo sie um Mittag die Sonne im Norden gesehen, so erklärt er eben aus diesem Grunde die Sache für erdichtet, und doch ist gerade dieser Umstand das sicherste Zeugniß für die Wahrheit der Erzählung. Wenn die Pharisäer nach dem Tode Christi zu Pilatus kommen und um eine Wache für das Grab des Herrn bitten, weil „dieser Betrüger" gesagt habe, er werde am dritten Tage auferstehen, so geben sie unbewußt ein unwiderlegliches Zeugniß für die Wahrheit der apostolischen Erzählung, daß Christus seine Auferstehung

wirklich vorausgesagt, und zwar so öffentlich und deutlich, daß seine Feinde schon vor dem Tode des Herrn davon wußten; ein Zeugniß, welches für die Wahrheit des Evangeliums von unberechenbaren Consequenzen ist. Als Judas in Verzweiflung die Hand an sich selber legte, gab er ohne Wissen und Willen ein wahrlich bedeutsames Zeugniß von der Sündenlosigkeit Jesu; denn wenn er in seinem dreijährigen Zusammenleben mit dem Herrn nur das geringste Sündige an ihm erkannt hätte, so war Christus in seinen Augen ein falscher Messias und mit Recht dem Urtheil des Pilatus verfallen, was hätte Judas dann für Grund zum Selbstmorde gehabt?

Das Charakteristische des Christenthums besteht nun aber nicht sowohl in der reinen Gottesidee und in dem vollendeten Menschheits-Ideal, das es aufstellt, so sehr es sich auch dadurch vor allen anderen Religionen auszeichnet, sondern viel mehr in der Verheißung, daß es die Menschen, die durch die Sünde Gott entfremdet und unselig werden, in die Gemeinschaft dieses Gottes zurückbringen und sie zu diesem Menschheits-Ideal erheben wolle; wer diese Verheißung thatsächlich annehme (glaube), werde es schon in dieser Welt in und an sich selbst erfahren, daß er für alle Bedürfnisse seines Innern nach Erlösung, Heiligung, Frieden und Freude durch diesen Glauben Befriedigung finde. So Jemand will deß Willen thun, der mich gesandt hat, der wird's inne werden! Alle wahren Christen berufen sich daher stets auf die Thatsächlichkeit dieser Erfahrung. Da nun die Gegner diese Thatsache nicht widerlegen können, so besteht die Taktik der Opposition darin, daß sie zuerst die Bedeutung und Schuld der Sünde leugnet, als worin das Christenthum die Quelle alles Unbefriedigtseins auf Erden anerkennt; und dann, daß sie die Menschen zu überreden sucht, sie bedürften zur Befriedigung ihres Herzens und zur Erreichung des höchsten Zieles der Menschheit keines Gottes und seiner Liebe, keines höheres Lichtes und seiner Wahrheit, keiner heiligenden und erlösenden Lebenskräfte von oben, sondern nichts als einerseits, was sie von Natur in sich tragen, und andererseits, was die äußere sichtbare Welt ihnen darbietet. Wenn nun ein Mann wie Schiller öffentlich bezeugt, daß er jenes tiefe Sehnen

nach Gott im Herzen trage, daß er bedaure, keinen persönlichen Gott mehr zu haben, zu dem er beten, durch den er geheiligt und beseligt werden könnte, wenn er erklärt, daß er in jenen unchristlichen Lebensansichten keine Befriedigung finde, so hat er, wenn auch unbewußt, Zeugniß abgelegt für das Christenthum, obgleich er dieses dabei weder gemeint, noch genannt hat. Und das ist der Fall in seinen Göttern Griechenlands.

Ehe ich nun meine Behauptung an dem Inhalte und Gedankengange dieses Gedichts nachzuweisen unternehme, muß ich noch eine litterarische Bemerkung vorausschicken. Wir haben von demselben zwei oder gar drei verschiedene Recensionen. Es erschien zum erstenmal im Frühling des Jahres 1788 im Wielandschen Merkur und erregte großen Anstoß; von seiner positiven Seite ward es eben so sehr mißverstanden, wie von der negativen; bald sollte es eine reine Wiederherstellung des alten Heidenthums beabsichtigen, bald wenigstens eine Verhöhnung des wahren Christenthums sein. Friedrich Stolberg ließ im Deutschen Museum 1788 eine ebenso ungerechte wie unverständige Recension erscheinen, in der er sich so weit vergaß, daß er sagte: „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als ein solches Lied gemacht haben. — — Ich würde mir selber ein muthwilliger Knabe scheinen, welcher seinen Pfeil gegen die Sonne losschnellt, weil sie sich von ihm nicht greifen läßt." Das nahm Schiller natürlich sehr übel, und richtete dafür in den Xenien 117 gegen ihn das schneidende Wort, das nun allerdings das Christenthum auch traf:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse, dafür gingst du ins Himmelreich ein.

Als er späterhin seine Gedichte sammelte, gab er im ersten Bande, (1799, Leipzig, bei Chrusius) eine Umarbeitung, in welcher er fast den ganzen negativen Theil, der am meisten Anstoß gegeben hatte, wegließ und den Grundgedanken gänzlich änderte; er versuchte nämlich, es seinen späteren Ideen von Veredlung der Menschheit durch das Ideale und Schöne anzupassen. Doch auf Anfordern mehrerer Freunde stellte er in dem 1803 erschienenen zweiten Bande seiner Gedichte die ursprüngliche Recension fast unverändert

wieder her, und so steht sie in allen älteren Ausgaben der Gedichte. In der von Körner 1818 herausgegebenen Sedezausgabe der sämmtlichen Werke, wie in den späteren Abdrücken im sogenannten Schillerformat, findet sich aber nur die verkürzte neuere Bearbeitung mit einigen untergedruckten Versen der älteren Recension, die aber das Wesentliche nicht enthalten. Aus diesen bis auf die Meyerschen Ausgaben seit 1860 fast einzig cursierenden Abdrücken konnte man die ursprüngliche Intention des Dichters gar nicht erkennen. Ich beziehe mich nur auf jenes erste älteste Gedicht, auf die späteren Aenderungen und Zusätze werde ich gelegentlich Rücksicht nehmen.

Indem ich mich nun anschicke, meinen Beweis zu führen, daß Schillers Götter Griechenlands ein Zeugniß für die gute Sache des Christenthums sind, muß ich zuvörderst mich mit meinen Lesern über einige Begriffe verständigen. Unter dem wahren Christenthum verstehe ich die oben dargelegte Welt- und Lebensansicht, die von den Aposteln und Evangelisten als Lehre Jesu ausgesprochen ist, mit allen ihren Gründen und Consequenzen. Und dabei stehe ich nicht an, hier gleich anfangs es entschieden auszusprechen, daß nach meiner festen Ueberzeugung Schiller bei seinem Gedichte mit keiner Silbe an dieses Christenthum gedacht habe. Es ist für ihn eigentlich wohl niemals da gewesen, denn wenn ihm auch aus seiner Kindheit oder von der Karlsschule her noch gar viele einzelne Bibelsprüche und biblische Geschichten im Gedächtniß geblieben waren, wie seine Werke bezeugen, die voll von biblischen Beziehungen sind, so möchte ihm doch die christliche Hauptidee vom Reiche Gottes schwerlich je in ihrer vollen Kraft und Bedeutung zum Bewußtsein gekommen sein; was bei dem vergeblichen Kampfe, den der leere Formelkram starrer Orthodoxie und erstorbenen Pietismus' mit dem damals von allen Seiten siegreich herandrängenden jugendlich kräftigen Unglauben kämpfte, in welchen Kampf die Jünglinge auf der Karlsschule nothwendig mit hineingezogen waren, auch keineswegs zu verwundern ist. — Von diesem wahren Christenthum ist nun gar wohl zu unterscheiden jene oberflächliche sogenannte Aufklärung der achtziger Jahre, die man nach Hase's Vorgang mit dem Namen des vul-

gären Rationalismus zu bezeichnen pflegt, die Schiller so lange noch halb und halb theilte, bis er sie zum Gegenstand tieferer Forschung und philosophischer Erörterung gemacht hatte. Wer selbst in seiner Jugend nach den Ansichten dieses Rationalismus unterrichtet worden, der weiß was trotz mancherlei scheinbar christlicher Phrasen, die sein Wesen verhüllen sollten, der eigentliche Kern desselben gewesen ist. Ich habe ihn einst ganz so gelernt und geglaubt, wie Schiller ihn in unserem Gedicht und seinen übrigen Werken aus jener Periode schildert; und wer ihn einmal kennen und verstehen gelernt, wird ihn eben so gut in den sentimentalen Verseleien von Tiedges Urania und Witschels Morgenopfern wieder erkennen, wie in dem wohlgemeinten Pathos von Zschokkes Stunden der Andacht; in dem nüchternen Gerede Tellerscher Predigten wie in den kirchlichen Formeln Dinterscher Katechesen; in dem Wust gelehrter Anmerkungen der Wegscheiderschen Dogmatik wie in den ungescheuten Eingeständnissen der Röhrschen Briefe über den Rationalismus. Und was war denn der wesentliche Inhalt? „Es giebt einen Gott im Himmel, der die Welt geschaffen, oder vielleicht auch nur aus einer gleichewigen Materie gebildet hat, der dieselbe nun aber den einmal gegebenen Naturgesetzen überläßt;*) er braucht sich nicht viel um sie zu kümmern, denn er hat sie wie ein Uhrwerk aufgezogen;**) das Verhältniß dieses Gottes zu den Menschen ist ein sehr fernes und fremdes, im

*) Denn an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Tage auf und ab. (Götter Gr. v. 22.)
Bescheiden
Verhüllt sich Gott in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist und nicht ihn, wozu
Ein Gott, spricht er, die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeist's Lästerung gepriesen. (Don Carlos.)

Daß in diesen Worten des Freigeists Posa-Schiller seine eigene Ansicht ausspricht, die er nur im Sinne des Königs Philipp höflicherweise Lästerung nennt, liegt am Tage.

**) Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur. (Götter Gr. v. 21.)

Grunde ist der Mensch nur auf seine eignen Kräfte angewiesen; specielle Vorsehung, Wunder, ein Sicherbittenlassen durch fromme Gebete, so daß Gott auf unser Bitten thäte und gäbe, was er sonst nicht gethan oder gegeben hätte, davon kann nicht die Rede sein; dagegen muß der Mensch von den alten zehn Geboten, natürlich, nur soweit sie ihm vernünftig erscheinen, ja nicht abweichen, und lieber allen Lebensfreuden entsagen, um den Himmel zu verdienen; durch Untugend könnte er doch der ewigen Seligkeit verlustig gehen, falls es nämlich eine solche giebt.*) Das alles hat der große göttliche Lehrer Jesus von Nazareth gelehrt, dem man ja glauben muß, nur nicht gerade Alles, denn was er von seiner eignen göttlichen Natur und der Kraft seines Erlösungstodes, von seinen Wundern, seiner Auferstehung, seiner ewigen Herrlichkeit gelehrt hat, oder hat lehren lassen, ist freilich nicht anzunehmen.“ — Was half alle Verehrung, die man nebenbei der Person des Stifters der christlichen Religion zollte; was half alles échauffement in Lobpreisung seiner Weisheit, Liebe, Hingebung; was nützte alle Aufforderung, seiner Tugend nachzustreben, wenn man das Hauptzeugniß seines Mundes, seine göttliche Natur und die auf jeder Seite des Neuen Testaments bezeugte Kraft seines Todes als Ursache der Seligkeit für die, welche an ihn, nicht blos an seine Lehre glauben, so entschieden verwarf oder stillschweigend beseitigte? Wie konnte dieses leere, haltlose Residuum alter evangelischer Er-

*) Gelehrt und behauptet wurde freilich die Unsterblichkeit von allen rationalistischen Katecheten und Katechismen. Aber jedenfalls hatten sie für dieselbe keine andere, als menschliche Autorität. Die Gründe aus der Einheit der Seele, aus der Nothwendigkeit einer jenseitigen Belohnung der Tugend, die hienieden nicht belohnt werde u. dergl. überzeugen selten recht und erregen meist nur Zweifel. Das Bild von der Raupe und dem Schmetterling beweist gar nichts, denn daß der Mensch keine Raupe ist, weiß doch jeder Quintaner. Und wo blieb die Seligkeit in der Unsterblichkeit, wenn unsere Tugend etwa nicht ganz rein erfunden werden sollte? Wer hätte sich nicht mit Zweifeln an der Unsterblichkeit gequält, ehe er die Bedeutung der Auferstehung Christi geglaubt und erkannt? Daß Christus sie gelehrt, beweist nichts, so lange seine göttliche Natur nicht fest steht, und die eben leugnete der Rationalismus. — Schiller spottet in seiner Resignation: Die Schuldverschreibung lautet an die Todten!

kenntniß, dieses caput mortuum der christlichen Wahrheit, dies Phlegma des Ehristenthums, aus dem der Geist entflohen, einen Geist, wie Schiller, befriedigen! Und doch war dies die sogenannte Wahrheit, zu welcher er sich, wie in den Göttern Griechenlands, so auch in der Resignation und andern damaligen Gedichten noch bekannte, welche er mit der großen Schaar der sogenannten Gebildeten und Aufgeklärten jener Zeit noch theilte, noch nicht zu leugnen wagte, aber doch bekämpfte, eben weil er etwas Besseres suchte und nicht finden konnte. Seine jugendliche Philosophie hatte ihn auf noch schlimmere Resultate geführt, den Kant kannte er noch nicht; der Poesie wegen beschäftigte er sich gerade mit den Griechen; sie gewährten ihm großen Genuß, und bei diesem Studium drängte sich ihm nun der unleugbar wahre Gedanke auf, daß die Griechen in ihrer Idee von den menschgewordenen Göttern gehabt hätten, was ihm fehlte, nämlich eine Welt- und Lebensansicht, die ihnen volle Genüge gewährte. Die Realität der heidnischen Mythologie anerkannte er natürlich nicht, er beneidete aber die Heiden, welche sie anerkennen konnten. Und so ist denn der „sentimentalische" Grundgedanke seines Gedichts: Ich armer beklagenswerther Mann habe freilich in meinem Rationalismus die Wahrheit, aber eine ungenügende, betrübende, die den Bedürfnissen meines Geistes, dem Sehnen meines Herzens keine Befriedigung gewährt; die Griechen lebten freilich in einem Irrthum, aber einem schönen beseligenden, der ihr ästhetisches Gefühl wie ihre Sehnsucht nach Höherem und Besserem durch Trost und Hoffnung völlig befriedigte. Allerdings war es nur die zauberische Hülle der Dichtung, die aber eine idealische Wahrheit umhüllte; nur ein Traum, aber ein beseligender, wie wenn ein Durstiger träumt aus einer Quelle zu schöpfen; nur eine Fabel, aber voll tiefen, erfreulichen Sinnes. Wie viel lieber ein beseligender Wahn, als eine Wahrheit, die uns unglücklich macht.

Wie kann nun aber das ein Zeugniß für die Wahrheit des Evangeliums sein? Zunächst schon darum, weil es jene falsche und seichte Aufklärung bekämpft, die man gerade damals fast allgemein als angeblich Besseres an seine Stelle zu setzen suchte; gegen die reine christliche Gottesidee, wie sie im Neuen Testament dargestellt ist, kommt in dem ganzen Gedicht auch nicht eine Silbe vor; insbesondere aber, und das ist die Hauptsache, weil Schiller mit seltenem Tacte und merkwürdiger Erkenntniß der tiefsten Bedürfnisse des Geistes und Herzens in der That nur solche Ideen und Vorstellungen des Heidenthums zurückruft, welche einerseits zwar ästhetische, andererseits aber auch specifisch christliche sind. Es handelt sich um die Gemeinschaft der Gottheit mit der Menschheit, um die Erhebung der Menschheit zur Gottähnlichkeit durch das Band der Liebe, das die menschgewordene Gottheit mit der Menschheit verbindet; um die Gewißheit, in dieser Welt schon ewige Güter erlangen zu können, und dort wieder zu finden, was uns hier beseligt hat. Ist das nicht gerade die rechte Hauptidee des Christenthums: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab! So oft ich dies Gedicht gelesen, ist in mir der Wunsch aufgestiegen: Wäre doch einmal ein recht erfahrener Christ dem edlen Schiller entgegengetreten und hätte ihm zugerufen: Armer Freund, die Sehnsucht, die in deiner sogenannten Aufklärung allerdings nicht befriedigt wird, um deren erträumte Befriedigung du die Heiden beneidest, sie würde gestillt werden, wenn du zu Christo kämst. Was jene wie im Traum zu haben wähnten, das haben wir in Wahrheit in Jesu Christo, unserem Herrn. Was dein kühnster Wunsch begehrt, Er gewährt die Erfüllung. Denn wer von dem Wasser trinken wird, welches er uns giebt, in dem wird es ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet, und du würdest ewiglich nicht dürsten. (Joh. 4, 14.)

Einmal in seinem Leben scheint Schillern dergleichen begegnet zu sein. Ich hatte mich schon längst mit dem Inhalt dieser Blätter getragen, ihn auch schon einmal für einen Freundeskreis zu Papier gebracht, da fand ich in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner (Bd. II. S. 106) zu dem Briefe vom 28. Mai 1789, in welchem er über seine erste Vorlesung in Jena berichtet, folgendes Postscriptum: „Gestern erhalte ich aus Winterthur eine Broschüre, worin die Götter Griechenlands von einem Pfarrer, und noch dazu von einem schwärmerischen Christen, gegen Stolberg lebhaft vertheidigt sind. Er hat ganze Stellen aus der Schrift

herbeigezogen und bewiesen, daß Alles, was der Dichter an den Griechischen Göttern schön und nachahmungswürdig findet, in der Person und Lehre Christi reichlich erfüllt sei. Er erklärt, daß er das ganze Gedicht, bis auf den „heiligen Barbaren," rechtfertigen und unterschreiben wolle. Er findet, daß Alles, was ich an den Griechischen Göttern herausgehoben, das Bedürfniß einer edlen, empfindsamen Seele sei, daß ich dieses in der reinsten Christenlehre aber noch schöner erfüllt gefunden haben würde. Ich werde mit einer Veneration behandelt, die ganz erschrecklich ist, und der Carlos wird der Stolz Germaniens genannt. Es ist mir in dem Buche nahe gelegt, etwas über die Sache zu sagen, und vielleicht thue ich es bei Gelegenheit dieses Buches." — Das hat Schiller leider nicht gethan, so viel ich weiß, das würde ihn weiter geführt haben, als er gedacht hätte; und davon mag er etwas geahnt haben. Der Schrift des Ungenannten, da ihr Titel nicht angegeben ist, habe ich trotz vieler Nachfrage nicht habhaft werden können. Es hat mich sehr gefreut, daß wenigstens eine ähnliche Ansicht, wie die meine, über das Gedicht schon Schillern selbst mitgetheilt worden, und er zeigt durch den ganzen Ton, wie er davon spricht, daß er nichts Verletzendes darin gefunden habe; wie hätte der große Mann, der andere Ansichten, als seine, wohl zu ehren verstand, das auch können? Das aber begreife ich nicht, wie der Unbekannte an dem „heiligen Barbaren" Anstoß nehmen konnte. Der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist doch mit dieser Bezeichnung wahrlich nicht gemeint. Der Mann muß doch von anderen Prämissen ausgegangen sein, oder er hat die negative Seite des Gedichtes nicht verstanden.

Im Uebrigen ist es leicht, die in der bisherigen Darstellung aufgestellte Behauptung aus Schillers brieflichen Aeußerungen an vertraute Freunde zu belegen. Schon das Wort an seine Braut, das wir zum Motto gewählt haben: „Ach daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das den Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen könnte, um dich von ihm zu erbitten," zeigt doch deutlich das Dürsten eines edlen Menschen nach Gott, dem lebendigen Gott, der Gebete erhört. — Als sein Freund Körner mit Sorge die Entbindung seiner Frau erwartete,

und Schiller diese bange Sorge theilte, schrieb er an ihn: Wenn ich beten könnte, wollte ich Deine Frau in mein Gebet einschließen, und das sollte wirken. (D. 15. April 1787.) — Als Körner ihm einige Einwendungen gegen die Götter Griechenlands gemacht hatte, schreibt er am 12. Juni 1788 an ihn: Mir gefällt dies Gedicht sehr, weil eine gemäßigte Begeisterung darin athmet, und eine edle Anmuth, mit einer Farbe von Wehmuth untermischt, und just diese Wehmuth scheint flacher auf dich gewirkt zu haben. Meine liebsten Stellen sind die Strophen 1. 2. 3. 6. 11. 14. 16. 17. 19. 20. Und zwar weniger der Gedanken wegen, als wegen des Geistes, der sie eingab, und der wie ich glaube darin athmet." Man sehe diese Verse einmal nach, es sind gerade die, in welchen der Geist tiefster Wehmuth sich ausspricht. Ueber den Stolbergischen unverständigen Angriff schrieb er an Körner, am 25. Dec. 1788: „der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen (also ich bin kein Atheist, kein Materialist) oder auch nur das wohlthätige Traumgesicht des großen Haufens (damit bezeichnet er doch offenbar den persönlichen Gott der Bibel, dem damals der große Haufe noch unbedingt anhing) sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt, (wie es bisher doch der seine in der That noch gewesen war, denn den meinigen nennt er ihn in seinem Gedichte; das war also der Gott des Rationalismus). Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt." —

Eine kurze Betrachtung des Gedankenganges und der wichtigsten Aussprüche des Gedichtes möge nun meine Ansicht rechtfertigen. Ich wollte ursprünglich den Leser bitten, bei der Lesung stets den Text zur Seite zu haben, aber da es lästig ist, in zwei Büchern zugleich zu lesen, lasse ich lieber die zu besprechenden Verse an ihren Ort abdrucken, mit Uebergehung einzelner, die Wiederholungen oder etwas gar zu sehr erweiterte Ausführungen enthalten. Ich beziehe mich aber nur auf die ältere ursprüngliche Recension aus dem Mercur von 1788, welche man jetzt neben der veränderten in allen neueren Schiller-Ausgaben findet.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Diese ersten Verse stellen die griechische Naturanschauung der modernrationalistischen entgegen. Während nach dieser die Sonne nur ein Feuerball ist, der seelenlos sich dreht, wies den eingeweihten Blicken der Hellenen Alles eines Gottes Spur. Lebensfülle — so dachten die Griechen — durchströmte die Schöpfung, der man, an der Liebe Busen sie zu drücken, d. h. um sie recht lieben zu können, einen höheren Adel verlieh. Zeugt nicht diese Stelle sogleich gegen die mechanische Naturbetrachtung der modernen Wissenschaft, ist sie nicht ein lebendiges Zeugniß, daß eines fühlenden und denkenden Mannes Herz nicht anders befriedigt wird, als wenn er einen Blick auf die Natur thun kann, wie Gottes Wort ihn thun lehrt, mit dem Bewußtsein, daß sie überall von dem lebendigen Gott beherrscht, getragen, bewegt und durchdrungen sei, und daß er nahe sei denen die ihn anrufen? Schiller würde nicht die heidnische Naturbetrachtung zurückgerufen

haben, wenn ihm die christliche durch jene falsche Aufklärung nicht wäre verloren gegangen. Denn das Christenthum läßt die eingeweihten Blicke seiner Bekenner in Allem nicht blos eines sondern des großen Gottes Spur erkennen, der Himmel und Erde trägt mit seinem kräftigen Wort. „Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da, nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“ Ist nun das nicht ein Zeugniß Schillers für die gute Sache des Christenthums? Sagt er nicht, freilich ohne es sich selbst klar gemacht zu haben: Selig ist, wer an den einen lebendigen persönlichen Gott glaubt, den das Christenthum verkündigt.

Die fünfte Strophe geht nun auf die große Thatsache über, die den Inhalt unseres zweiten Glaubensartikels bildet.

Zu Deukalion's Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrha's schöne Tochter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund;
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Der poetischen Form und Einkleidung nach ist hier allerdings angespielt auf die vielen mythischen Menschwerdungen der Götter, und mancher würde vielleicht an die sauberen Ehebruchsgeschichten des buhlerischen Jupiter denken. Aber dadurch geschähe Schiller gewaltig Unrecht. Mit großer Zartheit weiset er nur hin auf des beim Admet dienenden Apollo Liebe zur Daphne. Nicht eine Rechtfertigung oder gar Lobpreisung der Buhlereien eines Zeus kam Schiller in den Sinn, nein, er meint die Menschwerdung einer die Menschen liebenden Gottheit, um unter ihnen einen holden Bund seliger, veredelnder Gemeinschaft mit sich selber aufzurichten, wie denn ja die Schrift das ganze Verhältniß der Menschen zu Gott als einen Bund der heiligen Liebe darstellt. Amor ist hier nicht die fleischliche Geschlechtsliebe, nicht Cupido oder Eros, als Begierde gedacht, sondern der Sohn der himmlischen

Schönheit, der die Menschen mit der Gottheit vereint, der sie nach allem Schönen und Erhabenen streben und zu demselben gelangen lehrt; zu dem Schönen und darum auch zu dem Heiligen; denn freilich:

„Damals war nichts heilig, als das Schöne!"

Unserem Dichter fehlt also nichts, als die Erkenntniß: es ist nichts schön, als das Heilige, denn das Unheilige, Unsittliche ist hassenswürdig, also häßlich und nicht schön. Dann hätte er in dem Stifter des neuen Bundes, dem „schönsten unter allen Menschenkindern" (Ps. 45, 3) die Realität seiner Ideale, die Erfüllung seiner Sehnsucht gefunden. Er spricht also auch hier die christliche Wahrheit aus, daß ohne eine Herablassung Gottes ins Fleisch, ohne eine Menschwerdung Gottes derjenige Bund der Liebe zwischen Menschheit und Gottheit nicht geknüpft werden könne, der sie allein zum Heiligen und Schönen bringt. Wir hätten hier also den zweiten Artikel unseres Glaubensbekenntnisses völlig, wenn nicht der eine, hier alles bedingende Grundgedanke gänzlich fehlte: die Anerkennung der Sünde, welche jene Herablassung Gottes erst nothwendig macht. Freilich hätte Schiller die Sünde erkannt, so würde er auch nicht mehr in den schönsten Idealen des Heidenthums seine Befriedigung gesucht haben; hätte Schiller die Sünde erkannt, so hätte er nicht die Götter Griechenlands gepriesen, sondern den Vater unsers Herrn Jesu Christi.

Gleich als wenn er die Reihenfolge der drei Artikel unsers christlichen Glaubens vor Augen gehabt, — aber freilich, sie enthalten auch nur einen vernunftgemäßen Fortschritt, den der klardenkende Geist eines Schillers von selbst findet, — geht nun der Dichter zu dem geistigen Segen über, den die Herablassung der menschgewordenen Gottheit über diejenigen Menschen bringt, die denselben erfahren haben, und welchen das Christenthum als Gnade, Heiligung und Erneuerung bezeichnet:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.

Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donnrer selbst bezwang.

Nur wenn durch den himmlischen Amor der Bund der Gottheit mit der Menschheit geschlossen ist, vermag der Mensch zu beten an den Altären der χάρις oder gratia, welche beide Wörter mit sinnvoller Vieldeutigkeit Gnade, Dankbarkeit und Anmuth bezeichnen; diese drei Bedeutungen finden wieder ihre höhere Einheit in der Idee des Wohlgefallens Gottes an den durch die Gnade vom Unschönen und Unheiligen erlöseten Menschen, welche nun in reger Dankbarkeit das Unreine, Ungeziemende meiden und so zu holder Anmuth verklärt werden. In gleichem Sinn schreibt der Apostel Johannes (I. 2, 2. 3.) „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, so werden wir ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist, und ein jeglicher, der diese Hoffnung hat, reinigt sich, wie er rein ist." Das nennt Schiller, aus hohem Stolz, auch droben zu gebieten, den göttergleichen Rang bewahren, und den heiligen Gürtel des Reizes festhalten, der selbst den Jupiter bezwingt.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floß,
Niederströmte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias sich goß.

Der in Gottes Gemeinschaft lebende Mensch wird von Gott erfüllt, daß sein Wort und Werk zeuge von dem in ihm lebenden, ihn verklärenden Gott. Darum spricht der Herr: So ihr in mir bleibet und ich in euch, werdet ihr dieselbigen Werke thun, die ich thue, und größere denn ich (Joh. 14, 12); und Paulus erklärt: Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir, denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich für mich dahingegeben. (Gal. 2, 20.) Meint nun nicht Schiller dem Wesen nach dasselbe, wenn er fortfährt:

Beiss're Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Wo nun ein solcher seliger Zustand stattfindet, da ist auch die ganze Welt verklärt, denn die Gabe wird geheiligt durch den Geber, und kein dieser Charis entsprechender Genuß ist versagt. Wie den Christen gesagt ist, Alles ist Euer, (1 Cor. 3, 22) wie die Sanftmüthigen nicht etwa blos das Himmelreich sondern auch das Erdreich besitzen sollen, (Matth. 5, 5) wie auch im Essen und Trinken Alles geheiligt wird durch Danksagung und Gebet, (1 Tim. 4, 3—5) eben so wie auch des Menschen Sohn aß und trank mit seinen Jüngern und einst wieder mit uns genießen wird vom Gewächs des Weinstocks in seines Vaters Reich, (Luc. 22, 18) so rühmt Schiller ebenfalls das Glück derjenigen, welchen solche Ideen Wahrheit geworden:

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur:
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Gewiß haben wir der Naturforschung Dank zu sagen, wenn sie uns die Entwicklung der Naturproducte, die Bethätigung der Naturkräfte enthüllt und uns die Gesetze lehrt, nach welchen etwa die electrischen Funken des Blitzes beim Gewitter oder die Brechung der Sonnenstrahlen in den bunten Farben des Regenbogens, ja die Umdrehungen der Planeten erfolgen, und wir nehmen diese Belehrungen dankbar an. Aber wenn sie nun meint, daß wir dagegen die religiöse Naturbetrachtung aufgeben sollen, nach welcher wir im Regenbogen ein Symbol und Denkzeichen (1 Mos. 9, 13.) der vergebenden Liebe Gottes zu sehen gewohnt sind, der die trüben Wolken der durch die Sünde nothwendig gewordenen Leiden durch das freundliche Sonnenlicht seiner Gnade lieblich verschönt, dann weigern wir uns mit Recht; eins schließt das andere nicht

aus. Die erquickende Frucht, die mir mein Vater schenkt, ist mir theuer als Zeichen seiner Liebe, auch wenn ich nicht weiß, auf welchem Baume sie gewachsen ist. Weißt du das, so sage es mir, ich will es gerne lernen, aber verlange nur nicht von mir, daß ich sie dann nicht mehr als Pfand der Liebe meines Vaters ansehen soll, denn darin allein hat sie für mich ihren wahren Werth. Das gilt vom „Bogen der Iris“ und von „Himerens rosigtem Gewand“, von den Sternen des Himmels wie von den Früchten des Feldes. Nur wer Werke und Gaben einer Gottheit in ihnen sieht, die er dankbar anerkennt, will Schiller sagen, dem gewähren sie rechten Genuß, und das meinte die profane Weltanschauung durch Erforschung und Nachweisung der Naturgesetze abgeschnitten zu haben. Muß ich denn aufhören, die schönen Harmonien, die ein großer Orgelspieler auf seinem Instrument hervorbringt, zu bewundern, sobald ich auch den kunstreichen Mechanismus kennen gelernt habe, nach dem seine Orgel gebaut ist?

Die folgende Strophe enthält nun aber zwei Gedanken, die ganz insbesondere für das Christenthum Zeugniß ablegen und die damaligen Ansichten bekämpfen:

Liebenswerther malte sich die Jugend,
Blühender in Ganymeda's Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.

Als Schiller diese Worte schrieb, gab es noch keine Civilehe; aber die Ehe als blos bürgerlichen Vertrag anzusehen, die kirchliche Trauung als bloße Ceremonie zu betrachten, war doch gerade nichts seltenes. Mehr konnte beides auch nicht wohl sein im Sinne der damaligen Aufklärung, die keine göttliche Einsetzung der Ehe anerkannte. Daß aber dabei der Ehe Heiligkeit verschwinden mußte, konnte einem Schiller nicht verborgen bleiben. Gewiß völlig ungehörig ist Stolbergs Einwand bei dieser Stelle: Schiller müßte die Menschen der griechischen Nation wenig gekannt haben, wenn er im Ernste glaubte, daß bei ihnen die Ehen heiliger gewesen. Um die Griechen war es Schiller wenig zu

thun, um den Hymen gar nicht; er beklagt die ohne Glauben an deren Heiligkeit geschlossenen Ehen; er fordert für dieselben Glauben an göttliche Einsetzung, an eine göttliche Weihe; richtet er da nicht an uns die ernste Frage: Meint ihr, heiligere Ehen, treuere Herzensverbindungen zu erlangen, wenn ihr sie schließt, statt vor dem Altare — vor dem Notare?

Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Welch ein Bekenntniß aus der Feder, nein aus dem Herzen eines Mannes, der allerdings keine specielle Weltregierung Gottes glaubte, der in seinen geschichtlichen Darstellungen es „durchaus nicht erlaubt hielt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten", der auch in seinen spätern Dramen keines Gottes weise, gütige und gerechte Regierung, sondern nur des Schicksals Gewalt anerkennt, welche „roh und kalt des Freundes liebliche Gestalt unter den Hufschlag seiner Pferde schleudert," und so — „das Loos des Schönen auf der Erde" bestimmt, so weit es nicht von der eignen Kraft und Weisheit der Menschen abhängt. — Nein, Schiller glaubte nicht an eine Vorsehung des liebenden Vaters im Himmel, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt! Aber er beneidet die Heiden, die ihren Lebensfaden in der weichen Hand einer Lachesis wähnten; beneidet er damit nicht zugleich auch uns, die wir wissen, daß unser Leben in Gottes Hand steht. Ist denn das nicht wieder die Klage: „o daß das Schicksal in den Händen eines Wesens wäre, das den Menschen gleicht", nicht wieder ein Zeugniß für die gute Sache unseres Christenthums? Oder woher seine Klage, wenn ihm seine „Aufklärung" denselben Trost geboten hätte?

In der neueren Recension folgt nun eine Strophe, die den bisherigen Gedankengang mit der eben so schönen als wahren Vorstellung abschließt, daß der Mensch, soweit er sich seiner Gottesgemeinschaft bewußt ist, nun auch in allen Dingen Grund, Ursache und Gegenstand der Freude findet, daß also von wahrer Religiosität die wahre Lebensfreude abhängt:

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitren Dienst verbannt.
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt,
Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Dieser Vers ist nun allerdings gegen katholische Selbstpeinigung und pietistische Trübseligkeit gerichtet. Und das wahre Christenthum wird auch durch solche Entstellungen verleumdet. Getroffen aber wird es dadurch nicht. In Christi Leben ist doch keine Spur davon. „Alles ist Euer, denn es wird geheiliget durch das Wort Gottes und das Gebet. Auch der Christ braucht keiner reinen Freude zu entsagen, denn das Heilige ist stets auch das Schöne.

Was nun in dem zuletzt angeführten Verse ausgesprochen ist, der in der alten Recension fehlt, und freilich die Schillern erst später recht zum Bewußtsein gekommene Absicht, das Schöne an die Stelle des Heiligen zu setzen, in das Gedicht hineinträgt, das ist in der ältern Recension in einigen andern Strophen weiter ausgeführt, die allerdings mitunter ein wenig an das nicht idealisch Heidnische anstreifen. Das „keiner Freude schämte sich der Gott" vertritt ein Vers, in dem das Evoe muntrer Thyrsusschwinger, die den Bacchus begleiten, geschildert wird, dessen Mitgenuß des Weines den Werth der Gabe erhöhte; was freilich nur Wahrheit hat, sofern umgekehrt der Mensch etwas mit Gott thut oder genießt; dagegen hat Schiller in der neueren Recension auch eine Stelle weggelassen, die mehr als eine den rechten Aufschluß über seinen Grundgedanken giebt, denn sie enthält die Klage, daß sein Gott, nämlich der rationalistische von 1780, diesen Ideen gänzlich widerspricht:

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.

Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Hier ist denn doch deutlich genug, was Schiller will, und was er nicht will. Er will einen Gott, der sich in der Zeit offenbart, der in der Idee des Geistes nicht nur, sondern auch in der Sinnenwelt, im irdischen Leben sich kund thut, wie er, da die Zeit erfüllet war (Gal. 4, 4) in Christo erschienen ist; aber nicht will „er die aus vielen gebrechlichen und schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt" des Gottes der Aufklärung, welche gerade das biblische Zeugniß: Gott war in Christo, bestreitet; eines Gottes, der weder in der Sinnenwelt noch im Ideenlande zu erfassen ist, und daher auch nicht mit Herz und Gemüth ergriffen werden kann. Das ist Schillers gerechte Klage. Zwar nennt er diesen Gott noch den seinigen, aber er legt doch wahrlich ein gutes Zeugniß wider ihn und dadurch für unseren Gott ab.

Es folgen zwei Verse 12 und 13 über die Anbetung der Gottheit. Der heidnische Gottesdienst war eine Freude, denn die Wettkämpfe an des Isthmus kronenreichen Festen, die seelenvollen Tänze um die Altäre boten Genuß und Ehre; der Gottesdienst war ferner ein freudig gebrachtes Opfer, da ein Opferer gewiß gern seiner Lämmer liebstes zu bringen pflegte; man auch nicht zweifelte, daß der Gott, dem so gedient wurde, an dieser Freude Wohlgefallen habe:

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter schenkte man das beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudentaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.

Hier sind in der That von Schiller beide Grundbedingungen eines wahren Gottesdienstes angegeben: zuerst freudige Anbetung; denn nehmen wir statt der Isthmischen Wettfahrten und Ringkämpfe, was die spätere hellenische Bildung an deren Stelle gesetzt hat: Gesang und Dichtkunst, so haben wir hier, was uns die freudige Anbetung Gottes mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern bedeutet; und da bei den Opferlämmern doch gewiß von Schiller auch nicht eben das Lamm, sondern die fröhliche willige Hingabe des Herzens gemeint ist, also das Selbstopfer, so würde Schiller uns sicherlich zugestehen, daß der wahrhaft christliche Gottesdienst seinem Wunsche völlig entspräche, wenn er ihm auch allerdings die Realität des Objects eben so wenig zugestehen würde, wie dem heidnischen; das ist aber auch hier wieder das Bedeutsame, daß er nun ehrlich erklärt, wie sein rationalistischer Gottesdienst ihm das nicht biete:

Wohin tret' ich! diese traur'ge Stille,
Kündet sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle;
Mein Entsagen, was ihn feiern kann.

Ich mag über die „traurige Stille" nicht entscheiden, ob Schiller etwa ein einsames „Sich mit Gott beschäftigen" gemeint habe, denn die „Aufklärung" bedarf allerdings keines Gemeinde-Gottesdienstes. „Ich kann meinen Gott für mich allein anbeten", hört man oft genug von den Verächtern des Evangeliums. Teller soll einmal in Berlin vor vier Zuhörern darüber gepredigt haben, daß das Kirchengehen überflüssig sei. Vielleicht mag Schiller aber auch dabei an die traurige Stille einer Gemeinde gedacht haben, die eine rationalistische Moralpredigt hört. Anderes hatte der Rationalismus in der That doch nichts zu bieten. Ohne den zu verkündigen, der ein neues Herz geben kann und will, verlangte er von dem alten unwiedergeborenen Herzen die Entsagung alles dessen, was dem natürlichen Menschen wünschenswerth erscheint, als eine Gott wohlgefällige Tugend, die dann freilich als Verdienst angerechnet ward. Gewiß kann man solch einen Gottesdienst nicht besser characterisieren, als hier unser Dichter thut; in dem Herzen eines Schiller mußten dabei freilich alle Freuden-

stimmen schweigen, konnte dabei nur die Todesstille der Langenweile herrschen; und das ist die „Ruhe eines Kirchhofs".

Auf das Leben folgt der Tod. Der Dichter stellt in dem folgenden Verse die modern-rationalistische und die griechisch-poetische Ansicht vom Tode in Antithese:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden; ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe.
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel; schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal schaute milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Daß das Gerippe mit der Sichel kein biblisches, also kein christliches Symbol des Todes ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; es bezeichnet eben nichts, als die menschlich natürliche Ansicht vom Tode nach seiner rein negativen Seite. Der Tod nimmt das Fleisch von den Knochen, er nimmt das Irdische Alles hinweg. Was er giebt, oder was viel mehr im Tode ein Anderer noch nimmt oder giebt, davon sagt das Symbol nichts; und wer nun diesen Anderen nicht kennt, dem ist der Tod allerdings nichts, als ein gräßliches Gerippe; die naturalistische Weltanschauung, die von jener Welt nichts Gewisses weiß, die keinen Auferstandenen kennt — denn

Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin —
(Schillers Resignation.)

sie hat beim Tode höchstens den Trost, daß er von Wassersucht und Hunger gründlich befreit; ob er noch tiefer liegende Schmerzen in den Gebeinen lasse, ob es noch physisches oder psychisches Gliederreißen nach der ernsten Sterbestunde gebe, ob die Seele, getrennt von dem Leibe dieses Todes, noch fortdauere, und wie sie fortdauere, das hing davon ab, wie mehr oder minder trocken und dürre man sich dies Gerippe dachte. Schiller zürnt doch wahrlich nicht über das Symbol, sondern über dessen nichtige

Bedeutung. Er hat den Tod nur von dieser Seite ansehen gelernt, und das beklagt er. Er wünscht einen Genius, der seine Fackel senkt; eine Vorstellung, die Lessings Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet, damals allgemein gemacht hatte. Dies Symbol bezeichnet doch wenigstens ein stilles Verlöschen; ein anderes heidnisches Bild vom Wiederanzünden der Fackel erwähnt er freilich nicht. Es steht doch ein milder Genius unsichtbar am Bette des Sterbenden. — Wir aber, als Christen, wir kennen ein noch schöneres Bild, das alles leistet, was Schiller wünscht, und noch mehr: es ist das Bild von einem Engel, der die Seele des sterbenden Christen in seine Arme nimmt und in Abrahams Schooß trägt; das Bild von einem Freunde, der unsichtbar unseres Lebens Leben gewesen ist, und dann auch unseres Todes Tod sein will; der dem Tode nicht nur den Stachel nimmt, sondern ihn sogar zum Gewinne macht; und dieses Bild ist nicht bloß ein Bild, es hat volle reale Wahrheit: es ist der ewige Lebendige selber, der Sohn Gottes, unser Heiland und Erlöser, der einst um unserer Sünde willen dahin gegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist; der den Tod erduldet hat, daß wir nicht mehr durch Furcht des Todes unser Lebenlang Knechte sein müßten, und der aus seiner Gruft gestiegen, daß wir das zuversichtlich glauben könnten; er hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht durch sein Evangelium, daß wir freudig rufen können: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum! (1. Cor. 15, 55.)

Auch des Gedankens an das Gericht kann sich der Dichter nicht entschlagen. Er fürchtet doch, es möge etwas dergleichen Statt finden; seine moderne Weltansicht hat ihn nicht aller Furcht überhoben.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen;
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Entschiedener kann kaum ein Vers meine Ansicht bestätigen. Der Rationalismus, welcher keine Vergebung der Sünden durch den Tod Christi, keine Erlösung durch den menschgewordenen Sohn Gottes anerkannte, kein Leben Gottes in uns annahm, konnte nicht anders, so lange er denn doch einen Gott und sein Gesetz nicht ganz leugnete, er mußte ein Gericht Gottes nach den ewigen Gesetzen der Heiligkeit erwarten; und da dieser Gott vernünftiger Weise von seinen strengen Forderungen nicht lassen kann, so bleibt er nothwendig ein heiliger Barbar, der nach den schrecklichen Gesetzen der Geister richtet, das heißt, Forderungen macht, die der schwachen irdisch gesinnten Menschheit, wie sie ohne Erlösung allerdings auch ist, ewig unerfüllbar bleiben. Ein Gericht der höheren Gerechtigkeit findet nur da statt, wo jeder von Seinesgleichen gerichtet wird; das ist eine tiefe Idee, die auch in den politischen Bestrebungen unserer Zeit in ihrer Wahrheit anerkannt wird. Der Rationalismus konnte sie in Hinsicht auf das letzte Gericht nicht annehmen, denn er kannte weder eine Menschwerdung Gottes, noch eine Gottgleichheit des Menschen, und ewig schrecklich bleibt ein Gericht eines rein transcendenten — heterogenen — Gottes, dessen Augen Thränen nie benetzen: denn Thränen sind ein charakteristisches Zeichen der Menschheit. Ja, Schiller hat Recht, und kein begeisterter christlich gläubiger Prediger des Evangeliums könnte eindringlicher und kräftiger es predigen, als dieser Nichtgläubige, daß ein Christ selig ist, weil er weiß: der Richter, welcher ihn einst richten wird, ist nicht der heilige Gott in abstracto, nicht einmal der Vater, denn auch der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben, (Joh. 5, 22) und der ist geboren von einem Weibe, dessen Augen haben Thränen oftmals benetzet, als er mit uns durch das Thränenthal wandelte; der ist aus Liebe zu uns auch in den Orkus hinabgestiegen und hat den Fluch der Sünde von uns genommen, und nun sitzt er zu seines Vaters Rechten und bittet für uns, gewiß

kräftiger, als die „seelenvolle Klage des Thraciers“ Orpheus es vermochte. Und ihn haben wir zu unserem Richter, unseren Bruder, der wohl Mitleiden haben kann mit unserer Schwachheit, da er allerdings seinen Brüdern gleich geworden; und worin er selbst gelitten hat und versucht ist, kann er sein ein treuer Hoherpriester denen, die auch versucht werden. (Hebr. 2, 17. 18.)

Gesetzt aber auch, führt Schiller den Gedanken fort, V. 16. 17, ich wäre dem Gerichte glücklich entgangen, (denn welcher Mensch, der die natürliche Sündhaftigkeit und das Verderben der Menschen grundsätzlich leugnet, wie ja der Rationalismus nicht anders kann, rechnete sich wohl zu den, wenn es auch keine Erlösung gäbe, verlorenen und verdammten Sündern, besonders wenn er sich übrigens das Zeugniß eines aufrichtigen Strebens nach dem Höheren und Besseren zu geben vermag?) gesetzt, der „heilige Barbar“ hätte es, eingedenk meiner mannigfaltigen Tugenden, mit meinen übrigen kleinen Schwächen nicht so genau genommen, da er doch auch bisher die Welt hat gehen lassen, wie sie geht: was dann? Unser Dichter weiß allerdings von einer Seligkeit derer zu reden, die „jede (irdische) Wonne und alle Bande, die sie selig priesen, abgeschworen haben;“ aber was für eine Seligkeit ist denn zu hoffen? Etwa das Wohnen der Erlöseten als verklärte Geister im verklärten Leibe in des Vaters Hause, wo uns der Sohn die Wohnung bereitet hat, und wir seine Herrlichkeit schauen? Etwa das Himmelreich, wo der Gläubige, der da verlassen hat um des Namens Christi willen Häuser oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder, oder Aecker, es hundertfältig wieder nimmt und das ewige Leben ererbt? (Matth. 19, 29.) Ach nein, das nicht; denn

Ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ.
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Ergreifende, über Alles wahre Schilderung der Schrecken, die uns in unserer Todesstunde quälen würden, selbst bei der frohesten Sicherheit eitler Selbstgerechtigkeit, selbst bei der ungestörten Ruhe eines schlummernden Gewissens, selbst bei dem stolzesten Wahn, die Seligkeit durch Tugend verdient zu haben, wenn wir nicht durch den Glauben an Christum aus jener falschen Aufklärung gerettet wären. Denn, hat in der That hienieden weder Anschauen Gottes in der Natur und in Christo, noch Gemeinschaft Gottes in Herz und Gemüth, weder Leben Gottes in unserem Wort und Wandel, noch Umgang mit Gott in freudiger Anbetung und willigem Selbstopfer Statt gefunden; habe ich in dieser Welt allerdings nichts gehabt, als — um aus Schillers Seele zu reden — meine zwar nicht sündliche, aber doch blos irdische Freude an der Natur, meine Genüsse aus Kunst und Wissenschaft, meine Gedichte, meine Schauspiele, meine Ehre in Journalen, oder höchstens meine Lust am Dichten und meinen Ruhm als gefeierter Dichter des deutschen Volks: was kann ich dann von jener Welt hoffen? Von solcher irdischen Lust und Freude kann doch im Himmel nicht die Rede sein. Da wußte nun zwar die neuere Aufklärung außer von dem Wiedersehen der Theuren doch auch noch etwas von einem seligen Anschaun und Lobpreisen Gottes zu reden. Aber das ewige Anschaun eines solchen Gottes, der zu mir nie in rechter Beziehung gestanden, das ewige Lobsingen ihm, den ich hienieden nie eines Lobgesanges gewürdiget habe, muß doch mindestens — sehr langweilig sein. Schiller ist wahrlich nicht der Erste gewesen, den solche Freuden „angeschaudert" haben, denn sie sind ihm „fremde und nie verstandene Entzücken". Man erklärt sich leicht die Sympathie, mit der so viele deutsche Dichter aus der Aufklärungsperiode die Legende von dem Mönch zu Heisterbach, Petrus Forschegrund, behandelt haben, der auch vor dem Entzücken eines ewigen Anschauens Gottes zurückschauderte, und erst durch den Gesang eines Vogels, dem er mehrere Jahrhunderte zuhörte, belehrt ward. Gewiß, nur wer droben wiederzufinden hofft, was hienieden seines Lebens Freude und Wonne gewesen, kann sich auf jene Welt freuen, und das konnte der Heide, wenn auch freilich nur in Kraft seines täuschenden Wahnes:

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn.
Orpheus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet.
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Der Christ aber, der diesen Vers liest, den Schiller auch mit zu denen zählte, die er wegen des Geistes der Wehmuth, der darin athmet, besonders lieb hatte, wird, wenn er des Dichters Grundgedanken richtig aufgefaßt, ihn alsbald in seine Sprache übersetzen, und dann ist er ihm ein köstliches Zeugniß für seinen Glauben. Denn er weiß es ja, was hienieden seines Lebens höchste Freude gewesen, das soll ihm dort in seliger, ewiger Verherrlichung zu Theil werden; da werden sich nicht blos die Gatten wiederfinden, die sich hier in Christo treu geliebt haben, wiederfinden in himmlischer Verklärung, wie der Seele, so auch des Leibes, (Phil. 4, 22) denn was verweslich gesäet wird, soll auferstehen unverweslich, (1 Cor. 15, 44); da wird der Unsterbliche auch unablässig „seine Bahn" wandeln, auf der er hienieden zu Gott emporgestrebt hat, immer tiefer, immer sicherer in die Gemeinschaft Gottes hinein; da werden einst die hier „gewohnten Lieder" der Anbetung, des Lobes und des Dankes erst recht lieblich ertönen, denn sie haben nicht „die Tochter aus Elysium", sondern den Sohn, der in des Vaters Schooß ist, gepriesen; ihn aber, ihren wahren Freund, den sie hienieden nicht gesehen, und doch geglaubet haben, ihn werden sie dort in seiner Herrlichkeit wieder erkennen, wie sie ihn hier in seiner Gnade erkannt haben; und was hienieden ihre Waffen gewesen, womit sie Welt und Tod und die Versuchungen des eigenen Fleisches überwunden, das Wort Gottes und das Gebet, der Gurt der Wahrheit und der Krebs der Gerechtigkeit, der Helm des Heils, der Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes, (Epheser 6, 13. 14) das wird dort ihr ewiger Schmuck und ihre himmlische Zier sein, und so werden sie das Ende ihres Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit. (1 Petr. 1, 9.)

Und doch, das weiß auch Schiller und bezeugt es, es kommt nicht sowohl darauf an, was wir *haben*, sondern was wir *sein* werden, wenigstens hängt jenes von diesem ab. Ist nun die Kluft wirklich vorhanden, welche der Rationalismus zwischen Gott und Mensch, zwischen Himmel und Erde voraussetzte, so ist jedes Zusammenkommen unmöglich; wir müssen ewiglich bleiben, was wir sind, und „der höchste Geist derer, welche Sterbliche gebaren", ist bei allem „Ringen auf der Tugend arbeitvoller Bahn" ewig nichts als nur „der Würmer erster, edelster." Ein Schiller konnte bei all seinem Streben nach dem Ideal, so lange er in seinem Irrthum befangen blieb, niemals hoffen, der göttlichen Natur theilhaftig zu werden; darum beneidet er die Griechen um ihre liebliche Dichtung:

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar;
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Damit weist er wehmuthsvoll hin auf den sinnigen Mythos, daß dem Herkules nach Vollbringung seiner zwölf schweren Arbeiten sich die stille Schaar der Götter als einem Ebenbürtigen geneigt habe; daß die Zwillingsbrüder, Castor und Pollux, in den Himmel versetzt, fortan die Führer und Leiter der Piloten geworden. Wir aber haben es schon als Gegensatz, wie als Bestätigung ausgesprochen, daß wir aus Gottes Wort wissen: wenn erst erscheinen wird, was wir sein werden, so werden wir ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Das stärkt denn auch alle Ringer auf der arbeitvollen Bahn — nicht sowohl der Tugend als des Glaubens, der durch die Liebe thätig ist, daß sie sich reinigen, gleich wie er selbst rein ist.

Damit ist der positive Theil des Gedichtes geschlossen, und der Dichter, nachdem er so vieles Schöne der heidnischen Idee von dem Leben der Gottheit in der Welt hervorgehoben hat, ruft nun sehnsuchtsvoll aus:

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur!
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück!

Schiller hat zweimal den Versuch gemacht, diese holden Ideen zurückzuführen. *Nicht in unserem Gedichte*, denn das alte Heidenthum zu erneuern kam ihm wahrlich nicht in den Sinn; wen unsere bisherige Darstellung davon nicht überzeugt hat, der mag mit Stolberg der Meinung leben, Schiller habe heidnischen Bacchusdienst, unzüchtiges Priesterthum der Venus, oder gar wirkliche Anbetung eines realen Jupiter und Apollo wieder einführen wollen; den großen Dichter versteht er wahrlich nicht. Das wenigstens sagt dieser selbst in dem später hinzugedichteten Schlußverse, daß *im Leben untergehen müsse*, was im Gesange ewiglich leben solle. Sein erster Versuch zur Erneuerung jener hellenischen Weltanschauung war der philosophische Pantheismus, dessen wir oben erwähnt haben;*) der zweite bestand in dem, was er sich später zur Lebensaufgabe machte, diese Ideen im Gesange unsterblich leben zu lassen. Aber nicht blos in der altmythologischen Form. Freilich, auch die hat er nicht verschmäht, aber wie tiefsinnig ist seine spätere Anwendung derselben! Man vergleiche nur einmal, wie er in den letzten Versen von: *Das Ideal und das Leben* den Mythus von Herkules anwendet; nicht, wie hier, zum sehnsuchtsvollen Preis einer nicht mehr gehegten, aber schmerzlich entbehrten Unsterblichkeitshoffnung, sondern als Aufforderung, sich *schon hier auf Erden* ins ideale Leben zu erheben. Die Wünsche auf ein Jenseits, die ihn in den Göt-

*) „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind." (Taschenausgabe Bd. XI. S. 328.) Man lese dort die Abhandlung über Gott, und man wird erkennen, wie schon vor 90 Jahren ein Schiller angenommen und *verworfen* hat, was die Junghegelianer als nagelneue Weisheit ausposaunen!

tern Griechenlands noch erfüllen, hat er nun als ewig unerfüllbar aufgegeben, dafür sucht er Ersatz und lehrt ihn finden in dem Bemühen, wenigstens hienieden „aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich“ zu fliehen. Jenes sinnvolle Gedicht, mit dem er 1795 seine zweite dichterische Laufbahn eröffnete, wartet noch des rechten Erklärers, und nur mit dem Lichte des Evangeliums dürfte das wahre Verständniß zu finden sein. In der Braut von Messina hat Schiller heidnische Mythen mit christlichen und muhammedanischen Anschauungen gemischt, in der Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans herrschen die christlichen der Form nach allein, dem Wesen nach sind aber immer dieselben Ideen gemeint: im Leben Untergegangenes, auch das Christenthum erschien ihm als solches, soll, obgleich es aller realen Wahrheit entbehrt, im Gesang zu idealem Dasein erneuert, in den Gemüthern der Menschen seine veredelnde und reinigende, seine tröstende und erhebende Kraft bewähren.

Als unser Dichter die Götter Griechenlands schrieb, stand diese positive Idee noch nicht völlig ausgeboren vor seiner Seele; noch konnte er nicht anders als negativ verfahren, eben so wie in seinen drei ersten Dramen; und somit fühlte er sich gedrungen, nun noch in dem zweiten polemischen Theile dieses Gedichts mit tiefernster Bitterkeit es auszusprechen, wie wenig „die Wahrheit“, natürlich die von Anno achtzig, seinem Ideale entspreche. Er ergießt sich hier in ein rechtes Verdammungsurtheil über den Rationalismus, und es ist völlig erklärlich, daß Schiller zehn Jahre später, als man diesen Rationalismus fast allgemein für Christenthum, ja für das rechte nun erst wiederhergestellte, neu aufgefundene Christenthum zu halten gewohnt war (denn so weit waren zu Anfang dieses Jahrhunderts in den „gebildeten Kreisen“ die letzten Traditionen des reinen Evangeliums verschollen), daß Schiller, sage ich, dem Geiste der Zeit die Concession machte, und diesen Theil des Gedichtes fast ganz wegstrich. Er that von seinem Standpuncte ganz recht daran, denn er wußte, wie vielen Anstoß, wie viele Mißverständnisse schon früher diese Verse erregt hatten; würde doch selbst ein Christ wie Stolberg seinen Widerspruch gegen die Götter Griechenlands anders gestellt haben, wenn er

mit Klarheit festgehalten hätte, daß Schiller nicht gegen das Christenthum, sondern gegen die „Aufklärung“ polemisire, deren Gegner doch wahrlich auch ein Stolberg war. Nicht zwar als Gleichgesinnten, aber doch als Bundesgenossen im gemeinsamen Kampf und gegen den gemeinsamen Gegner würde er Schiller dann mit Recht betrachtet und gerechter beurtheilt haben.

Die noch beibehaltenen Verse, 20—21, geben eigentlich keinen neuen Gedanken; sie wiederholen nur den Anfang des Gedichts von der anderen Seite. Dort hieß es, die Natur war überall belebt; hier: die Natur ist überall todt. Ausgestorben trauert das Gefilde, keine Gottheit zeigt sich meinem Blick. Dort: man sah in der Sonne einen Helios; hier: man findet keine Selene mehr am Himmelsbogen; dort: Alles wies eines Gottes Spur; hier: Wälder und Wogen geben meinem Liebesruf nur einen leeren Wiederhall zurück. Denn nach den Lehren der neueren Physik dient ja die Natur knechtisch dem Gesetz der Schwere; die Tage winden an ewig gleicher Spindel sich von selbst auf und ab, und eine Gottheit ist einer Welt unnütz, die entwachsen ihrem Gängelbande sich durch eignes Schweben hält. Diese Verse bestätigen nun durch ihren Gegensatz, was ich früher schon von dem Gotte Schillerscher Wahrheit gesagt habe. Ihm wird auch hier noch die Ehre angethan, der Geist genannt zu werden, der die Natur beherrscht, der Künstler, der sie gebildet; aber wie wenig es mit dieser Theorie Ernst ist, geht aus allem Andern hervor. Denn wenn Schiller wirklich den Einen, den er Gott nennt und für den Erben jener Götterwelt erklärt, für den wahren Schöpfer und Herrn, den eigentlichen Künstler und Lenker der Welt erkannt und gehalten hätte; wenn er das Gesetz der Schwere und alle anderen Naturgesetze, welche die neuere Naturforschung und Astronomie seit Copernicus und Keppler uns allerdings von Jahr zu Jahr richtiger erkennen gelehrt hat, wenn er diese Naturgesetze für das erkannt hätte, was sie sind, nämlich das beständig mit Bewußtsein von Gott geübte ordnungsmäßige und darum uns als Gesetz erscheinende und mit Recht Gesetz genannte Wirken und Walten, Ordnen und Herrschen des lebendigen Gottes in der Natur: so wäre ihm die Natur nicht entgöttert, das Gefilde nicht ausge-

storben erschienen. Vielmehr statt des lebenwarmen Bildes, das die Heiden erblickten, statt der von einer Weltseele belebten Natur (denn darauf laufen doch am Ende die heidnischen Götterideen hinaus), hätte er durch das Christenthum erleuchtet in Allem den einen großen Weltgeist erkannt, der die ganze Welt und Alles, was darinnen ist, zum Tempel seiner Herrlichkeit, zur Offenbarung seiner Macht, Weisheit und Güte und zur Beseligung seiner Menschen geschaffen hat und regiert. Der Gott seiner „Wahrheit" ist ein Anderer. Dieses todte Gottesbild (Götzenbild sollte man sagen), das die Leute von Anno Achtzig aus dem rohen Stoff ihrer eigenen hölzernen Gedanken geschnitzt und zusammengeleimt haben, das Künstler und Geist genannt wird, ohne es sein zu sollen, da man ihm ja keine lebendige Wirksamkeit beizulegen wagte, dieser Bel des rationalistischen Babel wird von Schiller nun noch mit bitterem Spott bekämpft und in seinem inneren Widerspruch dargestellt; worin wir unserem Dichter völlig Recht geben müssen:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Erd'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in den weiten Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eig'nes Bild.

Ja, der wahre Dichter ist der wahre Seher. Schiller spricht hier in wenigen Zeilen das tiefste religiöse Verständniß aus. Er hat in seinem Innern erschaut, was ihn zur völligen Hingebung an das Evangelium von Christo, dem Sohne Gottes, gebracht haben würde, wenn er diese Gedanken weiter verfolgt hätte. Der Rationalismus konnte wegen der Einheit Gottes nicht zum Glauben an seine Dreieinigkeit kommen. Und doch sollte sein Gott von Ewigkeit her selig, sollte von Ewigkeit her die Liebe sein denn selig ist Gott doch nur, weil er die Liebe ist. Wie kann aber Gott die ewige Liebe sein, ohne einen ewigen Gegenstand seiner Liebe? Er hat aber keinen anderen Gegenstand, als sein eignes Bild. Nun lehrt die Schrift, daß dieses Bild Gottes

zugleich ein Ebenbild seines Wesens und ein Abglanz seiner Herrlichkeit sei; also nicht blos in ihm gedacht werden müsse, sondern auch bei ihm (das Wort war bei Gott, *παρὰ τὸν θεόν*), vor ihm, als ein Du dem Ich gegenüber; als ein Geliebter, in Liebe eins mit dem Geliebten.*) Das ist nun der Sohn, in dem sich die ganze Herrlichkeit des Vaters als in einem zweiten Selbstbewußtsein (persona) concentrirt; denn wenn in ihm die wahre, göttliche Liebe ist, so muß in ihm auch das göttliche Leben sein. Er ist also ein lebendiger Geist, wie der Vater, denn Liebe ohne Persönlichkeit ist undenkbar. Diesen lebendigen, ewigen Sohn Gottes leugnet nun aber der Rationalismus, ihm ist Gott eine reine Eins, ein Ich ohne Du, ein ego ohne alter ego. Und doch soll er die Liebe sein von Ewigkeit her; und doch soll er selig sein, obwohl freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen; selig, im entvölkerten Gefild; selig, ehe sich Wesen um ihn freuten! Daß das Widerspruch sei, sieht Schiller ein und hält es dem Rationalismus entgegen. Gott muß ja freilich sein eigen Bild sehen, das erkennt Schiller mit theologischem Tiefsinn, — und spricht hier einen Gedanken aus, den der Rationalismus eigentlich nie gedacht hat; aber da er nun in dem rationalistischen Irrthum befangen bleibt, daß Gott dieses Bild nur in indifferenter Einheit in sich habe, so ist dieser Gott, — das ist Schillers vollkommen richtige Consequenz — ein Egoist, ein Liebender ohne

*) Aus dem Satz: Gott ist die Liebe, ergiebt sich die Dreiheit des Einigen als ein Postulat der Vernunft. Der Vater ist der Liebende, der Sohn der Geliebte, und der Geist ist die vom Vater und vom Sohne ausgehende ewige göttliche Liebe. (Sartorius: Die Lehre von der Liebe. I, 7.) Die Darstellung dieses tiefsinnigen Theologen enthält einen lehrreichen Commentar zu Schillers Worten, der uns einen verwunderungsvollen Blick in die fast unbegreifliche Tiefe religiöser Anschauung thun läßt, die unserem Dichter zu Theil geworden. Zugleich möchten wir jeden unserer christlichen Leser, dem die Lehre von der Dreieinigkeit aus früherem rationalistischen Unterricht her etwa noch verdächtig oder gar unvernünftig erscheinen sollte, auf das angeführte köstliche Buch hinweisen, es würden einem redlich nachdenkenden, eingehenden Betrachter schwerlich viele Bedenken übrig bleiben.

Geliebten, folglich ohne Liebe, ohne Seligkeit.*) Schiller hat also erkannt, was der Rationalismus nie hat einsehen können oder wollen, daß sein Gott sich innerlich widerspreche; da ein Liebender ohne Geliebten, ein Vater ohne Sohn undenkbar ist; daß somit alles, was von seiner Liebe und Seligkeit gesagt werde, nichts als Phrase sein könne. Weshalb denn auch consequenter Weise die in den rationalistischen Katechismen jener Zeit immer noch gelehrte Liebe und Vorsehung Gottes theoretisch wegfallen müsse, wie sie practisch längst weggefallen war; was wir in den Versen 19—21 gesehen haben, in denen Schiller sicherlich nicht blos seine Ansichten ausgesprochen hat; diese Strophen hat er ja in der neuern Recension als unverfänglich ohne Bedenken stehen gelassen. Wie war es nun aber möglich, und wie ist es zu beklagen, daß Schiller nun nicht zu dem nothwendig daraus hervorgehenden Schluß kam, den er doch unbewußt schon ausgesprochen: Es muß demnach das eigene Bild, das Gott in dem langen Strom der Zeiten ewig gesehen hat, also doch nicht ein todter Schein blos in ihm sein, sondern ein Abglanz seiner Herrlichkeit, ein lebendiges Wesen, eine göttliche Person. Hätte er diesen aus seinen eigenen Prämissen nothwendig hervorgehenden Schluß gemacht, so hätte er freilich an den Vater unseres Herrn Jesu Christi, den Dreieinigen, glauben müssen, den er nun nur ohne sein Wissen gepriesen hat. Denn unser Gott ist ja ein solcher, wie Schiller ihn verlangt, er hat ja einen Gegenstand seiner Liebe, er ist nicht freundlos, und wenn auch ohne Bruder, doch nicht ohne Gleichen; er ist in Beziehung auf uns Menschen wenn auch keiner Göttin, doch einer Irdischen Sohn. Ein solcher Gott ist aber auch würdig, angebetet zu werden als Herrscher in den weiten Reichen der Welt, seit die bessere Erkenntniß den erträumten Thron eines Saturnus umgestürzt hat.

*) Selig durch die Liebe,
Götter — Durch die Liebe,
Menschen, Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer, die Erde
Zu dem Himmelreich.
(Triumph der Liebe. Schillers Gedichte. Bd. I. S. 117.)

Ein solcher Gott ist selig, eh' sich Wesen um ihn freuten; selig durch die Liebe, nach welcher er uns gleich geworden, damit wir durch die Liebe wieder ihm gleich werden.

Das ist denn auch der Sinn des vorletzten Verses, in dem der Inhalt des ganzen Liedes zusammengefaßt wird.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen:
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen; —
Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Ohne Menschwerdung Gottes keine Vergöttlichung des Menschen! Das ist der Grundgedanke des Gedichtes, wie es der Grundgedanke des Christenthums ist. Es ist an der Zeit, denselben hervorzuheben. Dem Zeugnisse Schillers glaubt vielleicht Mancher, was er dem Zeugnisse Christi nicht hat glauben wollen. Und dieses sein Zeugniß hat Schiller in späterer Zeit mit ausdrücklicher Beziehung auf das Christenthum noch einmal entschieden bestätigt. Bei Gelegenheit der Goetheschen „Bekenntnisse einer schönen Seele" soll heißen: einer wahren Christin, äußert Schiller in einem Briefe an Goethe vom 17. Aug. 1795: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen des Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung (sollte heißen Darbietung) schöner Sittlichkeit oder das Menschwerden des Heiligen, und in diesem Sinne die höchste ästhetische Religion."

Den Schluß macht nun eine dringende Bitte an seinen

Gott, den transcendenten, freundlosen, liebelosen, da er ja im Grunde doch nur das Geschöpf des menschlichen Verstandes ist, ihn von sich selber zu befreien.

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes, Dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen, oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt!

Hier haben wir einen entschiedenen Absagebrief an den Rationalismus. Der Gott, will Schiller sagen, den nicht die Vernunft aus einer Offenbarung seiner selbst erkennt, sondern der Verstand in eigner Machtvollkommenheit aus den Gedanken des menschlichen Geistes und Herzens gebildet hat, an dessen Bilde jedem Menschen nach freier Willkühr zu schnitzeln und zu polieren gestattet ist, und der denn doch als Schöpfer angebetet werden soll, — er bietet mir ja nirgend Kräfte, ihm nachzuringen, nirgend Flügel, mich zu seiner angeblichen Vollkommenheit zu erheben; er bietet nirgend eine Wage, ihn zu wägen, nirgend einen gewissen Grund der Erkenntniß, daraus ich meine Ungewißheit über ihn beseitigen könnte. Wäre es also auch die Wahrheit, was von ihm gesagt wird, diese Wahrheit ist eine ernste, strenge Göttin, die weder Befriedigung noch Freude gewährt. Ich entsage ihr, auf dieser Erde nützt sie mir nicht; hienieden sei die Poesie, die sanfte Schwester der Wahrheit, wenn sie auch irrt, mein Theil und meine Freude. Die andere Welt möge mir die Räthsel lösen! — Und von der Zeit an, daß Schiller diese Zeilen geschrieben, hat er von jener sogenannten Wahrheit sich entschieden losgesagt. Der Rationalismus herrscht in seinen Werken nicht. In der Person des Friedrich Nicolai hat er ihn vielmehr auch noch späterhin derbe gegeißelt. Wir als Christen können ihm nur Recht geben. Schiller hat durch diese Lossagung nur gethan, was von uns alle diejenigen auch gethan haben, die im Rationalismus erzogen worden und nun das Evangelium glauben.

Noch mehr aber, was wir gefunden haben durch Gottes Güte, das hat er sein Lebenlang gesucht; und mit welcher Sehnsucht, mit welcher Innigkeit er gesucht hat, davon zeugt uns vor allem dieses Gedicht. Wir erkennen in demselben Schiller als unseren Mitstrebenden. Wir lieben ihn, nicht blos als großen Dichter, sondern auch als eine nach Gott, nach Erlösung, nach Wahrheit, nach himmlischer Seligkeit schmachtende Seele. Wollen wir ihn verdammen, weil er hienieden nicht gefunden, was er gesucht hat? Allerdings, er hat es nicht gefunden; er hat nie in seinem irdischen Leben es erkannt, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist; aber was soll das Schelten auf Schiller, weil er kein Christ war? Was wären die meisten von uns, wenn wir in seiner Zeit lebten? Wer ihn darum schilt, thut ihm eben so unrecht, als wer ihm vorwirft, er habe das Christenthum bekämpft. Wenigstens in den Göttern Griechenlands hat er es nicht gethan; da hat er gerade den Unglauben bestritten, der sich damals dem Christenthume entgegensetzte. Sein Gegner zu sein, hat niemand das Recht, als wer noch am alten Rationalismus jener Tage fest hält. Wir aber wollen ihn lieb haben, und der festen Zuversicht sein, daß ihm „für die andere Welt die Wahrheit aufgespart worden, die er hier gesucht und von der er ohne sein Wissen herrlich gezeugt hat; wir wollen nicht zweifeln, daß er dort längst Jesum Christum erkannt habe und nun in das Reich Gottes eingegangen sei, von dem er hienieden wahrlich nicht fern gewesen ist!

In Schillers Album.

Von Gustav Pfizer.

Du klagtest um die Götter Griechenlands,
Und war denn Raum für sie in deinem Busen?
Hättst du erkannt im froh geschlungnen Tanz,
In göttlicher Beschaulichkeit die Musen?
Und hättest du gehuldigt dem Apoll,
Der bei den Hirten ruht vom Sonnenlenken?
Und jenem Himmel, ganz von Göttern voll,
Bedient von Hebe, Ganymed, als Schenken?
Dein Herz, so feurig, so titanenhaft,
Hätt' jener Götter Herrschaft nicht ertragen;
Dein Geist, vertrauend *seiner* Götterkraft,
Wenn er bestand noch, den Olymp zerschlagen!
Sie sind dahin — es blieb manch edles Bild
Zurück von den verschwundenen Gestalten;
Da hast du kühn der Dichtung goldnen Schild
Den Götterleichen schirmend vorgehalten.
Um jene Wesen klagte dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen sichtbar waren;
Sie riefst du an, — *und wußtest selber nicht*,
Wie ganz ein Priester du des Unsichtbaren.

III.

Gretchens Schuld.

1873.

Vor einigen Tagen habe ich einmal wieder Goethe's Faust gesehen, vielleicht zum fünfzigsten Mal in meinem Leben. Eine Bemerkung hat sich mir dabei aufgedrängt: Die Fauste werden immer besser. Fast jedesmal, wenn ich wieder einen neuen Künstler als Faust sehe, will es mich bedünken, als wenn er durch Auffassung und Darstellung dem Ideal, das mir von dieser Rolle vor der Seele steht, näher gekommen sei, als derjenige, den ich das Letztemal gesehen habe. Und das hat wahrscheinlich seinen guten Grund in der zunehmenden Bildung unserer Schauspieler. Sie stehen ohne Zweifel heutzutage auf einem höheren Standpunkt, als früher. Verfehlte Carrieren führten noch vor vierzig bis fünfzig Jahren gar häufig auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Im Maturitäts-Examen durchgefallene Primaner, verunglückte Juristen und Mediciner, junge Schulmeister, denen das Federschneiden zu langweilig und das Corrigieren der Aufsätze unerträglich war, auch mitunter Theologen, welche mit der Kanzel gebrochen, weil sie mit dem Glauben gebrochen, den sie dort hätten predigen sollen, ja selbst ausgewiesene Comtoiristen und entlassene Bedienten wandten sich, wenn sie nur irgend mit Statur und Organ meinten hinlänglich versehen zu sein — wohin sollten sie auch anders — der Bühne zu, um dort ihr Heil zu suchen. Jetzt gehen sie meist unter die Litteraten, das ist jedenfalls bequemer und minder gefährlich, denn daß die Bahn des Schauspielers eine

Dornenbahn ist, und daß die Bühne einen glühenden Fußboden hat, das ist jetzt allbekannt. Ohne ein innerlich für Kunst und Poesie erwärmtes Herz, ohne den Drang idealer Lebensanschauung wendet sich jetzt so leicht kein Jüngling, der die Bahn des gewöhnlichen Amts- und Berufslebens sich verschlossen hat oder verschlossen sieht, zu den Fahnen Thalias, so sehr auch sonst Eitelkeit oder Ehrgeiz dazu treiben möchten. Unsere jetzigen Schauspieler, wenigstens solche, die die Fähigkeit gehabt haben, auf einer renommierten Bühne es bis zur Rolle des Faust zu bringen, gehören gewiß nur noch sehr selten zu den Leuten, „die vergnügt sind und unbesorgt, so lange sie nicht über Kopfweh klagen und der Wirth noch weiter borgen will." Der Künstler wenigstens, den ich neuerdings als Faust gesehen habe, war nicht ein solcher, welcher sein: „Davon hab' ich so viel Erfahrung" — nämlich von dem Durste nach dem Guten und Schönen — aus dem Souffleurloch heraus holen mußte, wie ich das einst im Jahr 1829 mit Schrecken gesehen habe. Er hatte wenigstens einige eigene Erfahrung von dem Schmerz vergeblichen Ringens auf dem Gebiete des Idealen, und ein gewisses Verständniß von dem Grundgedanken des ersten Monologs, nämlich daß weder trockene Gelehrsamkeit, noch Philosophie, noch Magie, noch Naturwissenschaft einer auf das Ideale gerichteten Menschenseele das gewähren kann, was ihr Leben und volle Genüge bietet.

Was ewig ist, will Ew'ges haben,
Will an dem Lebensstrom sich laben,
Der ungetrübt und unverhüllt
Vom Throne des Allmächt'gen quillt.

Und wenn denn auch vielleicht nur ein Student der Theologie, welcher mit heißem Wahrheitsdurst drei bis vier Jahre lang unter einem Wegscheider oder Paulus nach Wahrheit und Christenthum gerungen und dann am Ende inne geworden ist, daß, was man ihm geboten, weder Christenthum noch Wahrheit gewesen, die ganze tragische Bedeutung der Klagen Faust's im ersten Monolog und die unermeßliche Tiefe des Schmerzes fassen kann, die er ausspricht, und deshalb vielleicht auch nur ein solcher völlig zu würdigen weiß, was hernach der Chor, der von Engelslippen erschallt: „Christ ist erstanden" — zu bedeuten habe, so wird doch schon jeder gebildete und ernste Mensch so viel dabei nachempfinden, daß es sich hier um das höchste Problem der Menschheit handelt, und daß der Dichter des Faust in dieser Scene ein Zeugniß abgelegt hat für die Sache des wahren Christenthums, wie unsere gesammte poetische Litteratur schwerlich ein besseres darbietet. Die Fauste werden immer besser! Allerdings bezieht sich das zunächst auf den Faust der ersten Acte. Den Lebemann in den Gretchenscenen habe ich auch wohl schon vorzeiten, der Natur treulich abgelauscht oder aus unleugbar eigener Lebenserfahrung, also nicht aus dem Souffleurkasten heraus, ganz vortrefflich darstellen sehen.

Dagegen wollen mich die Mephistopheles immer weniger befriedigen. Ich habe Weiß, Joost, Eßlair, Döring, Marr und noch gar manchen anderen braven Schauspieler in dieser Rolle gesehen, ich habe Palleske, Türschmann und manchen gebildeten Laien in geselligem Kreise den Mephistopheles lesen hören, ich habe zwischen dem schanderhaft Satanischen — wie ihn Weiß gab, der alten Hamburgern als ein wunderbar begabter Künstler aus der Nach-Schröder'schen Zeit unvergeßlich bleiben wird — und dem fast gemüthlich Schalkhaften, welches der letzte Darsteller zur Erscheinung brachte, eine lange Reihe von Abstufungen und Schattierungen zu bemerken Gelegenheit gehabt, und muß gestehen, daß die Künstler immer mehr und mehr mit meiner Ansicht von der Rolle in Conflict gerathen. Der Grund dieser Verschiedenheit ist aber wesentlich dadurch bedingt, welch' eine Ansicht der Künstler persönlich hat von dem, „was man Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt." Jedenfalls können sich Beide, die ihn schalkhaft gemüthlich, die ihn boshaft satanisch darstellen, und folglich auch diejenigen, welche mehr oder minder zwischen diesen beiden Endpuncten, nach Rechts oder Links hin die Mitte halten, auf den Dichter selbst berufen, je nachdem sie das Vorspiel im Himmel, oder den Inhalt der Tragödie ins Auge fassen. Stellt man sich auf den Standpunkt des Goethe'schen Gottes im Vorspiel, dann steht's weder mit Faust noch mit Mephisto so gar schlimm; dann mag jener als „der gute Mensch" angesehen werden, der sich „in seinem dunklen

Drange des rechten Weges wohl bewußt ist," und der Teufel als „der Schalk," den Gott selbst, und zwar gern, ihm hat als Gesellen zugegeben, blos um zu reizen und zu wirken, und der dem „Unergründlichen" eben als Schalk von allen verneinenden Geistern am wenigsten verhaßt ist. Wie denn auch Mephisto „den Alten" gern sieht, wenigstens von Zeit zu Zeit, und sich wohl hütet, mit ihm zu brechen. Von dem großen Bruch, der seit dem Abfall der Menschheit von Gott durch die Welt geht, von der Sünde, die der Apostel eine Feindschaft wider Gott nennt, handelte es sich demnach im Faustgedichte gar nicht. Wie denn auch der Gott im Prolog durchaus keine sittlichen Ideen vertritt. So findet denn dort der Künstler immerhin seine Berechtigung, auch sein eigenes poetisches Behagen an diesem verneinenden Schalk in der Darstellung an den Tag zu legen, und die zunächst humoristisch erscheinenden Sarkasmen über dürre unfruchtbare Gelehrsamkeit und tausend andere menschliche Verkehrtheiten und Thorheiten gemüthlich schalkhaft auszusprudeln. Ob freilich der Goethe von 1808, der uns den Prolog im Himmel geschrieben, noch derselbe Goethe gewesen ist, der dreißig Jahre früher den Faust des ersten Theils in Geist und Herz concipiert und mit unerhörter Dichterkraft ins Leben gerufen hat, das ist eine andere Frage, auf die wir zurückkommen werden.

Gleich beim ersten Auftreten des Mephistopheles ward mir klar, daß der Darsteller jener leichteren Auffassung diene. Man ist es in unseren Tagen ja gewohnt, daß die Leute von der Sünde eine minder ernste Ansicht haben. Laß dir es auch heute einmal so gefallen, sprach ich zu mir selbst, und folgte anfangs willig der in der That recht wackeren Darstellung. Faust spielte seine Scenen mit Gretchen, wie wohl sonst eine heiße, aber nicht verbrecherische Leidenschaft dargestellt wird, Gretchen erschien als das unschuldige Naturkind voll reiner Liebe, und Mephistopheles als der schalkhafte Vertraute, der den Freund, welchem er dienstfertig zum ersehnten Rendezvous mit der holden Geliebten verholfen, doch schelmisch damit aufzuziehen und zu necken wagt. So erschien der Schluß der Scene des dritten Actes, wo Mephistopheles den Faust zu reizen sucht, zu dem verlassenen Gretchen zurückzukehren.

— Es ist nicht klar, ob dieselbe schon entehrt ist, oder nun erst recht entehrt werden soll —:

M. Nun — heute Nacht —
F. Was geht's dich an?
M. Hab' ich doch meine Freude dran!

Diese Scene ward beinahe so leicht genommen, als wenn ein gutmüthiger, aber etwas unzarter Freund einen ehrsamen Bräutigam mit den ihm bevorstehenden Hochzeitsfreuden ein wenig aufzieht, wobei es noch immer in suspenso bleibt, ob er seine Freude am Glück des Freundes hat, oder an der harmlosen Lust, ihn zu necken.

Daß Faust das von Gretchen hervorgerufene und ihm abgedrungene Bekenntniß: Wer darf ihn nennen und wer bekennen und sagen: ich glaub' ihn — in dem rechtfertigenden Tone ehrlicher Ueberzeugung vortrug, als spräche er damit eine subjective und objective Wahrheit mit gutem Gewissen freudig aus, ging mir auch zunächst fast unbeachtet — oder vielmehr unbedacht vorüber, es paßte das Alles ganz gut zu den Gestalten und Gesinnungen des liebenden Paares, wie es mir vor Augen stand; ist man es doch auch fast kaum noch anders gewohnt, als diese pantheistischen, die Persönlichkeit Gottes leugnenden, also den Gott, welchen Gretchen meint, gewiß nicht bekennenden Worte im Ton eines gerechten und berechtigten Gottesbekenntnisses aussprechen zu hören. Ich erinnere mich aus früheren Jahren noch lebendig eines Gespräches des reformjüdischen Predigers Dr. S. mit dem Russischen Minister Herrn v. St., bei dem ich zugegen war, Beiden längst bekannt als Lehrer und Vertreter des evangelischen Christenthums und zugleich als Verehrer Goethes, übrigens bei beiden Herren in einiger Gunst stehend. Während der Herr Minister mich freundlich mit meiner Goetheverehrung neckte, als ob diese mit meinem Christenthum in Widerspruch stände, berief sich Herr Dr. S. mit Pathos auf diese Goethe'schen Worte und verlangte, ich sollte ihnen zustimmen. Ich entzog mich glücklich dieser Neckerei, indem ich mich gegen den jüdischen Herrn auf Gretchens Wort bezog: Es steht doch schief darum, denn du hast kein Christenthum. Wie wenig

die Leute wissen, was diese Worte besagen, davon giebt Beweis, daß ein Hamburgischer Candidat der Theologie, der zugleich Doctor der Philosophie war, als er in einer Mädchenclasse von 7—10jährigen Kindern den Religionsunterricht mit der Lehre von Gott begann, den zarten Kleinen aus Ziegenbein's Religion in Liedern dieses Faustische Unglaubensbekenntniß als geistliches Lied aufgab, etwa statt des Gesangbuchverses: O Gott, laß deine Güt' und Liebe mir immerdar vor Augen sein.

Die Kerkerscene im letzten Act wurde von der Künstlerin mit ergreifender Wahrheit gegeben. Sie hielt sich über Erwarten frei von dem unleidlichen Pathos und der outrierten Leidenschaftlichkeit, die in unseren Tagen auf der Bühne herrscht. Wer, wie Referent in seinen Jünglingsjahren, im Hamburger Stadttheater noch eine Schauspielergeneration gesehen hat, in welcher die Schröder'sche Tradition von Naturwahrheit und künstlerischer Ruhe noch nicht geschwunden war, wer in dem Anfang der zwanziger Jahre noch eine Unzer, eine Reinhold, eine Lebrun und so oft sie als Gast kam, die damals noch jugendliche Sophie Schröder gesehen und oft gesehen hat, der weiß was ich meine. Auf diese Weise würde vor unserem jetzigen blasierten Publikum, das leidenschaftliche Aufregung fordert, keine Schauspielerin mehr Effect machen. Die junge Künstlerin, die ich sah, hatte für unsere Zeit ihre Darstellung höchst maßvoll gehalten und machte daher auf mich gewaltigen Eindruck. „Der Menschheit ganzer Jammer packte mich an," bei diesem lebenswahren Bilde von der Tiefe des Elends, in die „der gute Mensch in seinem dunklen Drange" — so sagt ja der Goethe'sche Gott — das unselige Gretchen gestürzt hat. Und man kann doch nicht einmal sagen, hier sei etwas Unerhörtes geschehen, ein Ausnahmefall, wie ihn die künstlich ausgeklügelten Schauersituationen in Müllner'schen und Hebbel'schen Stücken uns darbieten,

> Darin man uns nur Scheußliches und Niegeschehnes zollte,
> Das man, und wär es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.

Gretchen ist die erste nicht, die dergleichen erduldet, sagt Mephistopheles, und wird auch nicht die letzte sein; und er hat auch

hier wieder Recht, wie in Allem, was er sagt, nur nicht in dem, was er damit beweisen und bewirken will. Denn der Teufel lügt immer nur durch die Wahrheit, aber durch die Wahrheit lügt er. Der Fall Gretchens ist tausendmal passiert und wird noch tausendmal passieren, und ist auch dadurch nicht viel minder schrecklich geworden, daß man die Kindesmörderinnen nicht mehr hinrichtet.

Die erste Regung eines nicht ganz gefühllosen Herzens bei solcher Darstellnng ist keine andere und kann keine andere sein, als inniges Mitleid mit der so schändlich verführten, so tief gefallenen, so entsetzlich leidenden Mädchenseele. Natürlich: tragisches Mitleid, sonst könnte etwa Jemand meinen, das wäre überflüssig, denn man wisse ja, Greichen sei eigentlich Fräulein N., die wahrscheinlich heut Abend noch ganz vergnügt in einem heiteren Kreise sich der Verehrung ihrer Kunstfreunde und des errungenen Beifalls erfreuen werde. Wen bei Darstellung einer solchen Dichtung nicht der Menschheit ganzer Jammer anfaßt, für den ist Goethe nicht geboren, für den hat er nicht der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfangen. Ich empfand dieses Mitleid, mich packte der Jammer, aber ganz ohne das bittere Gefühl, das uns sonst beim Anblick schwerer Geschicke ergreift, die uns unverschuldet erscheinen. Da drängte sich mir die Frage auf: Was ist denn aber Gretchens Schuld? Ist Gretchen an ihrem Schicksal ohne Schuld, leidet Gretchen das Alles ganz unschuldig — dann — denn der Fall ist tausendmal geschehen und wird wieder geschehen — dann ist das Fatum ungerecht und grausam, dann ist es nicht blos eine furchtbare, nein eine fluchwürdige Macht, die den Menschen nur zermalmt, und wahrlich nicht erhebt, wie Schiller sagt; dann ist das Menschenleben nach der pessimistischen Ansicht eines Schopenhauer zu beurtheilen, dann ist nichts gerathener, als den von Hartmann'schen Vorschlag anzunehmen, der in seiner Philosophie des Unbewußten alle Menschen ermahnt, sie sollten den Willen haben, nicht mehr zu leben. Hört Jemand ein unschuldiges Gretchen im Kerker jammern,

> Dann empöre sich der Mensch, dann schlage
> An des Himmels Wölbung seine Klage
> Und zerreiße euer fühlend Herz.

Aber erhöben wir Christen diese Klage dann nicht eigentlich wider unsern Gott? Doch, wer sagt denn, daß Gretchen unschuldig ist? Hat sie nicht ihr Kind ermordet, hat sie nicht ihrer Mutter einen tödtlichen Schlaftrunk gegeben, ist sie nicht Ursach geworden an dem Tode ihres Bruders? Gewiß, das alles sind Vergehungen, ja Verbrechen, durch welche wir das Urtheil des Gerichts gerechtfertigt halten müssen, das sie zum Tode verurtheilt hat. Aber damit liegt ihr Geschick nicht gerechtfertigt da vor unseren Augen, wenn wir den Maßstab einer höheren Gerechtigkeit anlegen. Die genannten Vergehungen und Verbrechen sind an und für sich nur in sehr bedingtem Verstande ihre Schuld, sie sind — das wissen wir ja, die wir den ganzen Verlauf ihres inneren und äußeren Lebens, Dank dem Dichter, so eben mit geistigem und leiblichen Auge so klar und deutlich gesehen haben, wie sonst nur Gott, der Herzenkündiger, vom Himmel herab die innere und äußere Geschichte eines Menschen sieht; sie sind zunächst nur ihr Schicksal, nur die Folge davon, daß Faust sie zum Opfer seiner schändlichen Lustbegier, daß Mephistopheles sie zum Werkzeug erwählt hat, den unglücklichen Faust von Verbrechen zu Verbrechen zu führen und ihn so ins Unglück zu stürzen. Wo wir im Leben dergleichen Schicksale sehen, die uns als ein unverschuldetes In-Schuld-gerathen erscheinen, sind wir auf unseren Glauben verwiesen, Gott, der der Menschen Inneres kennt, werde wissen, weshalb er in diesem oder jenem Fall mit ihnen so und nicht anders verfahre. Gretchen aber kennen wir, wie Gott uns alle kennt, ihr sehen wir ins Innerste ihres Herzens, und falls wir uns gedrungen fühlen müßten, ihr Recht zu geben, wenn sie in ihrem Elend jammert:

> Ich bin nun selbst der Sünde blos!
> Doch alles, was dazu mich trieb,
> Gott, war so gut, ach, war so lieb!

dann haben wir die Schuld nur auf das Fatum, also wenn wir Christen sind, nur auf eine grausame verderbliche Führung oder Fügung Gottes zu schieben, welcher dergleichen niemals hätte zulassen dürfen, und dann bleibt es dabei: Es schlage an des Himmels Wölbung meine Klage! Dann ist das nachherige: „Sie

ist gerettet!“ nichts als verfluchte Schuldigkeit einer grausamen, und doch ungerechten Weltmacht, weil dadurch im Grunde ihre Ungerechtigkeit nicht einmal wieder gut gemacht wird. Denn ohne jene Verbrechen, in die sie doch nur durch lauter „Liebes und Gutes“ hineingeführt wäre, hätte ja Gretchen jene entsetzliche Kerkerpein nicht zu leiden gehabt und wäre doch durch ihre christliche Frömmigkeit in den Himmel gekommen. So wenigstens ergiebt es sich offenbar nach den der Dichtung zum Grunde liegenden und in ihr sich entwickelnden Verhältnissen.

Und darum fragen wir noch einmal: ist Gretchen unschuldig, daß wir also Gott der Ungerechtigkeit zeihen müssen, oder, wenn sie es nicht ist, worin liegt ihre Schuld? Und wir fragen damit nach einer inneren Versündigung ihres Herzens, nach einer Versündigung vor Gott und gegen Gott, durch welche derselbe in Hinsicht der Leiden, in welche er sie gerathen läßt, doch als ein barmherziger, heiliger und gnädiger Gott vor unserer Vernunft, unserem Herzen und Gewissen gerechtfertigt wird. Im gewöhnlichen Leben steht uns, wie gesagt, solche Frage nicht frei, in einer Dichtung aber sind wir zu derselben völlig berechtigt. Und wir richten diese Frage nicht etwa zunächst an den Dichter. Wer weiß, was der uns antworten würde? Der Goethe von 1808 sicherlich anders, als der von 1790, und der wahrscheinlich wieder anders als der von 1772. Wir richten sie allein an seine Dichtung, denn nur in ihr haben wir die Antwort zu suchen, und welcher Art wir diese finden, davon hängt Werth und Bedeutung der ganzen Dichtung ab.

Es liegt aber die völlig genügende Antwort auf unsere Frage, ohne welche wir nimmer im Innern erhoben, wie wir es doch sind, sondern nur zermalmt vor der Kerkerpein Gretchens stehen könnten, in der oben erwähnten Scene, in welcher, wie Mephistopheles höhnisch sagt, der Herr Doctor von Gretchen katechisiert wird. Die entscheidende Bedeutung dieser Scene für die ganze Oeconomie der Faustdichtung habe ich, so viel ich weiß, noch nie genugsam hervorgehoben gefunden. Sie, und sie allein offenbart uns Gretchens Schuld, und läßt uns erkennen, daß in ihrem Schicksal die poetische Gerechtigkeit nicht verletzt wird. Sonst wäre Goethe's Faust freilich eine traurige Geschichte, aber keine Tra-

gödie. Sie macht klar, was uns mit Gretchens tragischem Geschicke versöhnt, und läßt uns in demselben eine gerechte Strafe, eine heilsame Züchtigung, eine unerläßliche Bedingung ihrer Katharsis, ihrer Reinigung von Schuld und ihrer Befähigung zu jener Rettung erkennen, die ihr durch die Stimme von oben zu Theil wird. Dabei muß ich nochmals den günstigen Leser dringend bitten, sich mit mir auf den ureigenen Boden der Dichtung selbst zu stellen. Nichts darf hier entscheiden, als was in der Dichtung selbst begründet ist, was mit der Lebensanschauung zusammenhängt, die nun einmal in derselben herrscht — (und hier gilt uns nur der erste Theil) und wir müssen gänzlich davon absehen, ob Goethe dieselbe in seinem persönlichen Leben gehabt, oder wenn er sie je gehabt, ob er sie denn auch lebenslang fest gehalten habe. Dabei könnten wir möglicher Weise auf einige Stellen, vielleicht spätere Einschiebsel stoßen, wo auch der Dichter ein wenig aus der Rolle gefallen sei. Es giebt auch psychologische Anachronismen in den Werken eines Dichters, nicht blos historische und biographische. So viel ist klar, es ist die Absicht des Dichters, uns einen edel angelegten, ideal strebenden, geistig bedeutenden Menschen vorzuführen, der den frommen Glauben seiner Jugend verloren hat; der alsdann in mannigfachen wissenschaftlichen und geistigen Bestrebungen, „die Quellen alles Lebens" zu finden gesucht, aber seines Ziels verfehlt hat; der endlich verzweifelnd sich dem Geist des Bösen ergiebt und von diesem so tief in Sünde, Schande und Laster verführt wird, daß endlich der Menschheit ganzer Jammer ihn erfaßt; so daß wir erkennen müssen, wenn ihm nicht noch anderswoher eine Rettung kommt — (davon der zweite Theil) so ist er verloren! Das ist aber ein Symbol der inneren Geschichte unseres Volkes, wie sie sich im Verlauf der letzten hundert Jahre langsam entwickelt hat bis auf diesen Tag, zuerst in dem Bruch mit dem alten Christenthum, darauf in den wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts, und endlich in der rastlosen Thätigkeit, durch welche es jetzt im Fortschritt auf materiellem, staatlichem und civilisatorischem Gebiete das Heil zu erringen hofft. Der Poet, wie alle genialischen Menschen, auf der Höhe seiner Zeit stehend, hat im Voraus diese

künftige Entwickelung des deutschen Volkes divinatorisch erschaut, sie zunächst praktisch in seiner Person und Lebensführung, dann noch deutlicher und ergreifender in Faust, dem Geschöpf seiner Poesie, poetisch dargestellt. Mit diesem Satze umfassen wir beide Theile der Goethe'schen Faustdichtung. Vorläufig aber beschränken wir uns auf den ersten Theil, der den Helden nur bis hart an die Grenze des zeitlichen und ewigen Verderbens führt. Zunächst handelt es sich um den Bruch mit dem christlichen Glauben. Den „Quell alles Lebens" hat die evangelische Christenheit von jeher gehabt in dem Bewußtsein, daß sie durch die persönliche Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Gott im Glauben an Christum Erlösung und Heiligung erlangen und der göttlichen Natur theilhaftig werden soll. (2 Petr. 1, 4.) Wenn ich nur Gott habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. — Dieser Glaube, als Quell des Lebens und voller Genüge, war damals im Versiegen. Das Zeitalter Friedrichs hatte dies veranlaßt. Die vorgeschrittensten Geister in der Sturm- und Drangperiode hatten für ihre Person diesen Bruch mit der alten christlichen Tradition schon vollzogen. Aber eins ist hier wohl zu merken: jeder Einzelne von ihnen hatte für seine Person diesen Bruch mit selbsteigenem Entschluß vollziehen müssen, denn sie hatten in Kindheit und Jugend noch fast alle im alten Glauben gestanden und die tröstende friedengebende Kraft desselben noch selbst gefühlt. Dem edleren Menschen wird es nicht leicht, der Väter altes stattliches Wohnhaus zu veräußern oder es gar abbrechen zu lassen, um aus eigenen Mitteln ein neues irgendwo zu erbauen oder zu miethen, worin dann spätere Enkel, sei's wohl oder übel, wenigstens ohne wehmüthiges Trauern um den Verlust des alten Ahnenhauses wohnen. Die Wortführer der Jetztzeit haben nur noch sehr selten in einer christlich-frommen Jugend die Kraft der großväterlichen Religiosität kennen gelernt. Die alten Erbauungsschriften, aus denen jene sich getröstet, liegen längst zugleich mit der Bibel als „alte Tröster" bei dem Gerümpel des „Urväterhausraths" in der Bodenkammer. Goethe aber war, wie seine Zeitgenossen, noch mit und in der Bibel aufgewachsen; er hatte noch als angehender Jüngling ein gläubiges Gedicht auf die Höllenfahrt Christi gemacht; seine, wie Schiller's

Werke, sind noch durchdrungen von christlichen und biblischen Anschauungen, Gedanken und Worten. Noch stand um die neuen Freidenker her überall die alte christliche Kirche in voller Anerkennung beim Volke; noch hatten die genialen Jünglinge manches warnende und mahnende Wort von ihren Vätern und Müttern über ihren Unglauben zu hören, das nicht immer als geistlos abzuweisen war; und es kamen ihnen, wenn sie wirklich, wie Goethe, ideal angelegte, ideal strebende Naturen waren, auch Stunden der Anfechtung, in welchen sie mit ihrem modernen Unglauben — oder meinetwegen Glauben — nicht ausreichten, wie wir das im Monolog des Faust gar deutlich lesen können. Sie standen also zu dem alten Christenthum ganz anders, als ihre heutigen Gesinnungsgenossen, die von jenen Kämpfen, welche längst vor ihrer Zeit ausgekämpft worden sind, keine Erfahrung — also auch für sie kein Verständniß haben können. Man stelle sich nur den jungen Goethe einmal lebendig vor die Seele unter den Einflüssen, welche bei solchen Jugenderinnerungen ein Lavater, ein Stilling, eine Klettenberg auf ihn ausüben mußten. Wer die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ schreiben konnte, muß wenigstens einmal in seinem Leben für reine christliche Gedanken Verständniß und Empfänglichkeit gehabt haben. Von diesen Verhältnissen, von Goethe's ernsten Beschäftigungen mit dem Christenthum, zeugt das 8. Buch seiner Selbstbiographie, das man nachlesen muß, um zu erkennen, wie das innere Leben auch der fortgeschrittensten Geister jener Tage sich so weit von der Flachheit und Oberflächlichkeit unserer Aufgeklärten unterschieden hat. Dadurch allein wird der erste und zweite Act des Faust verständlich. Es ist das Werk eines Mannes, der selbst noch „davon so viel Erfahrung“ hat, was es heißt, mit dem frommen Glauben der Väter zu brechen, und welche Kämpfe und Folgen für das innere Leben damit verknüpft sind.

Sehen wir nun auf Faust, wie Goethe ihn uns in den ersten Acten des ersten Theils seiner Dichtung darstellt: Er ist Professor an der evangelischen Universität Wittenberg, Sohn eines Arztes, eines dunklen Ehrenmannes, der ihn selbst in seine Praxis eingeführt hat; er ist offenbar ganz christlich erzogen worden, er gedenkt der frommen Osterfeiern, der ernsten Sabbathstille, der

brünstigen Gebete seiner Jugend mit den Worten lebendiger Wahrheit; er ist auch noch als junger Mann fest im Glauben gewesen und hat in den Tagen der Pest mit Beten, Flehen, Händeringen das Ende der Seuche vom Herrn des Himmels zu erzwingen gesucht; er hat endlich — also wahrscheinlich um innerlich klar und gewiß zu werden, — neben seinen ärztlichen Studien Philosophie und Theologie mit großem Fleiß studiert. Die Folge ist aber leider gewesen, wie damals bei so Vielen — er hat den Glauben an das Evangelium verloren. Nur so viel muß man bei ihm voraussetzen, und das ist sehr bedeutend, daß das nicht blos aus Motiven der Weltlust, der Eitelkeit, des Leichtsinns — sondern aus Gründen, wenn auch irrigen Gründen, geschehen ist, und ein solcher Zweifler bleibt immer ehrenwerth. Das Stück eröffnet sich also vor uns mit der traurigen, aber unleugbaren Wahrheit: Man kann mit großem Bemühen Philosophie studieren, ohne die Wahrheit zu finden, welche zur Weisheit führt; Juristerei ohne das Recht zu erkennen, welches mit uns geboren ist; Medicin ohne den Punkt zu ahnen, von dem aus alle Krankheiten ausgehen und darum auch wahrhaft zu kurieren sind; und so kann man denn auch Theologie studieren, ohne dahin zu gelangen, daß man Gott habe. Wenn ich hier nun alle meine Leser davon überzeugen könnte, der alleinige Grund davon liege darin, daß dem Faust die Erkenntniß der Sünde und die Sehnsucht nach Erlösung bei diesen Studien gefehlt habe, so hätte ich für alles Weitere wenig Widerspruch zu befürchten. — Eine zweite folgenschwere Wahrheit spricht Faust alsbald im Folgenden einigermaßen symbolisch aus: Auch in dem, worin er darnach weiter den „Quell des Lebens“ gesucht hat, sei er nicht zu finden; — zuerst nicht in der Magie; Geisterkraft und -Mund haben ihm eben sowenig zu neuen Erkenntnissen geholfen (vorausgesetzt, daß solche Erkenntnisse ihm hätten helfen können) wie einem Swedenborg, oder anderen Spiritisten und Tischrückern. So hat er denn, wie ungewarnt durch ihn und unbelehrt durch Goethe's gepriesene Dichtung auch die moderne Wissenschaft thut, sich an den Geist der Natur gewendet. Naturwissenschaft soll ihm Befriedigung seines idealen Sehnens gewähren. Er muß aber von dem ihm in der That erscheinenden

Geiste der Natur das Schreckenswort vernehmen, das unsere Naturforscher von ihm noch nicht haben lernen wollen:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Daraus folgt aber doch nichts anderes, als: Du kannst nur denjenigen Geist begreifen, dessen Wesen du in dir hast. Begreifen, d. h. in seinen letzten und äußersten Gründen erfassen, kann der Mensch nur zweierlei, erstens das Mathematische, denn davon sind ihm die letzten Gründe eingeboren in seinem Verstande; zweitens das Göttliche, sofern Gott ein heiliger Geist der Liebe ist, denn dazu ist der Mensch als vernunftbegabte und der Liebe fähige Persönlichkeit geschaffen. In der Natur können wir stets nur das Einzelne begreifen, denn jede von der Naturwissenschaft neu aufgefundene Causalität weist wieder auf eine andere dahinter liegende zurück, und die letzte liegt außer uns und unserem Wesen. Nun sieht Faust keinen Ausweg mehr, also entschließt er sich zum Selbstmord. Die Wertherperiode hat den Selbstmord gewissermaßen zu Ehren gebracht. Früher hörte man wenig von ihm und nur mit Grausen. Neueste Zeitungen melden, daß er in Wien fast epidemisch geworden sei. „Wenn mein Leben nicht Gott gehört, sondern mir selber, warum sollte ich es nicht wegwerfen, so bald es mir zur Last geworden." Faust bewährt sich auch hier als der ideale Mensch. Christliche Unsterblichkeitsgedanken liegen ihm noch nicht ganz fern, er hofft „an neuen Ufern einen neuen Tag"; allerdings verhehlt er sich auch nicht die Gefahr „in's Nichts dahin zu fließen". Nur an das Eine denkt er nicht, daß einmal jemand gesagt hat: Es ist den Menschen gesetzet, einmal zu sterben, darnach das Gericht.

Und hätte es nicht für Faust noch eine genügende Hülfe gegeben? Wenn ich sie in meinem Namen ausspräche, würde mich mancher verhöhnen, aber ich bitte, nicht ich, Goethe — oder vielmehr Goethe's Faustgedicht giebt sie an. Hülfe lag für den Armen in dem Osterevangelium:

Christ ist erstanden,
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden!

Was es mit dieser Verkündigung auf sich hat, was der Engelchor meint, der dem armen Verzweifelten am Ostermorgen aus der christlichen Kirche (man braucht nicht gerade dabei an ein christliches Kirchengebäude zu denken) entgegentönt und ihm Freude verheißt, das wenigstens weiß Faust, der „mit Fleiß", wenn auch „leider" nicht mit Erfolg, Theologie studiert hat. Das „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" ist ihm nicht unbekannt. Die Botschaft hört er wohl, allein ihm fehlt der Glaube. Doch dieses Evangelium, welches heute Unzählige, die es nie in der Jugend glauben gelernt, so völlig kalt läßt — sie können sich eben nichts dabei denken, denn sie haben nie etwas dabei gefühlt — dem Faust, dem einst frommen Sohn gläubiger Eltern ist es ein Anklang froher Zeit, eine Erweckung kindlicher Gefühle, eine Neubelebung jener Seligkeit, die ihn einst bei dieser Botschaft „überstürzt hat" als der Himmelsliebe Kuß; ihm fehlt zwar der Glaube, aber es ergreift ihn doch so mächtig, daß er die Selbstmordgedanken aufgiebt, — und „die Erde hat ihn wieder!"

Blos die Erde? Nicht auch das geistige Leben? Auch dieses. Er nimmt wieder Theil an der Lieblichkeit der Frühlingsnatur, er freut sich nicht blos wieder als theilnehmender Mensch mit Menschen — sondern er versenkt sich auch, denn noch ist er ein guter Mensch und sich des rechten Weges wohl bewußt, in die „Offenbarung, die nirgends würdiger und schöner brennt, als in dem neuen Testament;" er bedenkt, daß die Menschen dieselbe verhöhnen, weil sie sie nicht verstehn, denn man versteht nur was man lieb hat; in ihm regt sich nun die Menschenliebe und die Liebe Gottes. Er will einmal gründlich darauf eingehen, ob es sich wirklich mit der Sache des reinen Christenthums so schlimm verhalte, wie mit der Buch- und Wortgelehrsamkeit der vier Facultäten, und beginnt ganz richtig mit der Verdeutschung, das ist doch mit der Erwägung des Hauptzeugnisses über Christus: Im Anfang war das Wort! Aber er hat leider, ohne es zu wissen, den Geist der Verneinung mit in die Stille seiner Studierstube hineingebracht — ihn stört der Pudel mit seinem Murren und Knurren, und der alte Zweifler wacht in ihm wieder auf. Erst will er „das Wort" blos anders übersetzen, wie der Rationalismus von anno 80: „Im Anfang

war der Sinn". Dann verbessert er schon aus eigner Weisheit; wie die moderne Aufklärung, die offen von der Bibel abweicht und doch christlich sein will: es sollte stehn, im Anfang war die Kraft; — und endlich hilft ihm der Geist (wessen? Gottes oder des im Winkel kauernden Mephistopheles — es ist jedenfalls aber sein eigner —) im Anfang war die That!

Damit hat er dem Teufel die Blöße gegeben, daß derselbe ihn fangen kann!

Durch dieses harmlose Wort? Allerdings! So schnell geht es freilich nur hier in der Dichtung. Wer das ewige Schöpferwort, das in Gott und bei Gott war, leugnet, da er doch bei dem Sinn als Erstem, also bei einer unpersönlichen (unbewußten) Vernunft auch nicht stehen bleiben kann, dann aber auch nicht einmal die (wirkende) Kraft das Erste sein läßt, sondern nur die That, also das Wirken ohne Wirkendes, als Princip alles Seins anerkennt, der ist beim theoretischen Atheismus angekommen. Ein ewiges Geschehen mag man sich vorstellen, aber eine ewige That ohne Thäter ist undenkbar. — Wenn Faust sagt: Es sollte stehn: Im Anfang war die That, so trifft ihn gerade das, was Goethe dem elenden Bahrdt einst zurief, der auf ähnliche Weise die Bibel „verbessert" hatte:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr!
So redt' ich, wenn ich Christus wär.

Wenn nun auch Goethe bei dieser Stelle wahrscheinlich schon im Sinne hatte, auf den zweiten Theil des Faust vorzubereiten, der ja den Gedanken ausführt, daß der Mann sich rastlos bethätigen müsse, und nur wer rastlos sich bemüht, erlöset werden könne, so ist dies doch nur unter der Bedingung wahr, daß der rastlos Strebende vorher die Faustnatur müsse überwunden und inneren Frieden gefunden haben. Goethe und Faust geben den Beleg dazu. Goethe hat durch redliches Arbeiten an sich selbst und festen Entschluß die eigene Faustnatur überwunden, er hat nie ein Bündniß mit dem Teufel gemacht, er hat nie Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft verachtet, er hat nie sich von Mephistopheles von der Hexenküche bis zum Hexensabbath auf den Blocksberg führen lassen, und ist weder Meineidiger, noch Verführer, noch

Mörder geworden, wie Faust. Ihn ekelte niemals vor dem Wissen, aber schon das tolle Treiben in Auerbachs Keller ekelte ihn an, darum konnte er, wenn auch nicht ohne erst manchen stillen Vorwurf innerlich mit sich selbst abzumachen, doch frisch und getrost als Staatsminister in Weimar die Bahn rastloser würdigster Thätigkeit wandeln, durch die er den Deutschen ein leuchtendes Vorbild geworden, und hat doch zuletzt dadurch nichts anderes zu erreichen gehofft, als daß er durch die von Oben an ihm theilnehmende Liebe Gottes erlöset werden könne. Ob es aber denkbar ist, daß ein Faust, der gerade von Gretchens Kerker kommt, durch bloßen Naturgenuß den Lethetrank erhalten könne, der ihn fähig macht den zweiten Theil zu erleben, ohne Buße, ohne Bekehrung, und doch auch ohne dabei irgend etwas von den Vorwürfen des Gewissens zu spüren, daran zweifle ich sehr. Den zweiten Theil kann ein Mensch wie Faust nur unter der Bedingung erleben, daß derselbe sich bei ihm gleich an den Schluß des ersten Actes anschließt, wo ihm „bei süßen Himmelsliedern" die Thräne quillt, daß er wieder Frieden und Hoffnung gefunden, und dazu ist doch kein Himmelslied kräftiger, als das selige: „Christ ist erstanden!"

Faust hat mit seinem: Im Anfang war die That — Gott abgesagt. Nun hat der Böse zu ihm freien Zutritt. Es folgen die beiden Scenen mit Mephistopheles. Als Pudel verkappt hat sich dieser an ihn herangeschlichen und ihn in seinen frommen Gedanken gestört. Das Böse giebt sich nicht offen, wie es ist. Nur durch den „Nieentsprossenen," d. h. nicht wie Arius meinte, geschaffenen, sondern aus Gott geborenen Sohn Gottes, den „Unausgesprochenen" (also von Menschen nie völlig begriffenen), „durch alle Himmel gegossenen und doch freventlich durchstochenen" — kurz nur durch Christum wird das Böse in seiner ganzen Verderblichkeit und Verdammlichkeit entlarvt. Daher vermag Faust den Teufel auch nur durch das Zeichen des Kreuzes, „dem die schwarzen Schaaren sich beugen müssen," zur Erscheinung zu zwingen. Und da nimmt dieser denn gar richtig die Gestalt des fahrenden Schülers an, d. h. des verkommenen Studenten, des amt- und heimatlosen litterarischen Vaganten, wie sie jetzt in den niedrigsten Regionen der Journalistik ihr Wesen treiben. Als

solcher verhehlt er nicht, daß er stets das Böse wolle, aber er lügt ihm dabei vor, daß er stets das Gute schaffe. Das ist freilich auch wahr, da Gott zuletzt alle Dinge zum Besten wendet, aber das thut Gott und nicht der Teufel. Mephistopheles reizt allein zu äußerm sinnlichen Lebensgenuß, und sucht durch wollüstige Phantasmata und Traumbilder die Seele des armen Faust zu vergiften.

An diese erste Scene schließt sich im Gedicht alsbald die zweite an, in welcher Mephisto als edler Junker im rothen goldverbrämten Kleide wieder erscheint und den Faust auch sogleich zum Bund mit dem Teufel verleitet. In der letzten Aufführung folgten diese beiden Auftritte bei offener Scene so unmittelbar auf einander, daß der so eben mit Hülfe des Rattenzahns entwischte Satan sogleich wieder eintrat, man begriff nicht, wie er so schnell hatte andere Toilette machen können. In der Regel aber findet hier ein Actschluß statt, und Goethe hat das auch durch den Strich zwischen beiden Scenen angedeutet. Die Oeconomie des Stücks verlangt unbedingt, daß ein längerer Zeitraum zwischen beiden Begegnungen Fausts mit dem Sohn der Hölle angenommen werde. So schnell wird der Busen eines Mannes der Wissenschaft, wie Faust, nicht von allem Wissensdrang geheilt; so schnell ist der Uebergang nicht vom Zweifel an Gott zum Bund mit dem Teufel, d. h. zu einem entschiedenen Entschluß, fortan die eigenen Wege mit rücksichtsloser Verleugnung alles dessen zu wandeln, was man bisher für heilige Gesetze eines heiligen Gottes gehalten hat. Denn das soll doch in Goethes Sinn dieser Bund mit dem Teufel bedeuten. — Hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, er müßte doch zu Grunde gehen, weil er Vernunft und Wissenschaft verleugnet, und vom Geist der Lüge, von dem Geist, der alles Heilige und Sittliche verneint, der das Wahrhaftige und den Wahrhaftigen haßt, in Blend- und Zauberwerken sich bestärken läßt.

Ich meinerseits wage die Ueberzeugung auszusprechen, daß hier eine von den Stellen ist, wo die Faustdichtung, sehr zu bedauern, Fragment geblieben. Das vertrauliche „so gefällst du mir," mit dem Mephisto dem Faust entgegentritt, und der ganze

Ton zu Anfang der Scene muthet mich an, als ob er einen längeren Verkehr voraussetze. Das dritte Herein, das er für nothwendig erklärt, wodurch er bedeutsam zu verstehen giebt, der Teufel dürfe Niemand fassen, derselbe habe ihn denn dreimal gerufen, deutet, däucht mir, auch darauf hin, die jetzt zweite Scene habe ursprünglich eine dritte sein sollen. Allerdings hätte der Dichter alsdann in der nun fehlenden zweiten die Aufgabe zu lösen gehabt, die ganze Genesis des Bösen in einem ursprünglich so ideal angelegten Menschen, wie Faust, uns vorzuführen. Und dabei mag ihm bange geworden sein. In der ersten Ausgabe des Fragmentes von 1790 fehlen bekanntlich alle Scenen von Wagners Abgang bis zu Fausts Erklärung, daß sein Busen von allem Wissensdrang geheilt sei, und der Text beginnt erst mit dem Worte: was der ganzen Menschheit zugetheilt ist. — Daß doch im Jahre 1790 von dem Allen, was diese Hingabe an den Teufel betrifft, noch kein Wort geschrieben gewesen sein sollte, ist undenkbar; das ergiebt sich schon daraus, daß die erste Zeile sich auf eine weggelassene reimt. Goethe hätte hier aber etwas zu schildern gehabt, was er ja Gottlob nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur aus Speculation über die Natur des Menschen, und was noch mehr ins Gewicht fällt, über die Natur des Bösen schöpfen konnte. Wie ernstlich er sich mit diesen Dingen beschäftigt, besonders was die Idee des Teufels und des Bösen anbetrifft, darüber lese man, abgesehen von dem Schluß des achten Buchs in Dichtung und Wahrheit, vor Allem eine Recension von Goethe 1772 in den Frankfurter Anzeigen, über ein Buch des elenden Bahrdt:*) „Betrachtungen über das Paradies." Ernste Männer

*) „Dieser Tractat," sagt Goethe, „will die ganze Lehre der Schrift vom Teufel wegraisonniren, ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst auch des strengsten Denkers streitet, denn wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. — Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien und Dogmata so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. — Wenn es auch

jener Tage, die sich noch eifrig mit biblischen Anschauungen beschäftigt hatten, waren wahrlich nicht so leicht bereit, dieselben leichthin abzuthun, wie die modernen Helden der Aufklärung, denen über diese Dinge fast jede Aufklärung mangelt, weil sie nichts davon wissen und verstehen. „Goethe und seine Zeitgenossen," sagt Loeper, „standen mit jenen Geistern des Abfalls durch Klopstocks Messias (und Bibelkenntniß) auf vertrauterem Fuße, als unsere Generation." Wenn auch in diesen Worten eine leise Ironie liegen sollte, eine Wahrheit enthalten sie gewiß.

Sollte nun die Hypothese ganz unhaltbar sein: Goethe sei bis 1790 noch nicht ganz mit sich im Reinen gewesen, wie er jenes Bündniß mit dem Teufel motivieren solle und habe daher zunächst alles dazu Vorliegende ganz zurückbehalten, endlich aber dasselbe 1808, nachdem seine Gedanken über die Idee des Bösen und des Teufels manche Modification erfahren, zugleich mit Rücksicht auf den damals schon längst ins Auge gefaßten zweiten Theil geändert, neu geordnet, vervollständigt, so gut es gehen wollte, um die schon vorliegenden Scenen mit den im Prolog im Himmel ausgesprochenen modificierten Anschauungen über die Natur des Bösen möglichst in Harmonie zu bringen?*) Die eigentliche Genesis des vollendeten Abfalls in Fausts Seele zu schildern aber habe er — nicht gewagt? In dem vortrefflichen Buche von Kreißig, (Vorlesungen über Goethes Faust, 1866, Zweite Vorlesung), findet sich darüber gar manche höchst bedeutsame Nachweisung.

Wie dem aber auch sein möge, ein ruhiger Blick auf alles, was Mephistopheles in den letzten drei Acten des ersten Theils

---

nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, so wäre er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden" 2c. (Goethes Werke, Bd. 32, S. 64.)

*) Dazu paßte ihm allerdings die Figur des Satan im Hiob; aber doch nur scheinbar. Der ist kein Schalk, sondern der Verkläger, welcher die Sünden, an denen doch auch die Frommen leiden, vor Gottes Angesicht bringt, damit dieselben gezüchtigt, geübet, bewährt und beseligt werden. Hiobs Satan ist die Personification nicht des sittlich Bösen, sondern des Uebels in der Welt, das unter der Zulassung Gottes zur Besserung dient, also „Gutes schafft."

thut, kann keinen Zweifel mehr lassen, dieser Teufel sei nicht der Schalk des Vorspiels, der dem Herrn am wenigsten verhaßt sei, und den Gott einem guten Menschen in seinem dunklen Drange gerne beigegeben, blos um zu reizen und zu schaffen, sondern in der That kein anderer, als der nur seiner scurrilen Beimischung entleerte und geistig vertiefte Teufel der alten Sage, welcher unbedingt nach biblischer Anschauung der absolute Feind Gottes und der Menschen und der Urheber alles Bösen ist; welcher seine boshafte Freude daran hat, die ihm folgen, in Sünde, Schande, Laster und so ins zeitliche und ewige Verderben zu führen. Das Mittel, wodurch ihm dies gelingt, ist die satanische Lüge, welche darin besteht, daß es immer wahre Worte sind, deren er sich zur Verführung bedient. So sind z. B. offenbar alle Sarkasmen, die Mephistopheles gegen das dürre Gelehrtentreiben auf Universitäten richtet, der Wirklichkeit entnommen, er aber benutzt sie dazu, den armen Studenten zum Verächter von Vernunft und Wissenschaft zu machen. Es liegt in der Natur der Sache, daß in unserem negativen, sarkastischen Zeitalter fast alle Bosheiten des Mephistopheles zu geflügelten Worten geworden sind. Sie enthalten ja auch alle eine treffende Wahrheit.

Wie man auch den Gedankengang in der Vertragsscene auffassen mag, unklar bleibt er jedenfalls, was auch Düntzer in seinem ausführlichen Commentar eingesteht. Jedenfalls ist hier der Mephistopheles nicht der des Prologs im Himmel. Genug, Faust erklärt, wenn oder weil die Stimme in der Osternacht von der Erlösung durch den Auferstandenen ihn mit Anklang froher Zeit betrogen habe, so fluche er Allem, was die Menschenseelen mit Lock- und Gauckelwerk umspannt, und sie in der Trauerhöhle dieses Lebens zurückhält; er flucht der hohen Meinung des Menschen von sich selber — (als zur Erkenntniß und Gemeinschaft Gottes geschaffen), er flucht allem Erdenglück, er flucht der Hoffnung, flucht dem Glauben und flucht vor Allem der Geduld! — Da er nun auch mit dem Glauben an Gott zugleich den an Unsterblichkeit aufgegeben hat, wie sich von selbst versteht, so ist er bereit, das grause Bündniß mit dem Teufel zu schließen, das allerdings hier nur das poetische Symbol für die Lossagung von

Gott, für die entschiedene Hingabe an das Böse ist. Und welche Forderung stellt nun Faust:

Der große Geist hat mich verschmäht —

Das ist allerdings nicht wahr, wie die Osternacht bezeugt und sein Fliehen zum Worte Gottes, als er in seinem dunklen Drange sich noch des rechten Weges wohl bewußt war. — Faust hat vielmehr seinen Gott verschmäht, indem er seine Gaben verfluchte:

Vor mir verschließt sich die Natur
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen! —
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit.
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechseln wie es kann.
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Und dadurch will er denn „in seinem innern Selbst genießen, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist." — Das ist Wahnsinn, das ist aber noch immer großartig; und es zeugt für das im Grunde noch immer nicht unedle Wesen des Faust, daß er dabei gar nicht an Schande, Laster und Verbrechen denkt, die er zu begehen bereit sei. Wir werden nun sehen, auf welche Wege der Teufel ihn leitet, wie er ihm Wort hält, und wie schrecklich er dagegen ihn zuletzt auch wirklich beim Wort hält:

Den schlepp' ich durch das öde Leben,
Durch flache Unbedeutendheit —
Er soll mir zerren, zappeln, kleben —
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben —
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Ja, wäre es nur flache Unbedeutenheit — es ist leider tiefe Verworfenheit, in die er den Faust hinein führt, und ohne Rücksicht auf den zweiten Theil hätte Goethe hier dem Mephistopheles wahrscheinlich ein anderes Wort in den Mund gelegt, als Unbedeutenheit. Denn es ist die Macht des Sittlichbösen in ihrer stufenweisen

Steigerung, die uns von hier an in Faust dargestellt wird. Nachdem Mephistopheles ihn durch spöttische sarkastische Reden an die frivole Betrachtung alles Heiligen gewöhnt hat, führt er ihn zuerst in Auerbachs Keller; aber an der harmlosen Rohheit der fidelen Saufbrüder findet der gebildete Mann noch keinen Gefallen. Dann gehts in die Hexenküche, in welcher uns ein vielsinniges Symbol des geistreich-geistlosen Treibens in ästhetisch-frivolen Litteratenkreisen dargeboten wird, wo die Lust an blühendem Unsinn herrscht, der doch tückisch das Heilige beschmutzt und begeifert. Es fehlt aber dabei auch nicht an spirituellen Hexentränken, und schönen Helenen, durch die alle tiefsten Leidenschaften erregt werden. Die schöne Helena, die er in der Hexenküche sieht, ist schon reeller, als die Phantasmagorie bei dem ersten Besuch auf der Studierstube. Nun ist's Zeit, den Unglücklichen zum Verderber eines frommen Mädchens zu machen und ihn in schmachvolle Schandthat zu stürzen. Mephisto zeigt ihm das arme Gretchen. „Hör', du mußt mir die Dirne schaffen." Der Teufel macht Schwierigkeiten, die nur noch mehr reizen. Zunächst bewegt er den Faust, falsch Zeugniß zu geben über den Tod des Herrn Schwertlein. Noch sperrt sich der Mann, vor Gericht einen Meineid zu thun, aber — seine Begier ist zu gewaltig — er muß. Der sentimentale Seufzer in Gretchens Gemach: „Armselger Faust, ich kenn dich nicht mehr" bezeugt blos, daß er sich seiner frevelhaften Absicht, seiner Gemeinheit klar bewußt ist. Auf sein Handeln hat es keinen Einfluß. Mit einem Schmuck meint er dem armen Mädchen seine Schande vergüten zu können. Von Liebe zu Gretchen, von dem, was in deutscher Poesie und noch mehr in deutscher Sittlichkeit Liebe heißt, ist bei ihm keine Rede. Es ist die Brunst des Auerhahns. Nach der ursprünglichen Dichtung verführt er das arme Mädchen sogleich, und nachdem er seine erste Leidenschaft gestillt, verläßt er die Arme kaltblütig, geht in Wald und Höhle, um seinen Naturstudien nachzuhängen, bis Mephistopheles ihn so lange reizt, daß er zurückkehrt und sie nun völlig unglücklich macht. Er veranlaßt sie zum Muttermord — die Entehrte geräth in Schmach und Schande; er bringt ihren Bruder um — heimtückisch zwei über Einen, Mephistopheles pariert, Faust sticht —

und zwar hinterrücks in der Dunkelheit, und dann — überläßt er das arme Mädchen seinem Schicksal. Während sie zur Kindesmörderin wird, endlich gefangen im Kerker liegend zum Tode verurtheilt der Hinrichtung harrt, geht Faust mit Mephistopheles auf den Blocksberg zum Hexensabbath, wo er nun an Gemeinheiten und Scheußlichkeiten sein Behagen findet, gegen welche die Scenen in Auerbachs Keller, die ihn früher so anwiderten, für fromme Conventikel zu achten wären. Es hat also wenig geholfen, daß Goethe jenes erste Verlassen Gretchens in der zweiten Auflage von 1808 schon etwas früher eingeschoben, wo man annehmen kann, daß Gretchen noch nicht entehrt ist, daß also Faust durch Gewissensmahnung noch eine Weile von der äußersten Schandthat zurückgehalten wird. Der Hexensabbath, der erst 1808 hinzugekommen ist, bezeugt dann durch das zweimalige Verlassen der Unglücklichen einen desto tieferen Fall. —

Wie konnte Goethe über diese Dichtung dem Herrn des Himmels die Worte in den Mund legen: Der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt — und: von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt? In der Dichtung selbst hat er dagegen das allerergreifendste Zeugniß von dem Verderben abgelegt, das der Abfall von dem heiligen Gotteswillen den Menschen bringt. So entsetzlich tief wäre Faust nicht versunken, wenn er das Osterevangelium geglaubt, und bei dem Wort, das im Anfang war, geblieben wäre.

Und ganz ähnlich verhält es sich nun mit Gretchen. Eigentlich wird sie nicht verführt, sie läßt sich verführen. Um das, was wir Liebe nennen, handelt es sich auch bei ihr gar nicht, es ist der Sinnenrausch, dem sie zum Opfer fällt und das mit großer eigener Schuld. Es wäre thöricht, sich ein Bürgermädchen ihres Standes so unbekannt mit allen geschlechtlichen Verhältnissen zu denken, wie man es oft bei einer jungen Dame höherer Stände voraussetzt. Gretchen hat früher am Brunnen über jedes gefallene Mädchen geschmäht „und konnte es nicht schwarz genug finden, und schwärzt's wohl gar." Sie weiß recht gut, was es heißt: „Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt." Sie weiß es

recht gut, was Faust an der Kirchthür gemeint hat, als er ihr Arm und Geleit angetragen, und wird auch gleich von Mephistopheles au fait gesetzt, als er ihr vorläufig einen Galan anbietet. Ihr Seufzen über ihre Armuth beim Finden des ersten Schmuckkästchens ist ganz natürlich für ein ehrsam Bürgermädchen, das sich bisher vergebens nach einem Mann gesehnt hat, nur von sentimentaler Liebe à la Thecla ist nicht die Rede, noch weniger von einem auf gegenseitige wahre Zuneigung gegründeten heiligen Liebesbunde zum gemeinsamen gottgeweihten Leben für diese und für jene Welt, wie es die christliche Brautliebe meint. Dem fremden Herrn, der ihr an der Kirche so bedenklich entgegengetreten, kommt sie in Marthes Garten unbedenklich wieder entgegen und macht ihm die Eroberung wahrlich nicht schwer. Als Faust — wir folgen gern der milderen Auffassung, sie noch vor dem tiefsten Fall verlassen hat, ist's „sein hoher Gang, seine edle Gestalt, sein Händedruck und ach, sein Kuß," was ihren Träumen vorschwebt, kaum wird „seiner Rede Zauberfluß" erwähnt — sie will „ihn halten, ihn küssen, an seinen Küssen vergehen." — Von einem künftigen Hauswesen, von einem Leben für ihn, mit ihm in ehrbaren Ehestande träumt sie nicht. Faust scheint es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, ihr dergleichen vorzulügen. Verdamme sie, wer sich von aller Sünde rein weiß, aber fromme Brautliebe ist das nicht. Ich will nicht leugnen, diese Träume Gretchens wollen mir natürlicher dünken, wenn man mit der ersten Ausgabe annimmt, daß sie schon recht tief gefallen sei. Als er aber wieder kommt, angestachelt von Mephistopheles, der satanisch, er hat ja seine Freude dran, „die Begier zu ihrem süßen Leib wieder vor die halb verrückten Sinne" gebracht hat, nun wenigstens fest entschlossen, sie zu entehren, da bietet sie ihm an, ihm „heut Nacht den Riegel offen zu lassen" und nimmt von ihm einen Schlaftrunk für ihre Mutter. Und doch, und doch, wer möchte sagen, daß dies Alles, und der Mutter Tod dazu, den sie verursacht, und der Mord des Kindes, den sie vollbracht, einen fühlenden Menschen berechtigen könnte, bei der Kerkerscene kühl bis ans Herz hinan zu sprechen: das ist eine gerechte Strafe! Wer hätte nicht tiefes Mitleid mit einem gefallenen Mädchen. Aber wir

fragen, woher es gekommen ist, daß bei dem so freien Verkehr der Geschlechter in niedern Ständen und trotz der gewaltigen Macht der sinnlichen Triebe, Fälle wie Gretchens früher verhältnißmäßig ungemein selten waren, so selten, daß sie jedesmal großes Aufsehen und Abscheu erregten. Man mag sagen, das war die Furcht vor der Schande. Aber diese Schande gründete sich doch auf dem Urtheil des Volks, auf dem Volksgewissen, welches ganz etwas anderes ist, als was man heutzutage öffentliche Meinung nennt, die sich auf Journalistik gründet. Man sah in der Uebertretung des sechsten Gebotes eine große Sünde, eine grobe Verschuldung gegen Gott, die in der Mitte stand zwischen Mord und Diebstahl. Es war also die herrschende Gottesfurcht, d. h. die gehorsame Unterordnung unter Gottes Gesetz, es war die christliche Religion, die jene Vergehungen hinderte. Das Wort des frommen Tobias: „dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst noch thust wider Gottes Gebot," war die schützende Waffe gegen die — es kommt auf eins hinaus, ob ich schreibe gegen die Fleischeslust oder — gegen die listigen Anläufe des Teufels. Erst wenn diese Waffe verloren oder entrungen oder weggeworfen war, erst dann war die Sünde so gut als schon geschehen. Diese drei Fälle sind aber nicht von gleicher sittlicher Schwere. Der letztere ist doch der schlimmste. Und wie stands um Gretchen? Sie ist wahrhaft fromm. Auf einem Kirchgang lernen wir sie kennen. In religiöser Hinsicht ist sie keiner Anfechtung unterworfen. An Gott und die Kirche muß man eben glauben. Sie betet fromm und andächtig — nach ihrem Fall thut sie aufrichtige Buße vor Gott — dem Gericht Gottes ergiebt sich die Sünderin — durch den Glauben ist sie gerettet! Aus dieser Stellung zu Gott ist nun Gretchens Fall allein zu würdigen. Und dabei ist denn jene Scene des Gedichts entscheidend, von der wir ausgingen, von der Mephistopheles höhnt: der Herr Doctor wurden katechisiert. — Es ist für das fromme Gretchen eine unabweisliche Nothwendigkeit, den Faust zu fragen: Glaubst du an Gott? Sie mußte ja längst Unrath merken. Daß er lange nicht zur Beichte, zur Messe gegangen, weiß sie. (Die Geschichte spielt vom Osterabend bis zum ersten Mai.) Daß man in Gegenwart des Mephistopheles nicht beten könne, sagt ihr ihr Herz. Sie ist freisinnig genug, über Ceremonien hinwegzusehen — aber: Glaubst du an Gott? Und daß sie mit diesem Worte nichts anderes meint und meinen kann, als den persönlichen Gott der Bibel — den heiligen Gott der zehn Gebote, den gnädigen Gott der Erlösung durch Christum, das weiß Faust, so gut wir es wissen. Und nun begeht er, um das arme Kind sicher zu fangen, seine größeste Schändlichkeit. Er trägt ihr ein Glaubensbekenntniß vor, —

Wer darf ihn nennen, und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden und sich unterwinden
Zu sagen, ich glaub' ihn nicht?
Der Allerfasser, der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst, nenn' es Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth.

Es ist sein Glaubensbekenntniß vielleicht, wie es heutzutage das Bekenntniß vieler Tausende ist, wie es wahrscheinlich auch Goethes Glaubensbekenntniß war, der es möglicherweise längst vor dem Faust gedichtet, um darin seine Ansicht auszusprechen. — Aber hier in diesem Augenblicke in Fausts Munde ist es die entsetzlichste Lüge, denn es ist doch das Bekenntniß des Pantheismus, der eben den Gott leugnet, welchen Gretchen meint, und soll ihr doch weis machen, Faust glaube an diesen Gott, damit sie ihm vertraue und er sie desto sicherer verführen könne. Aber Gretchen ist klug genug, sie läßt sich nicht täuschen: „Es steht doch schief darum, denn du hast kein Christenthum." O hätte sie sich täuschen lassen, ihre Schuld wäre geringer gewesen. Aber des Mephistopheles Gegenwart hat ihr die Augen geöffnet. „Das Völkchen," zu dem Gretchen

gehört, „spürt den Teufel“ auch im goldverbrämten Junkerkleide. — Und doch — darin liegt ihre größte Verschuldung — obgleich durch ihr Gewissen nun eben erst recht an den heiligen Gott gemahnt, obgleich durch ihren klaren Verstand eben jetzt von der Gottlosigkeit ihres Liebhabers überzeugt, obgleich ausgesprochenermaßen ihn erkennend in Gemeinschaft des satanischen Wesens, das keine Seele lieben kann — doch ladet sie in demselben Augenblick den gottlosen Mann in ihre Kammer und nimmt von ihm einen Schlaftrunk für ihre Mutter. — Das ist Gretchens Schuld, sie ist fast noch größer als Fausts; er ist an seinem Glauben irre geworden, und hat sich erst dann dem Teufel übergeben; sie ist keineswegs irre am Glauben, sie leugnet kein Göttliches und verleugnet es doch in dem Augenblick, da sie so ganz entschieden daran gemahnt wird und ergiebt sich — es ist wieder einerlei, ob ich schreibe, dem Faust, oder dem Teufel. Sie hat sich die schützende Waffe nicht entringen lassen, sie hat sie hinweggeworfen. Das ist Gretchens Schuld, nicht ihre sündige Liebe, nicht ihre Sinnlichkeit, nicht ihr verbrecherischer Kindesmord, sondern ihre Verleugnung des Gottes, an den sie glaubt. Darin liegt die tragische Gerechtigkeit der Kerkerscene, darin aber auch die Berechtigung ihrer Rettung. Ihr Glaube hat ihr geholfen. Von höchster Bedeutung ist, was der Kerkerscene vorhergeht. Die Gefallene kehrt reuig zu Gott zurück. Sie flieht in die Kirche, es braucht nicht gerade das steinerne Haus zu sein, und hier besteht sie noch die schwerste Versuchung: der böse Engel flüstert ihr Gedanken des Unglaubens ins Herz. „Verklärte wenden ihr Antlitz von dir ab; die Hände dir zu reichen schauert's den Reinen.“ (Die gute Dame, welche den bösen Engel gab, sprach wie eine höchst tugendhafte Jungfer Tante, welche ihrer verirrten Nichte in moralischer Entrüstung eine Strafpredigt hält. So wenig verstehen manche von unseren Mimen den Inhalt dieses Drama.) — Aber Gretchen verzweifelt nicht, sie hält fest am Glauben, sie hat sich dem Gericht Gottes völlig ergeben — und ist gerettet.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich, wie falsch es war, daß der Schauspieler die berühmten Worte: „Wer darf ihn nennen“ in dem Ton einer ehrlichen Ueberzeugung sprach. Faust begeht

in dem Augenblick mit vollem Bewußtsein die abscheulichste Lüge. Auf Gretchens Frage hätte er als ehrlicher Mann nur ein entschiedenes Nein antworten dürfen. Ich kann mir keinen erschütternderen Anblick denken, als diese Scene. Da steht er vor uns, der früher so hochstrebende Mensch, einst ein wahrer Christ, ein frommer Beter; ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, in gereiftem Alter; er hat zehn Jahre lang den höchsten, heiligsten Zielen mit höchstem Eifer nachgerungen; da steht er jetzt bei einem frommen Mädchen, voll kalter Besonnenheit; er ist aus Wald und Feld von seinen Naturstudien mit der klarbewußten Absicht hergekommen, „in den Tiefen der Sinnlichkeit seine glühenden Leidenschaften zu stillen“ und heut Nacht die Unglückselige zu entehren; er hat klüglich sein Fläschchen mit Schlaftrunk für ihre Mutter mitgebracht, um es ihr zu geben; sie ahnt aber seine gottlose Gesinnung, und fragt ihn, ob er an Gott glaube, und er — er sucht sie, um sie desto sicherer zu verderben, durch zweideutige, fromm scheinende Redensarten zu betrügen. Das Gefühl, mit dem er ihr jetzt Aug' ins Auge schaut, das Gefühl was ihr dabei nach Haupt und Herzen drängt, das Gefühl, in dem sie nun durch ihn selig! sein soll, das meint er, und nennt es: Glück, Herz, Liebe, Gott! Armsel'ger Faust, ich kenne dich nicht mehr! Und dieser tiefe Fall ist vollendet vom Osterabend bis zur Walpurgisnacht; und ist dadurch geschehen, daß Faust sich freventlich losgesagt hat von dem heiligen Gott und seinem heiligen Wort, in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen.

Konnte ein Dichter ein kräftigeres Zeugniß ablegen für die gute Sache des Christenthums, als Goethe es gethan hat im ersten Theil seines Faust?

IV.

Werthers Leiden.

Vortrag,

gehalten im Saal des alten Rathhauses zu Braunschweig
1874.

Hochverehrte Versammlung!

Wenn Goethe das Unvergängliche preist, welches die Gunst der Musen ihm verheißen, so nennt er zwei Stücke:

Den Gehalt in seinem Busen,
Und die Form in seinem Geist.

Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß Gehalt und Form, um jene unvergängliche Wirkung hervorbringen zu können, zum nothwendigen Substrat zunächst auch noch eines Stoffes bedürfen, der sie trägt und vermittelt, wie zum Sacrament das Element gehört, und das Telegramm des Metalldrahtes nicht entbehren kann als eines Vehikels. Es ist mit dem poetischen Kunstwerk, wie mit einer Münze. Werth und Bedeutung derselben finden im Gepräge ihren Ausdruck, aber doch nur auf der Basis des metallenen Stoffes. Dabei sind nun verschiedene Fälle möglich. Bei Scheidemünzen entscheidet im Grunde nur das Gepräge; bei Münzen, die im Handel und Wandel gelten sollen, ist der Metallwerth die Hauptsache, also der Stoff; dessen Geltung tritt zurück bei dem Schaustück, der Ehrenmedaille, deren Werth durch die künstlerische,

die symbolische und die ideelle Bedeutung ihres Gepräges bedingt wird. Gassenhauer, Trinklieder, Feuilletongeschichten, Gelegenheitsgedichte haben wie Scheidemünze meist nur ihren conventionellen Cours; bei Sensationsromanen gilt vornehmlich der Stoff; die idealen Kunstwerke, eine Iphigenie, ein Tasso, haben ihre Bedeutung fast abgesehen vom Stoff, wesentlich nur durch Gehalt und Form. Es giebt aber auch poetische Werke, denken Sie an Faust, in welchen beides, Gehalt und Gestalt ihre gewaltige Wirkung vor Allem durch die selbstständige Bedeutung des Stoffes gewonnen haben. Dabei ist nun immer auch noch der Umstand möglich, daß es mit einem poetischen Werke gehe wie mit einer Münze, die ursprünglich nur für den Verkehr geprägt war, nur um wegen ihres Stoffes zu gelten, späterhin aber durch Umstände einen ganz besonderen Werth erhält. Man denke an ein uraltes Geldstück von historischer Bedeutung; oder an einen Henkelducaten, den vor funfzig Jahren eine liebende Mutter bei der Taufe ihrem Kinde um den Hals gehängt hat.

Ein solches poetisches Werk nun, verehrte Anwesende, welches nicht nur in jener dreifachen Hinsicht, durch Stoff, Gehalt und Form, sondern auch durch jenes gemüthliche und historische Interesse für jeden litterarisch gebildeten Mann, für jeden poetisch gestimmten Deutschen, und insbesondere auch für jeden christlich gesinnten Menschen eine hohe Bedeutung gewonnen hat, möchte ich heute mit einigen Worten, für welche ich Ihre geneigte Theilnahme erbitte, etwas eingehend besprechen. Sie wissen, daß ich Werthers Leiden meine.

Kaum hat je eine neue Erscheinung auf dem Felde der Litteratur größeres Aufsehen gemacht, als dies wundersame Schaustück deutscher Poesie, welches der junge Goethe im Jahre 1774, also vor nun gerade hundert Jahren, dem erstaunten Publikum darbot; aus seinem äußeren und inneren Leben hatte er den Stoff genommen, ihm aus seinem Busen den tiefsten Gehalt eingehaucht, und ihm dann aus seinem Geiste die vollendetste Gestalt aufgeprägt. Daraus erklärt sich, welch eine Bedeutung diese Dichtung für den Dichter selber hatte; wie sie einen so gewaltigen Eindruck machen mußte auf die Leser jener Zeit, und welch ein

Interesse sie für uns noch immer hat und behalten wird, so lange, wie Jordan sagt:

So lang' ein Mund noch
Mit deutschen Worten das Weltall deutet.

Bedeutsam, ergreifend, anziehend genug ist der Stoff schon an und für sich. Ein Jüngling in der Blüthe seiner Jahre, gebildet, selbst in der Wissenschaft zu Hause, gesund, hinlänglich wohlhabend, in angenehmer Lebensstellung, der geliebte Sohn einer geliebten Mutter, im Besitz eines Freundes, dem er sein ganzes Herz ausschütten kann, ein Liebling aller Kreise, in denen er sich befindet, ohne durch einen Feind oder Gegner in seinem Streben erheblich gehemmt zu sein, also man darf sagen, ein verzärteltes Kind des Glücks; auch, was wohl zu beherzigen, ohne ein besonderes, selbstverschuldetes Brandmal in seinem Gewissen — legt aus leidenschaftlicher Liebe zur Gattin eines andern verzweifelnd die mörderische Hand an sich selbst und begeht also ein Verbrechen, das wir Christen für eine der größten Versündigungen gegen Gott, gegen Menschen und gegen uns selbst anerkennen müssen. Wie das gekommen, wie Schritt vor Schritt diese Leidenschaft und die dadurch erregte Verzweiflung sich entwickelt und steigert bis zur Vollendung der grausen That, das ist mit klarster Anschaulichkeit, mit ergreifender Wahrheit, mit hinreißender Empfindungsfülle in diesem poetischen Seelengemälde dem entzückten Leser vor die Seele gestellt. Wie kam Goethe auf diesen Stoff? Allerdings hatte er ihn wesentlich seinem eigenen Leben entnommen. Er selbst war eine Zeit lang, als Kind seiner Zeit, trotz aller äußeren Vorzüge solch ein im Innersten seines Herzens unbefriedigter Mensch gewesen; er selbst war längere Zeit, wenn auch nicht von Selbstmordsvorsätzen, doch wie er selbst erzählt, von Selbstmordsgrillen gequält worden, so daß er des Abends einen scharf geschliffenen Dolch vor sein Bett legte, erwartend, ob es ihm gelingen werde, denselben zwei Zoll tief in seine Brust zu bohren. Da ihm das aber nicht gelingen wollte, hatte er, wie er selbst sagt, sich endlich aller solcher Frazzen entledigt, und zwar seltsamer Weise dadurch, daß er diesen Roman schrieb. Mich hat die psychologische Frage lange beschäftigt, wie man sich den inneren Vorgang

dabei zu denken habe. Goethe selbst vergleicht ihn mit einer Generalbeichte, nach welcher ein guter Katholik sich allerdings so frei und leicht fühlen mag, wie ein verschwenderischer Sohn, der von dem schwachen Papa die Bezahlung seiner Schulden erlangt hat. Aber die Entlastung kommt doch nicht eigentlich von der Beichte, sondern von der Absolution. Worin läge aber diese bei einer poetischen Generalbeichte à la Goethe-Werther? Dem Publicum kann doch ein Goethe solch eine hoheprieſterliche Function nicht zuschreiben. Oder hätte er etwa damit nichts anderes gemeint, als was wir nicht poetischen Leute mit dem Ausdruck bezeichnen: sein Herz ausschütten? Dazu bedürfen wir aber doch eines treuen Freundes, sei's hienieden, sei's im Himmel, dessen Herz uns liebend offen steht; das findet doch der Dichter schwerlich in dem bunten Conglomerat verschiedenartigster Leser, das man Publicum nennt. Oder sollte etwa gar die eingehende Betrachtung des Geschehenen, die zur poetischen Darstellung eines so ergreifenden Lebensmomentes erforderlich ist, jene befreiende, absolvierende Kraft haben? In der Iphigenie urtheilt Goethe anders; es heißt von Orestes, der beständig auf den entsetzlichen Muttermord hinstarrt:

In [düstern] Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt u. s. w.

Als Macbeth dem vollbrachten Morde nachsinnt, sagt seine Gemahlin:

Solche Thaten
Darf man hinterher nicht so beschaun,
Es könnt uns rasend machen.

Ruft doch selbst Mephistopheles dem hinbrütenden Faust das Mahnwort zu: „Hör' auf mit deinem Gram zu spielen! — Das Räthsel löst sich, wie ich meine, allein aus dem längst allgemein bekannten und hernach durch die Goethe-Kestnerschen Briefe beglaubigten Verhältniß, in welchem Goethes inneres Leben zu seiner Dichtung steht. Dieselbe ist ja keineswegs einfach ein historisch-biographisches Bruchstück, so daß Joh. Wolfgang Goethe überall reines Subject seiner Dichtung wäre. Vielmehr Erlebtes und

Erdichtetes, Früheres und Späteres, Eigenes und Fremdes hat er zu diesem poetischen Gesammtbilde verbunden, das er durch den Gehalt aus seinem Busen und die Form aus seinem Geiste zu einer lebendigen Einheit verklärt hat. Goethe und Jerusalem, Lotte Buff und Maximiliane Brentano, Kestner und der Mainzische Gesandte, die Justizräthin N., Jerusalems angebliche Geliebte und wer weiß wie viele sonst noch bekannte und uns unbekannte Personen haben die Fäden hergegeben, aus denen er den bunten Teppich gewebt, in welchem er, wie Schiller sagt, das in der Wirklichkeit „zusammengefaltete Leben so lustig und glänzend vor uns ausgebreitet hat."

Goethe hatte durch sein Verhältniß zur Seesenheimer Friederike eine schwere Last auf sein zartes Gewissen geladen. Freilich, prosaisch betrachtet lag nichts anderes zum Grunde, als was sich alltäglich begiebt, wo ein liebenswürdiger heirathsfähiger junger Mann arglos einer jungen Dame, oder vielleicht nur ihrer Mutter, ihren Tanten Veranlassung wird, ihm Absichten unterzulegen, an die er nicht gedacht hat und nicht denken konnte. Aber daß doch mancher junge Mann sich auf solche Weise schwer versündigt, daß er ein armes Herz brechen kann, ohne daß er es ahnt, das ist nicht zu leugnen, und sollte nicht so leicht genommen werden, wie es häufig geschieht. Goethe hat es nicht leicht genommen, und seine Generalbeichte, die er 35 Jahre später 1808 in seiner Biographie vor dem ganzen Deutschland abgelegt hat über eine Schuld, davon Niemand mehr wußte und wissen konnte, als er allein, zeigt, wie schwer er daran getragen hat, und er hatte doch der Seesenheimer Friederike sicherlich weder die Ehe versprochen, noch die Ehre geraubt. Das Ganze war Folge des arglos heiteren freien Verkehrs, welcher zwischen der Jugend beider Geschlechter in den gebildeten Ständen zu jenen Zeiten herrschte, davon unsere Sitte kaum noch ein Verständniß zuläßt, daran moderne Prüderie, ohne doch sittlicher zu sein, gewaltigen Anstoß nehmen würde. Auf dieselbe Weise kam er zwei Jahre später in ein ähnliches Verhältniß zu der mit Kestner so gut als verlobten Charlotte Buff in Wetzlar, wo er am Reichskammergericht als Volontair arbeitete. Das Verhältniß ist nun reizend

geschildert im ersten Theil des Romans. Dieser erste Theil enthält sicherlich nichts, als die poetische, d. h. von allem Zufälligem, von allen zur Idee nicht gehörigen Umständen entkleidete Schilderung seines frohen Jugend- und Liebeslebens im Sommer 1772. Hier ist Werther Niemand als Goethe selbst, er vergißt sogar gleich im Anfang nicht, schmerzlich einer Leonore zu erwähnen, die ihn geliebt habe, ohne daß er es habe erwiedern können, was doch sicher auf Friederike deutet. Aber dieser historische Grund reicht nun auch unbedingt nicht weiter, als bis das Verhältniß „leidenschaftlich zu werden angefangen hat," bis zu Werthers Abschied von Lotte, d. h. bis zu Goethes Abschied aus Wetzlar am 3. September 1772. Alles folgende ist reine Dichtung und Erdichtung, für welche blos einige Anklänge und die äußeren Umstände aus der Selbstmordgeschichte des jungen Jerusalem entlehnt sind, die er erst aus einem ausführlichen Briefe Kestners erfahren hatte. Jerusalem hat sich aber gar nicht aus Liebe, sondern aus gekränktem Ehrgeiz erschossen, und war es auch aus Liebe, doch nicht zu Lotte Buff, die er kaum kannte.

Hier scheint mir nun die Stelle zu sein, von wo aus man zu erkennen vermag, wie die dichterische Darstellung der Leiden Werthers dem Dichter eine Befreiung von den Selbstmordsgedanken verschafft hat. Was vermochte ihn denn, die ihm so lieb gewordenen Bande in Wetzlar mit kühnem Muth zu zerreißen? Das erzählt er selbst (Aus m. L. II. 22. 131). „Da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde;" und: „so trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewissen, als von Friederiken, aber doch mit Schmerz," denn „auch dies Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden. — Indessen konnte ich mir nicht verhehlen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe."

Und allerdings, es muß ein Unerträgliches sein für einen edlen Menschen, der leidenschaftlicher als billig die Braut oder Gattin eines geachteten Freundes liebt, mit dem liebenden Paar

in stetem Verkehr zu stehen. Und doch gehörte dazu ein resoluter Entschluß, zu rechter Zeit fortzugehen. Woher anders kam Goethe die Erkenntniß von der Nothwendigkeit dieses Entschlusses, als offenbar nur aus der schmerzlich beklagten Versündigung gegen Friederike. Woher kam ihm aber die Kraft? Tief und innig war seine Liebe, glühend seine Leidenschaft, gewaltig fesselnd Lottens Persönlichkeit. Bei einem Menschen von bewußter Gottesfurcht hätte die Mahnung des zehnten Gebotes genügt: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib; doch deutet bei Werther auf Motive dieser Art durchaus nichts hin. Aber das Unerträgliche, welches ihm bevorstand, wenn er blieb, stand ihm vor der Seele, und da er ein Dichter war, stand es ihm lebendig vor der Seele, und da er ein Dichter von Gottes Gnaden war, konnte er sich es lebendig ausmalen; und das hat er gethan. Nachdem er den resoluten Entschluß, zu entfliehen, resolut ausgeführt, und er sich nun vor jeder Schwäche, die ihn zur Rückkehr in die alten Verhältnisse hätte verleiten können, sichern wollte, setzte er seine ganze poetische Kraft daran, sich das Bild eines Jünglings auszumalen, der nicht resolut genug ist, zur rechten Zeit zu fliehen, oder wenigstens schwach genug ist, wieder zurückzukehren und dazubleiben, und dann in Zustände geräth, die zuletzt unerträglich werden, so unerträglich, daß sie nach den Lebensanschauungen jener Zeit, nach ihrer Denk- und Empfindungsweise kaum anders als mit Selbstmord enden konnten. — Gewiß hatte Goethe anfangs große Neigung, nach Wetzlar heimzukehren. Er schreibt am 25. September 1772 an Kestner: Ich fürchte nicht, daß Ihr mich vergeßt, und doch sinn' ich auf Wiederkehr. Hier mags denn gehen, wie es kann. Doch ich will Lotten nicht eher wiedersehen, als bis ich ihr Confidenzen machen kann, daß ich verliebt bin, recht ernstlich verliebt. — Aber die Leidenschaft war größer als billig; er hielt's nicht aus; er ist vom 6. November 1772 Abends bis zum 10. November Morgens, also etwa drei Tage lang, wirklich wieder in Wetzlar gewesen. Und er schreibt von Marburg aus noch am Tage seiner Abreise an Kestner: Es war auch Zeit, daß ich ging; gestern Abend hatte ich recht hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Kanape; —

jetzt bin ich viel ruhiger! So hat ihn denn dieser Besuch — freilich nicht von der Liebe zu Lotte, die hat er sein ganzes Lebenlang festgehalten, wohl aber von der Leidenschaft für Lotte geheilt. Erst als er dies errungen, konnte er an die Ausführung des Romans gehen, der ihn vor Rückfällen sichern sollte. Das geschah im Laufe des Jahres 1773. Wohl treibt es den Anatomen, das Herz eines Menschen zu secieren, der an schwerer Herzkrankheit gelitten hat; aber doch erst, wenn dieses Herz aufgehört hat, zu schlagen. Dann freilich stellt er sich die Aufgabe, durch diese Section den Verlauf der Krankheit, ihre Gründe, ihre Folgen, ihre Gefährlichkeit darzulegen, sich und Anderen zur Warnung. Solch eine warnende Krankheitsgeschichte war der Goethesche Roman. So scheint es mir klar, wie es geschehen konnte, daß der Dichter, indem er den zweiten Theil Werthers schrieb, sich selbst von allen Selbstmordsgrillen befreite, und daß er sich fortan von den sentimentalen Velleitäten seiner mattherzigen Zeit immer mehr und mehr loszusagen vermochte, die er in ihrer verderblichen Gewalt, ihrer Krankhaftigkeit, ihrer falschen Dialectik, so ergreifend geschildert hatte.

Aber die Wirkung, welche das Buch auf die Zeitgenossen machte, war zum Erstaunen Goethes ganz entgegengesetzter Art. Freilich, so weit ihm um Beifall und Dichterruhm zu thun sein konnte, brachte es ihm volle Genüge. Gleich im folgenden Jahr war eine zweite Auflage nöthig, und die Herren Nachdrucker machten brillante Geschäfte. Dieser erste „alle jugendlichen Gemüther mit sich fortreißende Durchbruch der jungen Poesie" (wie Herr Kirchenrath Schwarz in Gotha sich ausdrückt) fand die begeistertste Aufnahme; und das kann Niemand Wunder nehmen, der etwas von der Gewalt versteht, die wahre Poesie auf poetisch empfängliche, wenn auch poetisch noch ganz ungebildete Gemüther ausübt; poetisch ungebildet war aber damals unser deutsches Publicum noch gar sehr. Das Buch gefiel den Leuten über alle Maßen; aber weshalb es ihnen gefiel, und was ihnen an dem Buche gefiel, das konnte den Wenigsten klar werden. Sie schrieben in der Regel dem Stoff zu, was doch nichts anderes war, als der Gehalt aus Goethes Busen und die Form aus

seinem Geist. Sie genossen die Dichtung, ganz als wär es Geschichte, das war die Macht der Poesie; sie trugen alle Verehrung auf Werther, ja auf den jungen Jerusalem über, der um des Namens seines allgemein bekannten und geehrten Vaters willen gar bald als der eigentliche Held der Geschichte genannt ward; das war der Unverstand der Leser. „Jeder Jüngling wünschte sich, so zu lieben" — man denke, die Braut eines Andern bis zum Selbstmord; — „jedes Mädchen so geliebt zu sein" — entsetzlich, als Braut eines Anderen von einem selbstmörderischen Schwächling." — Und doch war es so; es sind Goethes eigene Worte aus seinem Motto auf dem Titel der zweiten Auflage. Tausende fühlten sich gedrungen, den Roman in ihrer Person nachzuspielen, wenn auch nicht gerade Alle bis zur letzten Katastrophe. Das hat dem armen Goethe, wie er selbst bekennt, sein ganzes Leben hindurch unsäglichen Verdruß bereitet. Und wahrlich nicht ohne seine eigene Schuld. Seine Meinung war allerdings die beste von der Welt gewesen. Er wollte darstellen, welch unerträgliche Folgen es haben kann, wenn ein leidenschaftlicher Jüngling seines Nächsten Weib begehrt; es war derselbe Gedanke, der im zehnten Gebot liegt; nur die Motive waren andere. Hinsichtlich der im Werther geschilderten Stimmungen und Lebensanschauungen stand der Dichter noch keineswegs über seiner Zeit. Und es war schlimme Zeit damals, falls man anders ein Jahrzehent, in welchem sittliche Schlaffheit, religiöse Abgestorbenheit, verworrenes Streben auf geistigem und die Ruhe des Kirchhofs auf politischem Gebiete herrschen, eine schlimme Zeit nennen kann. Die sogenannten Gebildeten waren dem gesunden Christenglauben, in welchem ihre Väter sittliche Kraft und Frieden des Herzens gefunden, mehr oder minder, bewußt oder unbewußt, meistens entfremdet; sie hatten aber noch nichts gefunden, was an dessen Stelle ihnen auch nur eine vorläufige Befriedigung gäbe, wie etwa jetzt (abgesehen von dem Trachten nach Gewinn und Genuß —) die politischen Bestrebungen und die Fortschritte der Civilisation. So verzehrten sich denn Unzählige dieser Unbefriedigten in krankhafter Sentimentalität. Man hielt es nicht etwa für schwächlich und kleinlich, sondern für ein schönes Zeichen tiefen

edlen Gefühls, wenn ein Jüngling in thatenlosem Hinschmachten an den Augen seiner Geliebten hing; ein kräftiges treues Arbeiten im bürgerlichen Beruf erschien diesen Friedelosen als eine nichtige Sache, die nur philisterhaften Seelen zuzumuthen sei; an ein Ringen für das Vaterland wurde in abstractem Kosmopolitismus nicht gedacht; sagte doch selbst ein Lessing, daß er für Vaterlandsliebe kein Verständniß habe, wenn denn auch dies Wort vielleicht im tiefsten Grunde nur gegen den kleinstaatlichen Particularismus gerichtet gewesen sein möchte. Es galt für ein Recht edler Seelen, den Stimmungen und Launen des eigenen Herzens weichlich nachzugeben; es galt für ein Menschenrecht, die Bürde dieses Lebens verächtlich von sich zu werfen, sobald es nicht alle Wünsche erfüllte; ein Recht, welches demjenigen freilich auch nicht abzustreiten ist, der Gottes Herrenrecht über die Menschen als seine Geschöpfe nicht mehr anerkennt. Diese unsittliche, schwächliche, feige Lebensansicht theilte Goethe im Wesentlichen noch selbst, als er Werthers Leiden erlebte, und er hatte sie noch lange nicht überwunden, als er Werthers Leiden schrieb. Noch hatte er nicht erkannt, was er im zweiten Theil seines Faust als Ergebniß seiner späteren Lebenserfahrung den höheren Mächten in den Mund legt: Nur wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Noch hatte er selbst „das Aechzen und das Krächzen nicht abgethan," noch war er selbst wesentlich so, wie er seinen Werther schilderte; daher einerseits die ergreifende Wahrheit der Schilderung, daher andererseits ihre verführerische keineswegs beabsichtigte Wirkung; denn was er an sich selbst nicht verurtheilte, konnte er auch an seinem Helden nicht verdammen.*) Nicht als feige Leidensflucht eines Schwächlings, nicht als Empörung gegen

*) Ich muß bekennen, daß ich durch Strauß' Leben Voltaires erst recht von der tiefen sittlichen Gemeinheit dieses französischen Abgottes bin überführt worden. Was der Biograph an seinem Helden selbst nicht verdammt, wird er, bei aller Absicht ihn zu verherrlichen, arglos, ehrlich, ja oft selbst lobend erwähnen. Bei sittlich urtheilenden Lesern hat Strauß dem Voltaire wahrlich keinen Dienst erwiesen. Und dasselbe möchte in gewisser Hinsicht von Strodtmanns Leben Heinrich Heines gelten.

Gott und sein heiliges Gesetz sah er den Selbstmord Werthers an, sondern als die fast nothwendige, allerdings sehr beklagenswerthe letzte Folge eines unglückseligen Verhängnisses. Kurz — nicht die Sünde, die darin liegt, wenn ein Mann seines Nächsten Weib begehrt, hatte Goethe erkannt, sondern nur das jammervolle Elend solcher Situation; nicht die sittliche Verpflichtung, ehe es zu spät ist, sich der Versuchung zu entreißen, sondern nur das Bedauernswerthe einer Willensschwäche, die das nicht vermag. Und darum hat er auch, als ihm schon die bedenklichen Wirkungen seines Büchleins drohend entgegentraten, als sittlichen Gehalt desselben keinen anderen Gedanken anzugeben vermocht, als das Motto auf dem Titel der zweiten Auflage, das er freilich später weislich wieder weggestrichen:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach; —
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Aber diese Mahnung hat nichts geholfen und konnte auch nichts helfen; das Wertherfieber kam nun erst recht zum Ausbruch. Ein sentimentaler Jüngling jener Tage, der nichts zu thun hatte und nichts that, der weder Gott fürchtete noch das Vaterland liebte, der weder sittliche noch geistige Ziele verfolgte, der nur seiner physisch-psychischen Genußsucht, seiner selbstsüchtigen Eitelkeit fröhnte und dabei sein Auge begehrend auf die Schönste, die Sprödeste, kurz die Unerreichbarste gerichtet hatte, was er Liebe nannte, konnte damals mit Recht voraussetzen, daß seine stolze Schöne, sobald sie erführe, daß er sich aus Liebe zu ihr das Leben genommen, fortan mit Wehmuthsthränen den Werther lesen, und in Werthers Bilde sein Bild, in Werthers Leiden sein Leid, in Werthers Klagen sein Weh vor Augen haben werde. Was wollte er mehr? Alle Wertherische Verherrlichung wurde ja dadurch auch seiner Person zu Theil. Zur völligen Sicherheit trug dann solch ein edler Selbstmordscandidat schon ein halbes Jahr vorher blauen Frack und gelbe Weste, dergleichen Beinkleider und Stiefel mit braunen Stulpen, ganz à la Werther. Und dies Wertherfieber hat so lange gewährt, bis eine ernstere Zeit einen kräftigeren

Geist erweckte, bis die Knechtschaft von Anno 1806—13 den Leuten wahre Leiden brachte statt der eingebildeten, bis die Noth des Vaterlandes sie bewog, sich zu ermannen und wieder Gott mit uns empor zu rufen zum Vater im Himmel, der denn auch auf diesen Ruf seine gewaltige Hilfe nicht versagt hat.

Daher war es denn auch kein Wunder, daß neben allen glänzenden Lobpreisungen des Dichters und des Gedichtes auch bald von den verschiedensten Seiten her gar ernste Stimmen wider das gefährliche Werk sich erhoben. Die schmerzliche Verstimmung Kestners und seiner Lotte über das falsche Licht, in welches der Dichter sie bei denen gesetzt, die den Roman als eine Geschichte, ja als die Geschichte ihres Braut- und Ehestandes ansahen, sei hier nur angedeutet; sie fiel dem armen Goethe schwer auf das Herz; doch benahmen sich die Kestners hochherzig genug. Ich nenne hier von den Gegnern nur vier, allerdings Männer von der verschiedensten Richtung und Bedeutung. Wenn Friedrich Nicolai seine Kritik in eine Fortsetzung kleidet — „die Freuden des jungen Werther," in welcher dieser, durch den Schuß nicht getödtet, da Albert zurücktritt, in den Besitz seiner Lotte kommt, und dann als ihr Mann in prosaischem Amtsleben voll häuslicher Misere und ehelicher Mißhelligkeiten, in denen es bis zur Scheidung kommt, endlich von seiner Ueberschwenglichkeit geheilt und ein gesetzter Mensch wird, wie Herr Nicolai es für allein richtig hält, so ist das der Protest der plattesten Philisterhaftigkeit gegen alles, was wahre Poesie heißt. Dem frommen Claudius, dem Wandsbecker Boten, haben selbst die Fanatiker der Aufklärung es meistens zu Gute gehalten, daß er in seiner schlagenden Weise die Achillesferse des Goetheschen Romans, die Charakterschwäche Werthers, denen aufdeckte, die sich für die Person des Helden begeistert hatten. „Das ist eben das Unglück," sagt er, „daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann. Der arme Werther. Hätte er doch eine Reise nach Pareis oder Peking gemacht! — Aber es giebt auch eine Tugend, die wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll jedoch, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben

errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und geliebt sein." — Schelmisch läßt er dann unmittelbar auf diese Recension eine Art Elegie in vier Zeilen folgen, Fritze überschrieben:

Nun mag ich auch nicht länger leben!
Verhaßt ist mir das Tageslicht.
Denn sie hat Franze Kuchen gegeben,
Mir aber nicht!

Das Treffendste von Allem, was ich aus jener Zeit über und wider Werthers Leiden gelesen habe, ist die Recension, welche bald nach dem Erscheinen des Romans der bekannte, als fanatischer Zionswächter arg verschrieene Joh. Melchior Goeze, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg, herausgegeben hat, der später durch Lessing's geistreiche aber häufig ungerechte Polemik zu einer unrühmlichen Celebrität gekommen ist, die er in dem Maße wahrlich nicht verdient hat. „Die Tendenz dieses Romans," sagt Goeze, besteht darin, von dem Selbstmorde eines jungen Witzlings, welchen eine närrische und verbotene Liebe, und eine daher entsprungene Desperation zu dem Entschlusse gebracht haben, sich die Pistole vor den Kopf zu setzen, das Schändliche abzuwischen, und diese That als eine Handlung des Heroismus vorzuspiegeln." Zu dem ungerechten Vorwurf, daß der Roman den Selbstmord überhaupt rechtfertigen wolle, den man so oft vorgebracht, läßt Goeze sich nicht fortreißen. Er bleibt bei dem besonderen Fall Werther's stehen. „Es ist ein Roman," fährt Goeze fort, „der von unseren jungen Leuten nicht gelesen, nein verschlungen wird, und über dessen Verfasser noch viele Eltern Ach und Weh schreien werden, wenn er ihre Söhne verleitet, die Denkungsart Werther's anzunehmen, und wenn sie die unsinnigen Leidenschaften ihres Herzens nicht sättigen können, die Hand an sich selbst legen." Und darin hat er richtig geweissagt. Hierauf führt er eine Menge Stellen an, durch welche Goethe seinen Helden allerdings charakteristisch richtig und poetisch wahr geschildert, ihn aber mehr, als er selbst gewußt und gewollt, in den Augen eines nach sittlichen, geschweige nach christlichen Principien urtheilenden Lesers herabgesetzt hat, und schließt dann folgendermaßen: „Nachdem Werther so eine Zeit lang im Müssiggang herumgeschwärmt, an einer ordentlichen

Lebensart und Berufsarbeit Ekel gehabt, seine Lotte vergöttert, seinen Homer gelesen, die Ehe der Lotte unglücklich gemacht, so wird er dieser Lebensart müde . . . und nun . . . . die Kugel vor den Kopf! In der Mitternacht wird er begraben, Handwerker tragen ihn, kein Geistlicher hat ihn begleitet. Vermuthlich, setzt Goeze ironisch hinzu, weil Handwerker, die doch so sehr auf alles halten, was ihrer Ehre nachtheilig ist, den abergläubischen Abscheu gegen den Selbstmord doch noch leichter, als Geistliche überwinden können."

Man sieht, der alte Goeze hebt treffend die Thatlosigkeit und Arbeitsscheu Werthers hervor; als christlicher Prediger kann er allerdings nur tadeln, daß die Unsittlichkeit des Selbstmordes Werthers nicht anerkannt, also das Schändliche davon abgewischt wird; seine Hinweisung auf die gestörte, oder doch getrübte Ehe Lottens mit Albert ist gegründet auf die erste Auflage des Buches. Goethe hat darin Mißverhältnisse geschildert und auf Albert und Lotte übertragen, in die er bald nach der Wetzlarer Zeit zu Frankfurt im Brentano'schen Hause gekommen war. Später hat er diese Stellen sehr gemildert, weil man alle Facta des Romans geradezu auf die Kestner'schen Eheleute bezog; die waren aber noch gar nicht verheirathet, als Jerusalem sich erschoß; und dieser hat mit Kestner in fast keinem Verhältniß gestanden. Dem Roman dient meines Erachtens diese Milderung zu großem Nachtheil, denn schmerzliche Gewissensbisse Werthers über das gestörte Eheglück des geliebten Weibes und die Furcht, dieses vollends zu zerrütten, gaben dem Selbstmord Werthers ein gewissermaßen berechtigtes Motiv, das den Unglücklichen in milderem Lichte erscheinen ließ, als jetzt, wo diese Verhältnisse bedeutend verwischt sind.

Appell in seiner bekannten Schrift: Werther und seine Zeit, und mehr noch, Herr Oberhofprediger Schwarz in Gotha wissen den alten Goeze über diese Recension nicht kräftig genug zu verdammen. Schwarz nennt sie einen lächerlich täppischen Angriff des komischen, alles mit ungewaschenen Händen angreifenden Pfaffen. Aber Goeze's Manen mögen sich trösten. Für sein Urtheil in dieser Sache ist ein Mann eingetreten, den gewiß Niemand so leicht für täppisch und pfäffisch erklären wird, und das ist kein

anderer, als sein späterer großer Gegner Gotthold Ephraim Lessing. Dieser hatte den jungen Jerusalem in Wolfenbüttel gut gekannt, viel mit ihm verkehrt, und dessen philosophische Studien geleitet. Unwillig über die herrschende Verkehrtheit, den Roman Werther als eine Biographie Jerusalems anzusehen, und diesen zu vergöttern über Eigenschaften, die wahrlich keine Vergötterung gestatteten, die er aber auch gar nicht gehabt, schreibt er an Eschenburg, indem er ihm den geliehenen Roman zurücksendet, am 26. October 1774. „Ein Jüngling, dem die Natur ähnliche Anlagen gegeben hätte, wie Werther . . dürfte leicht die poetische Schönheit für die moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so sehr beschäftigt. Und das war er — (nämlich der Werther des Romanes) doch wahrlich nicht; ja wenn unseres Jerusalems Geist in dieser Lage gewesen wäre, so würde ich ihn fast verachten." Das ist eine schneidende Zurückweisung dessen, was Goethe in der Vorrede über Werther sagt, die Leser würden seinem Geist und seinem Charakter ihre Bewunderung und Liebe nicht versagen können. Lessing macht es in diesem Briefe Goethe'n zum ernsten Vorwurf, nichts gethan zu haben, um solchen Wirkungen seines Romans zuvor zu kommen. Weshalb Goethe das nicht hat thun können, haben wir gesehen, für jene Zeit wäre es sehr nöthig gewesen.

Doch genug dieser Einwendungen gegen Werther's Charakter, deren Richtigkeit und Gewicht heutzutage keinem verständigen Leser verborgen bleiben kann; aber was folgt nun für uns daraus? Sie werden schwerlich erwarten, verehrte Anwesende, daß ich nun mit Lessing's Urtheil über Werther's Leiden als über eine für uns abgethane Verkehrtheit des vorigen Jahrhunderts schließe. Wozu hätte ich dann hier das Wort genommen? Gerade das Gegentheil ist meine Absicht; ich möchte die hohe Bedeutung in's Licht stellen, die diese Dichtung noch immer für uns hat, die Freude und den Genuß, den dieselbe uns darbieten soll. Das Geschlecht der leidenden Werther ist freilich ausgestorben; und das ist gut. So leicht schießt sich jetzt kein Jüngling mehr aus Liebe todt; wenigstens nicht in so thränenseliger Weichheit; sondern wo

es der Fall wäre, geschähe es sicherlich nur in Bitterkeit und Zorn gegen die Mißverhältnisse in dieser Welt. Statt dessen ist ein anderes Geschlecht unter uns aufgewachsen, das — nicht Gottes vergessend, wie jene — sondern Gott verleugnend oder sich gar einbildend, daß sie Gott ganz und gar zu leugnen vermöchten, in das entgegengesetzte Extrem verfallen ist. Sie lachen, wo jene weinten; sie trotzen, wo jene zagten; sie hadern, wo jene flehten. Denn, so sagt ein Dichter unserer Tage aus jenem Geschlechte:

Denn lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet;
Der Mann ist uns der Beste, der grad und aufrecht steht!
Wozu noch bittend winseln, ihr Männer, in's Gewehr!
Heut ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!

Nun Gott sei Dank, das gilt lange nicht allgemein; aber ein Eieshauch der Negation weht Herz-erstarrend und Seelen-verhärtend durch unsere Zeit; tausend Männer und Jünglinge sieht man im tiefsten Innern für alles Hohe und Erhabene, für alles Heilige und Göttliche durch und durch erkältet, und selbst Frauen giebt es, angefröstelt von dem winterlichen Hauche moderner Frivolität. Da möchte ich nun von Herzen wünschen und befördern, daß um dem vorzubeugen, unsere Jünglinge und Jungfrauen, statt an den satirischen Launen Heine's oder des Kladderadatsch sich zu ergötzen, doch lieber Werther's Leiden läsen, so lange ihr Herz noch dem warmen Frühlingshauch wahrer Poesie offen steht und für die erwärmende Glut tiefer Empfindung empfänglich ist. Lessing sagt mit Recht: „wenn ein Werther uns im Leben begegnete, müßten wir ihn fast verachten"; wenn wir ihn aber in der Dichtung anschauen, durch die Poesie verklärt, wenn wir in sein Herz hinein blicken, dessen innerste Tiefen, dessen Schuld und Vergehen uns die Dichtung erklärt, dann drängt sich uns doch die Erkenntniß auf, daß tiefe Empfindung, Glut der Gefühle, völlige Hingabe an ein heiß begehrtes Ziel, sofern nur dies Ziel nicht auch ein verbotenes ist und die Empfindung nicht auf Abwege führt, doch seinem inneren Wesen nach als etwas Heiliges und Heiligendes anerkannt werden muß. Wie der Herr einst den ungerechten Haushalter seinen Jüngern zum Vorbild gestellt hat, allerdings nicht wegen seiner Unrechtfertigkeit, sondern wegen seiner Klugheit, so

sollte man Werther's Leiden der reiferen Jugend zur Lektüre empfehlen, zwar nicht zur Nachahmung des Selbstmordes, doch das hat heutzutage keine Noth, sondern zur Erweckung eines innigen und warmen Gemüthslebens.

Aber auch wo es dessen nicht bedürfte, wie wir ja als Christen das alles noch viel besser und kräftiger aus den Lebensquellen schöpfen können, die unser Glaube uns darbietet, so meine ich doch, daß auch sonst noch gar Vielen die wiederholte Lectüre von Werther's Leiden vor der so mancher moderner Romane und Journalartikel wohl zu empfehlen wäre. Das Büchlein gewährt dem denkenden Leser einen tiefen und lehrreichen Einblick in die Lebensweise, die Familienverhältnisse, die Anschauungen und die Gedankenwelt unserer Väter im vorigen Jahrhundert. Es ist ein getreues Spiegelbild jener Zeit, wie es nur ein Dichtergenie wie Goethe mit seinen Augen fromm und klug erschauen, mit seinem Geist und seiner Gestaltungsgabe uns darstellen konnte. So aufgefaßt enthalten Werther's Leiden allerdings wahrhafte Geschichte. Die Geschichte aber ist die beste Lehrmeisterin des Menschen; wer das Gestern recht erkannt hätte, verstände auch das Heute und sähe das Morgen im rechten Lichte; für die Cultur und Geschichte des vorigen Jahrhunderts ist der Goethe'sche Roman, was für unsere Nachkommen die vorher aufgenommene Photographie irgend eines alterthümlichen Gebäudes sein wird, das wir zum Abbruch verurtheilt haben. Vor allem aber ist derselbe ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens, wie es keinen wahreren, keinen lehrreicheren, keinen warnungsvolleren geben kann. Thoren, die vor hundert Jahren ängstlich nachforschten, was an Werther's Leiden aus der Wirklichkeit genommen sei; man hat darüber ein ganzes Buch von einem Herrn von Breidenbach, der so ziemlich die Facta richtig an's Licht bringt, und doch nur dem Geklatsche dient, wie jenes alte Waschweib, welches alle schmutzige Wäsche ihres Onkels und unseres großen Naturforschers ungewaschen auf offener Straße über die Latten hängt. Thoren! nach gemeiner Wirklichkeit fragten sie, und standen, ohne es zu ahnen, vor den klarsten Gestaltungen innerster Lebenswahrheit und Lebenserfahrung; denn bis auf den verhängnisvollen Schuß, wozu Goethe allerdings

keine Lust verspürte, hat er alles, was Werther denkt, empfindet, kämpft und ringt, in seinem tiefsten Herzen erfahren; noch im späten Alter erklärt er diese Dichtung für einen Pelican, den er mit dem Blute seines Herzens aufgefüttert. Wer des Menschen Herz, wer sein eigenes Herz kennen lernen will, der lese in ernster Stunde Werther's Leiden; und wenn es ein erfahrener Christ ist, so wird er um so mehr Gott danken, der ihn aus Gnaden bewahrt hat, dergleichen selbst durchmachen zu müssen, denn aus dem tragischen Schicksal des Jünglings, der sich nicht selbst überwinden konnte, lernt der ernste Leser die Selbstüberwindung.

Und doch ist's das Alles nicht eigentlich, weshalb ich mir diesen Gegenstand für diese Abendstunde gewählt habe. Ich wollte mir vor allen Dingen das Verdienst um meine Zuhörer erwerben, wo es nöthig wäre, die Bedenken hinweg zu räumen, welche so manchen poetisch gestimmten Menschen hindern, sich den reichen poetischen Genuß zu gestatten, den die Lectüre von Werther's Leiden gewährt; ich wollte nach Kräften ermahnen: geht hin und schöpfet aus diesem sprudelnden Brunnquell reiner deutscher Poesie! Das Leben ist so schwer, die Zeit ist so ernst, die Kämpfe, die sie herbei führt, sind so herbe; die Last des Amtes und Berufes ist so drückend; die Jahre fliehen eilend; ehe wir es uns versehen, ist das Haar ergraut und die Tage sind gekommen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Da giebt's nun aber für den, der am Strome des ewigen Lebens steht, das aus Gott kommt, zwei Labebecher, in welchen er den Trank der Verjüngung schöpfen kann, der ihm sich darbietet: Die Natur in ihrer Pracht und Herrlichkeit, und die Poesie in ihrer Schönheit und Wahrheit. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und nicht minder die Lilien des Feldes seine Güte; natürlich nur dem, der an Gott glaubt. Die Poesie, deren unermeßliches Reich der Gedanke und deren geflügeltes Werkzeug das Wort ist, strömt erneuend und verjüngend Kräfte des Lebens aus durch den Gehalt in des Dichters Busen und die Form in seinem Geist, und das vor Allem für diejenigen, welchen wahre Religiosität das Herz mit der Sehnsucht nach den höchsten Idealen des Lebens, nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit erfüllt hat. Freilich, mit so völliger Hingabe, wie einst in

unſerer Jugend, können wir im Alter wohl ſchwerlich noch ein poetiſches Werk leſen, aber das Büchlein von Werther's Leiden iſt, wie kein anderes, dazu angethan, uns auch im Alter wieder einmal in die ſelige Zeit jugendlicher Begeiſterung zurück zu verſetzen, mit welcher wir es im achtzehnten Jahre voll Liebesſehnſucht geleſen oder vielleicht im fünfundzwanzigſten der geliebten Braut einſt vorgeleſen haben. Moſes ſegnet den Stamm Aſſer mit dem Wort: Dein Alter ſei wie deine Jugend. Dem Frommen gewährt die Religion eine ſolche Verjüngung durch Alles was er treibt und thut, durch ſeine Lebensarbeit, durch Naturgenuß, aber auch durch Poeſie; und ſo möge denn mein ſchwaches Wort dazu beitragen, daß demnächſt auch Manche unter Ihnen, verehrte Anweſende, einmal in einer ſtillen Stunde das Wertherbüchlein wieder zur Hand nehmen. Was wollte ich lieber, als daß Sie ſodann durch den hohen Genuß, den dieſe Lectüre Ihnen gewährt, die Wahrheit deſſen, was mein heutiger Vortrag Ihnen hat an's Herz legen wollen, möchten beſtätigt finden.

V.

Jordans Hildebrantslied.

Vortrag,

gehalten in der Aula der St. Johanniskloſterſchule zu Hamburg.*)

1874.

Verehrte Anweſende!

Indem ich Sie in dieſem ſchönen Hörſaale zum erſtenmal freundlich begrüße, ſei mein erſtes Wort ein herzlicher Dank gegen die hochverehrten Curatoren dieſer Kloſterſchule, daß ſie uns denſelben für unſere Vorträge gütigſt eingeräumt haben. Es iſt hier gleichſam ein neues Refectorium des alten Johanniskloſters erbaut, aber für geiſtige Genüſſe. Mögen ſich in demſelben fortan jahraus jahrein zahlreiche Freunde deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt zu genußreichen Stunden zuſammenfinden, und gebe Gott, daß unſere heutige Verſammlung dazu einen geſegneten Anfang mache. Ihnen aber gegenüber, verehrte Anweſende, fühle ich mich in dieſem Augenblick als ein Bringer guter Botſchaft. Mich hat

---

*) Das Johanniskloſter iſt eine ſeit der Reformation ſäculariſierte fromme Stiftung für unverheirathete Damen. Sie iſt ſeit einigen Jahren durch Verkauf früher faſt werthloſer Ländereien ſehr reich geworden. Das Curatorium hat deshalb in wahrhaft patriotiſchem Sinne eine halbe Million zur Stiftung einer höheren Töchterſchule ausgeſetzt, für welche ein prachtvolles Schulhaus erbaut worden. Die köſtlich geſchmückte Aula iſt unter andern auch für öffentliche Vorträge beſtimmt, und Referent hatte die Ehre, durch obigen Vortrag dieſelbe zum erſtenmal benutzen zu dürfen.

schon manchmal ein edler Wohlthäter zum Vorboten oder Spender seiner Gaben gemacht, und das war mir stets ein freudiger Auftrag. Es ist ja allerdings meines schönen Berufes schönste Aufgabe, der Verkünder der allerseligsten Botschaft, des Evangeliums von Christo zu sein. Aber auch derjenige darf sich glücklich schätzen, der über irgend einen Gewinn, Sieg oder Erfolg zu berichten hat, welcher auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens, des Volkswohles, der Kunst und der Wissenschaft errungen ist. Um dieses Verdienst möchte ich werben in dieser Stunde. Ich möchte Ihre Theilnahme erwecken für eine neue großartige Dichtung, eine der herrlichsten Früchte, die seit langer Zeit in dem Garten der deutschen Poesie gewachsen sind. Daß ich damit Jordans zweites Nibelungenepos, das Hildebrantslied, meine, ist Ihnen aus der Ankündigung bekannt.

In dieser Versammlung darf ich mit Recht voraussetzen, daß Ihnen das alte Nibelungenlied nicht fremd sei, das gewaltige Lied von germanischem Heldenthum, von deutscher Treue, von heidnischer Rache.

Das gewaltige Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht;
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.

So verschwommen und in roher Fassung, wie der alte Sänger des zwölften Jahrhunderts es gesungen, genügt es uns jetzt nicht mehr zu reinem poetischen Genuß. Weil aber darin, oder vielmehr in der zu Grunde liegenden Sage, alle tiefsten Motive deutschen Lebens und Strebens, alle Urgedanken des deutschen Geistes wie in einem Keime beschlossen liegen, haben seit Hans Sachs in beständig erneuten Versuchen deutsche Dichter als Moderne für Moderne die alte Sage zu erneuern gesucht. Ich erinnere an Geibel, Hebbel und Richard Wagner. Ganz besonders ist hier nun Jordan zu nennen, theils weil er die epische Form beibehalten, theils weil er gewagt hat, seines Werkes auserwählte Bruchstücke als Rhapsode vorzutragen,

Aus der starren Larve der stummen Letter
Das Lied zu erlösen zum Leben im Laut (II, 394),

und das überall mit dem bedeutendsten Erfolg. Ja wenn Sie, verehrte Anwesende, nicht meistentheils den Dichter selbst gehört und nicht schon sein erstes Lied, die Sigfriedsage, mit hohem Genuß gelesen hätten, würde ich schwerlich die Freude haben, Sie hier so zahlreich vor meiner Rednerbühne versammelt zu sehen. Die auf sorgfältigen Forschungen beruhende Reproduction und Neubelebung der alten Sage, die lebendige Erzählung, die anschauliche Darstellung, die symbolische Bedeutung des Ganzen, die beständige Beziehung des Einzelnen auf unsere gegenwärtigen geistigen Interessen, dazu die wunderbare Herrschaft des Dichters über die Sprache, endlich die neuerweckten Stabreime —

Die Weise voll Kraft und Wohllaut,
Die Mutter Natur germanischem Munde
Eingebildet und angeboren —

das Alles hat dem Dichter die allgemeinste Anerkennung erworben und nur sehr wenige unter den gewichtigeren Stimmen haben sich ablehnend vernehmen lassen.

Jenes erste Epos Jordans, die Sigfridsage, geht bis zu Sigfrids Tod. Damit konnte eine Nibelungendichtung eben so wenig abgeschlossen sein, wie Goethe's Faust mit dem Tode Gretchens. Auch der alte Dichter hat einen zweiten Theil. Zwar für die nächste Frage, was wird aus Brunhild, der tiefgekränkten erhabenen Frau, die nach heidnischer Anschauung wie wohl sonst keine zu grauser Rache berechtigt gewesen war, hat der alte Dichter durchaus kein Verständniß gehabt; er läßt sie nach Sigfrids Ermordung ruhig weiter leben. Diese moderne psychologische Frage ist's, die Geibel in seiner unvergleichlichen Tragödie Brunhild zur erschütterndsten tragischen Lösung gebracht hat. Jordan beantwortet dieselbe in seinem ersten Epos in einem überraschenden und räthselhaften Schluß; überraschend durch eine wundersam ergreifende Versöhnung der beiden Königinnen; räthselhaft, weil Brunhild, die sich mit Sigfrids Leiche verbrennen läßt, damit die Erlösung des Helden aus der Nacht Helas zum Leben der

Einherier in Walhall erringt; was einem Freund der Poesie, der sich auch mit psychologischen und ethischen Fragen beschäftigt, zu mannigfachen Bedenken Veranlassung geben mag. Der alte Dichter hat für seinen zweiten Theil nur einen Inhalt, die entsetzlichste Rache Krimhildens an Hagen und ihren Brüdern, und wie Hildebrant diese Rache wieder rächt an der Rächerin „durch schwinden Schwertesschwang!“

Ritter unde Frauen sind da gelegen tod.
Hier hat die Mär' ein Ende. Das ist der Nibelungen Not.

Der alte Dichter konnte seine ursprünglich heidnische Mär nicht anders auffassen. Blutrache ist heilige Pflicht in Wodans Reichen; selbst für Götter, also auch für Menschen. Sein mittelalterlich katholisches Christenthum, das geistlose Phlegma oder caput mortuum des reinen Evangeliums von der Gnade und der Vergebung, konnte ihn darin nicht stören; die wenigen christlichen Anklänge im alten Nibelungenlied sind im Grunde nur Anachronismen des ungeschickten Dichters, der keine anderen Lebensformen darstellen konnte, als in denen er sich seiner Zeit bewegte. Mit Hebbel verhält es sich nicht viel anders; er bringt, genau genommen, nur ein dialogisiertes Nibelungenlied auf die Bühne und hat, eben so wie der alte Dichter, nur das Schicksal der Personen im Auge, keineswegs den tiefen Gedankeninhalt der Sage.

Jordan konnte so nicht fortfahren. Zwar sind auch ihm alle Personen seines Gedichtes zunächst lebenvolle Individualitäten und Charaktere, für deren persönliches Geschick er uns lebendig interessiert, aber sie sind ihm auch mehr. Sigfried ist Repräsentant des deutschen Heldengeistes in der Jugendzeit unseres Volks. Krimhild sagt:

Nicht ein einzelner Mann ist in meinem Gemahle
Gemeuchelt worden. Der Mörder Sigfrieds
Hat tückisch getödtet ein ganzes Jahrtausend
Schon errungener Kraft und reifender Größe
Des deutschen Volks.

Mime, sein Erzieher, der bucklichte Schmied, ist der Typus des sogenannten kleinen Mannes in seiner Tüchtigkeit, Klugheit, Treue und Gesangesgabe; Hagen ist das böse Princip welscher

Tücke, die in kluger Hinterlist das deutsche Reich zu Falle gebracht hat. Diesen Fall hat der erste Theil geschildert. Der zweite Theil konnte also bei Jordan nur zum Inhalt haben:

Wie endlich entfesselt das erste der Völker
Vom tiefsten Schlummer zur Schlachtenthatkraft
Vereinigt aufsteht auch gegen den Erdkreis,
Sich den Thron zu ertrotzen, um den es betrogen ward.

Nicht eine Rache, keine revange oder gar vengeance, wie unsere Nachbarn im Westen sie planen und herbeiwünschen, keine Vergeltung des Bösen mit Bösem ist der Inhalt unseres Liedes; — was davon die Sage nothwendig macht, ist nur Episode — sondern eine revindicatio, eine Wiederherstellung des Rechtes durch heilige Sühne, in thatsächlicher Begründung künftigen Heils. Das neue Hildebrantslied, von dem wir reden, ist also die symbolische Darstellung der heutigen Erhebung unseres Volkes auf politischem und geistigem Gebiete in dem klaren Spiegel der alten Sage.

Gestatten Sie mir, Ihnen nun zuvörderst den Inhalt und Gang des Gedichtes darzulegen, ich muß dabei leider sehr kurz sein. Der Dichter will uns geben

Die Märe vom Manne, der so muthig als weise
Zu steuern verstand durch ein sturmvolles Leben,
Und eben so heilig im Heldenherzen
Der Jugendgeliebten in langen Jahren
Gebotener Trennung die Treue bewahrte,
Als furchtlos festhielt am Väterglauben.

Dieser Mann ist Hildebrant, in den alten Sagen allbekannt als Freund und Waffenträger Ditrichs, des lange Zeit aus seinem Vatererbe vertriebenen Gothenkönigs. Mit diesem theilt er eine lange Verbannung am Hofe Ezels, des Hunnenherrschers, so sehr ihn verlangt nach seiner Heimat in Schwaben, seiner theuren Gattin Ute und seinem Sohne Hadubrant, der unterdeß zum Jüngling erwachsen ist. Im Nibelungenliede ist's Hildebrant, der Krimhilde niederhaut, nachdem alle seine Gothen erschlagen worden. Späterhin ist er es, der dem Ditrich in der Rabenschlacht zum

Siege verhilft, was an die historisch-bekannte Schlacht bei Ravenna erinnert, in welcher Theodorich sein italisches Königreich wiedergewinnt. — Außerdem ist dieser Hildebrant Gegenstand eines der ältesten Bruchstücke deutscher Poesie aus dem achten Jahrhundert; heimkehrend in sein Land stößt er an der Grenze unerkannt auf seinen Sohn, der ihn zu einem grimmen Zweikampf zwingt; bis endlich gegenseitiges Erkennen mit genauer Noth alles zum Besten wendet. So wenigstens erzählen spätere Dichtungen, das alte Fragment geht nur bis zum Anfang des Zweikampfes.

Diesen Hildebrant macht nun Jordan zum Helden seines Epos. Dasselbe führt uns — gleichwie die Telemachie zu Anfang der Odyssee — zuerst in das Haus des seit zwanzig Jahren abwesenden Helden; führt uns ein in die liebliche Häuslichkeit eines altdeutschen Familienlebens; zeigt uns die herrliche Gattin des Helden, die edle Staufentochter Ute, ein Muster deutscher Frauen, voll Hoheit der Seele, voll stiller Entsagung, kluger Einsicht, wirthlicher Tüchtigkeit, frommen Glaubens und heiteren Humors; daneben seinen alten Vater Heribrant, den würdigen Greis voll Weisheit, den noch etwas reckenhaften jungen Helden Hadubrant, und einen Kreis treuer Diener und Hausgenossen. Ute hat Nachricht erhalten durch einen lügenhaften Fidler Schwämmel, daß ihr Gatte in der Schlacht gefallen sei. Sie aber bezweifelt das aus sehr charakteristischen Gründen, nämlich weil die Nornen seiner Mutter bei der Geburt ihrem Sohne einen hohen Lebenszweck, ein weites Lebenziel verheißen; weil die weise Prophetin Oda, die einst schon den Sigfried eingeweiht hatte

in das hohe Geheimniß
Vom Werden der Welt aus dem Wirrwar der Urzeit,
Und hohe Gedanken vom Wesen der Dinge

ihm eingeflößt, ihm die heilige Aufgabe gestellt, sein Leben dem Dienste Ditrichs zu weihen, so lange dieser beim Glauben der Väter treulich verbleibe, und dann den Grund zu legen zur Herrlichkeit des deutschen Reiches; weil endlich, und darin sehen wir recht den frommen Glauben, welcher der edlen deutschen Frauen

recht eigentlicher Schmuck und höchste Zier ist — weil der namenlose neue Gott, welcher in Hildebrants Hirn zum erstenmale die Haft der Blindheit zu sprengen gewußt, ihm versprochen:

Sein Leben zu lenken, sein Herz zu läutern,
Ihn aus jeglichem Leid, aus dem Lanzensturme,
Aus dem Regen der Pfeile gnädig zu retten,
Aus brennenden Schlössern, aus hundert Schlachten,
Aus der schäumenden Flut, wenn sein Schiff zerscheit're,
Ihn geheimnißvoll aus Helas Behausung,
Aus Walhall den Lebenden wandern zu lassen.
Denn Er, der Gott, begehre durch ihn jetzt,
Den sterblichen Mann, den Stuhl zu gewinnen
Im lichten Goldsaal der anderen Götter,
Und zugleich seinen Machtsitz im Menschengemüthe.

Wir kennen ja diesen neuen Gott und seinen Vaternamen; der Glaube an ihn, d. h. die gewisse Zuversicht auf die Wahrheit seines Wortes, und daß er denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde, macht sie freudig und getrost, wie das ja immer die Kraft ist des lebendigen Glaubens an einen lebendigen Gott. Schließlich macht Hadubrant, wie Telemach am Ende der Telemachie, sich auf nach Italien, um nach seinem Vater zu forschen.

Diesen führt uns das Lied nun im dritten Gesange vor, wie er soeben an Norwegs Küsten bei Drontheim Schiffbruch gelitten hat, aber, durch Hülfe eines norwegischen Fischermädchens Siltrun gerettet, freudig erkennt, daß er durch Fügung der Götter gerade zur rechten Zeit an die rechte Stelle gekommen, seine Aufgabe zu erfüllen. Diese ist, Schwanhild, Sigfrids und Krimhildens Tochter, die vor Jahren von nordischen Seeräubern nach Schweden entführt war, aus leiblicher und geistiger Gebundenheit zu erretten, damit sie würdig und fähig werde, einst Stammmutter germanischer Könige zu werden, die Deutschland verherrlichen sollten, wenn auch erst nach tausend Jahren. Solche Aufgabe hat ihm Wodan gestellt, und Krimhilde. Diese hat nach Sigfrids Tode sich gänzlich der Pflege des armen Siechlings Helgi, des Sohnes Gunthers und Brunhildens, gewidmet, des unglücklichen Sprößlings einer unseligen Ehe; sie hat darüber die Rache

fast vergessen; der kranke Helgi hat ihr heimlich den Rachering Antwaranaut vom Finger gezogen. Wo ein edles Weib sich fromm dem Dienst der Armen und Kranken geweiht hat, schweigen alle Leidenschaften. Unterdeß hat Ezel, der Hunnenkönig, das von Sigfrid nicht mehr vertheidigte Deutschland völlig unterworfen. Auch Gunther muß Vasallendienste leisten. Da stirbt Helke, Ezels Gemahlin, und dieser beschließt um Krimhild zu werben. Hildebrant ist mit den Abgesandten gen Worms an den Rhein gezogen. Als Arzt gelangt er zur sonst unnahbaren Krimhild und gewinnt ihr Vertrauen an Helgis Sterbelager. Dieser giebt ihr sterbend den Rachering zurück, alsbald ist sie wie umgewandelt, Hildebrant bewegt sie unschwer, in eine Unterredung mit Ezel zu willigen. Diese kommt zu Stande in einem Doppelzelt an der Donau. Dem klugen, dem edlen Ezel ists um die Befestigung seines Reiches zu thun, damit es nicht nach seinem Tode zerfalle und somit auch Deutschland, das zersplitterte, eine Beute der Welschen werde. Er hat ihr zum Brautgeschenk die Apollostatue aus Italien kommen lassen, die einst Tacita nach Sigfrids Bilde hatte meißeln lassen. Diese Statue steht im Nebenzelt hinter einem Vorhang. Ein Sohn aus ihrer Verbindung, so meint Ezel, der beides besäße,

Krimhildens Stolz und die hunnische Sturmkraft,
Deutsches Fürstenblut, Ezels Feuer —

könnte die Welt retten. Beide verständigen sich in solchen Ideen einer neuen besseren Weltordnung. Da verletzt Ezel die Königin in ihrer Weiblichkeit durch eine bedeutungsvolle Anspielung auf die Gestalt ihres ersten Gatten im Gegensatz zu seiner Häßlichkeit, auf die in Helgi's Jammergestalt offenbar gewordenen traurigen Ergebnisse der mit innerstem Widerstreben geschlossenen Ehe Brunhildens mit Gunther. Schon will Krimhild beleidigt zurücktreten, da zieht Ezel den Vorhang zurück. Erschüttert sieht sie Sigfrids Bild, erkennt gerührt die Seelengröße Ezels, schneidet mit seinem Dolche eine Strähne ihres langen Haares vom Haupte, schlingt es als Kette um Sigfrids, um ihre eigene und um Ezels Hand und steckt ihm den Antwaranaut als Trauring an den Finger.

„Vergieb mir Ezel und sei mein Gatte!"

Der verhängnißvolle Bund wird geschlossen. Ein Sohn — Ortlieb — ist Frucht dieser Ehe, aber in ihm überwiegt doch die hunnische Natur oder vielmehr die nibelungische, denn Krimhild hat noch immer der Rache nicht vergessen. Die Einladung der Brüder zum Fest an Ezel's Hofe findet statt, das nun Folgende ist ungefähr wie im alten Liede, aber auch nur ungefähr. Durch Ezels Bruder, den Bluthund Bleda, durch den hölllischen Hagen und der Burgunderkönige Treue, die den Hagen nicht ausliefern wollen, kommt das Unheil in Gang, natürlich durchaus nicht ohne Krimhildens große Verschuldung. Aber der moderne Dichter läßt sich auf die Ausmalung dieser Greuel nicht ein.

Wo das Spiel der Kräfte,
Zwischen Himmel und Hölle die Herzen schaukelnd, —
Nicht länger schwankt, wo die Sehne geschwirrt hat
Vom Bogen des Fluchs, und ein fliegender Pfeil nur,
Der tödten muß, der taumelnde Mensch ist, —
Wo der thierische Theil der Thaten anhebt —
Da läßt das Lied den Vorhang fallen.

Am anderen Tage steht Krimhild an der Leiche Ezels, dem das Herz gebrochen; an der Leiche ihres Sohnes Ortlieb, dem Hagen mit dem Balmung das Haupt abgeschlagen. Ihr Haar ist in einer Nacht weiß geworden. Die Rache der Götter für ihre Rache hat sie schon getroffen. Großartig bleibt die Erscheinung dieser großartigen Natur auch jetzt noch. Sie hat beschlossen, auf dem Scheiterhaufen ihres Kindes zu sterben. Hildebrant, in unserem Liede nicht ihr Mörder, sondern ihr treuer Freund, der vergebens zu hemmen, zu mildern versucht hat, kann ihren Entschluß nicht mißbilligen. Für die grause Bedeutung des Selbstmords hat weder das griechische, noch das germanische, noch das moderne Heidenthum ein Verständniß, und wenn es möglich wäre, ränge der Dichter durch seine ergreifende Darstellung der grauenvollen Lage Krimhilds auch uns eine Beistimmung ab. Sie mögen darüber urtheilen, verehrte Anwesende, wie Sie wollen, ohne tief ergriffen zu sein scheiden Sie nicht von diesem wunderbaren

Meisterstück des Dichters, und „nicht ohne Bewunderung für des Wölsungenstammes gewaltigstes Weib".

Mit dem Auftrag und dem Gelübde, Schwanhilden den Ring und die Haarkette der Mutter zu überbringen, eilt Hildebrand von Krimhildens Scheiterhaufen nach Ravenna. Dort ist der verhängnißvolle Abfall Ditrichs vom Väterglauben geschehen. Ditrich hat sich an die Welschen verkauft und sich taufen lassen, um die schöne griechische Kaisertochter und das Reich zu erlangen; also aus Sinnenlust und aus Herrschsucht; der Bund ist gebrochen. Doch bald folgt auch die Reue. Ditrich stürzt sich in den Krater des Aetna. Noch kämpft Hildebrant für ihn in einer Schlacht wider die Heruler, da wird er von einem Stein an die Stirn getroffen und sinkt entseelt zu Boden. Im Geist aber wird er nach des Gottes Verheißung zuerst in die Unterwelt Hela geführt, wo er dem Todtengericht über Krimhilds Seele beiwohnt, dann kommt er an den Brunnen der Urd am Fuß der Weltesche — nach der alten Mythologie „der Baum, an dem die Kinder der Sterblichen verblühn" — da sitzen die Nornen, lassen ihn aus Mimers Haupt Weisheit und Erkenntniß der Zukunft trinken und geben ihm den Auftrag, nach Gladsheim, dem Göttersaal in Walhall emporzusteigen, und dort dem Wodan zu verkünden, die Welt harre auf einen Meister und ein Muster der Milde, also auf den neuen unbekannten Gott, von dem schon Ute geredet hat, denn sie sei der ewigen Kriege müde. Ins Leben zurückgekehrt verzichtet Hildebrant willig auf die ersehnte Rückkehr in die Arme seiner Gattin und eilt nach Schweden, wo er Schwanhilde zu finden hofft. Sie ist aber durch seltsame Fügung, wobei auch Horand der Harfner betheiligt gewesen, nach Norwegen an den greisen Despoten Jormunrek verkauft worden, der sie zu seinem Kebsweibe bestimmt hat; und gelangt dorthin an eben dem Tage, an welchem Hildebrant an der Küste Schiffbruch leidet. Die liebliche kluge und doch so demüthige Fischerin Siltrun, ein wahres Prachtstück edler Jungfräulichkeit, an deren Bilde Sie alle, verehrte jugendliche Zuhörerinnen, eine reine Freude haben werden, thut an Hildebrand, wie Nausikaa an dem schiffbrüchigen Odysseus. — Er kommt an den Hof, wo er als fahrender Sänger Nornegast

auftritt. Es gilt ihm, zunächst unerkannt zu bleiben. Mit schlauer List erreicht er Schwanhildens geheimes Einverständniß; des Königs Respect erregt er zuerst durch seine Geschicklichkeit im Speerfangen und -werfen; durch Würde und Weisheit erringt er des Königs Achtung; er gewinnt sein Herz für edlere Regungen, und bringt es endlich dahin, daß derselbe ihn in Ehren mit Schwanhild entläßt. Hildebrant hat sich freilich auch große Verdienste um den König erworben, ihn mit seinem aufrührerischen Sohne, mit seiner verstoßenen Tochter versöhnt, ihm den hoffnungsvollen Enkel und Erben zurückgegeben; aber das Hauptmittel seiner großen Erfolge ist doch seine Kunst des Gesanges. Die Mär von den Nibelungen, von Ezels Verlobung, von Krimhilds Rache, von seinen eigenen Schicksalen und Thaten, von seinem wundersamen Weg durch Hela und Walhall trägt er dem hochergriffenen Könige vor, und fast den ganzen Inhalt des Epos, soweit ich ihn so eben dargelegt habe, erfahren wir einzig als Episoden aus dem Munde Hildebrants oder des auch an Jormunreks Hofe verweilenden Harfners Horand. Alles, was der moderne Dichter des Nibelungenepos im eignen Namen seinen Hörern vorzutragen Bedenken trägt, weil man ihm den Glauben an seine Wundergeschichten nicht zutrauen würde, pflegt er seinen Personen in den Mund zu legen; Horand ist wohl zu allermeist als der Vertreter Jordans anzusehen, doch auch das nicht ohne Reserve, zumal in den Stellen, wo Horand von seinem Sängerruhm zwar völlig richtig, aber doch etwas zu hervorhebend selbst redet.

In Schwanhilde ist aber der nibelungische Sinn noch lange nicht gebrochen; seit ihrer Befreiung ist sie erst recht fern von aller Demuth, voll stolzer Ansprüche und Hoffnungen. Hildebrant führt sie nach Deutschland in den heiligen Hain der Oda, dort bringt er ihr ihre Sünde zum Bewußtsein, er legt ihr schwere Buße auf, er gebietet ihr, sich von Horand als stumme Magd in Utes Hauswesen einführen zu lassen und sich dabei jeder Demüthigung und auch der niedrigsten Arbeit willig zu unterwerfen. Dies geschieht — ihre Heilung gelingt; fast ein wenig rasch. Gar zu große Anforderungen macht Hildebrant nicht. Ein Apostel Christi hätte wohl etwas mehr gefordert. Doch Utes Frauenwürde ist

auch dabei in Anschlag zu bringen, denn alle menschliche Gebrechen, sagt Goethe, sühnet reine Menschlichkeit. Hadubrant, durch Einfälle der Franken in Schwaben eiligst aus Italien zurückgerufen, hat unterdeß die Feinde besiegt, und zum Dank von den Bundesgenossen den Berg Hohenzollern zum Geschenk erhalten, von dem sein Geschlecht fortan den ruhmvollen Namen führt. Hildebrant ist dazu mit seinen Genossen den Feinden in den Rücken gefallen. Die wälsche Macht ist vernichtet. Nun endlich siegreich heimkehrend wird er von seinem Sohne, den er, der ihn nicht kennt, der ihn für einen Franken hält, leidenschaftlich angegriffen; es erfolgt auch hier jener berühmte spannende Zweikampf zwischen Vater und Sohn. Glückliche Heimkehr, liebeselige Begegnung der so lange getrennt gewesenen Gatten, frohe Vermählung der nun von allem Nibelungischen Wesen befreiten Tochter Sigfrids mit dem Sohne der Staufin, dem jungen Hohenzollerngrafen Hadubrant, schließt das Epos; so mündet auch hier, wie in den alten nordischen Sagen, wo Schwanhild die Stammmutter der norwegischen Könige wird, der Bach der Sage bedeutsam und verheißungsvoll in den Strom der Geschichte.

Entschuldigen Sie diese dürre Zusammenfassung; sie giebt Ihnen kaum einen Schatten von dem reichen Inhalt des Gedichts, und verhält sich zu den lebenvollen Schilderungen und Gestalten desselben, wie der Katalog einer Gemäldeausstellung zu den farbenreichen Bildern an den Wänden der Säle mit von obenher einfallendem Lichte. In solchem Licht von oben möchte ich Ihnen nun noch einige der herrlichsten Gemälde vor Augen stellen. Erlauben Sie mir deshalb noch einige Worte über die poetische und die symbolische Bedeutung unseres Epos. Zuerst die poetische. Denn obgleich kein Vers, kein Zug des Epos der symbolischen Bedeutung ermangelt, und uns patriotische, ethische und religiöse Gedanken vorhält — oft versteckt, doch mitunter vielleicht auch ein wenig zu deutlich, daß man die Absicht merkt, so möchte ich Ihnen doch rathen, bei der ersten Lesung davon möglichst abzusehen und das Gedicht blos nach seinem Stoffe zu betrachten, als ob hier nichts als interessante Sagen und Geschichten gegeben werden sollten. Schon davon verspreche ich Ihnen den fesselndsten Genuß.

Welch ein Meister in Naturschilderungen Jordan ist, hat er schon in der Sigfridsage glänzend bewiesen. Hier bewährt er es gleichfalls. Hören Sie ein kurzes Citat aus der Schilderung einer Mittsommernacht an Norwegens Küste (I, 70):

Wo am längsten Tage das Licht schon allein herrscht,
Und die nachtlose Neige des nächsten Geburt ist,
Da sinkt eben jetzt zum Saume der Erde
Hinunter die Sonne der Sommerwende.
Als glanzlose Kugel wie glühende Kohle
Berührt sie den Rand gerade nordwärts,
Und umgießt mit Gold den Gürtel der Schären,
Die Felsen am Forde, den Firnschnee der Berge
Und die flimmernde Fluth. — Verflochten in Eines
Sind Untergang, Aufgang, Abend und Frühe,
Und Mitternacht schmückt sich mit Morgenröthe.
Nicht tiefer tauchend noch tagwärts steigend
Rollt nun langsam der goldene Lichtball
Etwas nach Osten; alles was aufragt,
Selbst die kleinste Klippe von Klafterhöhe,
Reckt die Scheitel riesiger Schatten
Meilenweit südwärts zum Saume der See.

Ich knüpfe daran noch eine Stelle, ein Stimmungsbild, das glänzend darthut, wie sich die Natur im Menschengemüthe spiegelt. Ramver, der aufrührerische Sohn des Jormunrek, der den Vater um seine Krone und sein Weib hat bringen wollen, ist in der Schlacht besiegt und liegt schwer verwundet unter freiem Sternenhimmel im offenen Kahn, sehnsüchtig auf Siltrun wartend, die ihm Hülfe verheißen I, 326:

Das peinlichste war, daß die leuchtenden Sterne
Nicht still heut standen an ihren Stellen.
Ob der Wind auch schwieg, noch schwankte des Fordes
Geschliffener Spiegel wie schlummerathmend
Und bewegte im Takt die Schmerzenswiege
Des verwundeten Mannes, und ohne Mitleid
Im steten Wanken waren die Sterne.

Sein Gemüth war zerknirscht, zermalmt seine Hoffnung;
Der einzige Gruß von der Grenze bis Drontheim
War der finstere Blick des Volkes geblieben,

Der voll Vorwurf sprach: Feind deines Vaters!
Wo war sein Stolz? — Ihm wankten die Sterne.

In trunkner Hoffnung, von Schwanhild träumend,
War er siegesgewiß zum Saume des Grabens
Nach der Brücke gestürmt; da trifft ihn der Steinwurf
Und wirft ihn ins Wasser. — Wie wanken die Sterne!

Vergaß mich die Siltrun? Wie brennt mir der Gaumen
Von quälendem Durst! Und dauert das Dunkel
Heut zehnfache Zeit? O zeigte sich endlich
Das Grauen des Tages, die grausamen Taumler,
Die mein Leiden verlachenden Lichter zu löschen!
In der Wunde sticht's und es wanken die Sterne.

Da kommt endlich die Erlöserin Siltrun, sie labt ihn, verbindet ihn, rettet ihn und sieht ihn still mit sanften Blicken an.

So freundlich, so lächelnd, so friedeverheißend
Und gerade so ruhig herunterschauend
Standen jetzt still die heiligen Sterne!

Vor allem bewährt Jordan seine Dichterkraft in der Gabe, anschaulich zu charakterisieren. Dazu bedient er sich meistens des fein erdachten Kunstmittels, uns das Bild des Menschen, den er uns zeigen will, mit den Augen einer der gegenwärtigen Personen ansehen zu lassen. Schwanhild erblickt den Hildebrant zum erstenmal; sie ahnt sogleich, er sei nicht der fahrende Sänger Nornegast, sondern ein Fürst, gekommen, sie zu retten.

Die gedrungene Gestalt voll geschmeidiger Stärke,
Und wenig mehr als mittleren Maaßes,
Diese mächtige Stirn voll stolzer Mannheit
Und hoher Gedanken, von dunkelbraunem
Gelock umrahmt, das mit lichterem Reife
Nur um die Schläfe das Haupt beschlichen — —
Diese großen graublauen Augen,
Klar wie der Tag und klug ohne Tücke;
Diese kühne Nase mit feinen Nüstern
Mit nichten entstellt durch die Narbe des Schwerthiebs
Ihrer Wurzel entlang auf der linken Wange
Und mäßig gebogen; der Mund, wie gemodelt
Zum Wohllautquell gewinnender Worte, —
Das Alles erschien ihr zu schön und edel,

Um nicht sogleich mit gläubiger Seele
Den Erlöser in ihm zu sehn und zu lieben.

Und nun folgt noch eine tiefe Bemerkung, in welcher der Dichter ein herzerhebendes Zeugniß wider die Darwinisten und für die himmlische Abkunft des menschlichen Geistes ablegt, vielleicht absichtslos, da er sie an anderen Stellen mitunter ein wenig zu bezweifeln scheint:

Das war mehr als die Schönheit, die als ein Geschenk nur
Von der Mutter Natur dem Menschen zu Theil wird;
Auch mehr als ein Erbtheil von edlen Ahnen; —
Die Wohlform war's, die nur selbst erworbene
Innere Anmuth dem Antlitz aufdrückt;
Das in harter Prüfung erlangte Gepräge
Vom Göttersiegel besonnenen Geistes,
Der in schwerem Kampfe die Kunst erschwungen,
Durch das Toben der Hölle die Töne des Himmels
Noch klingen zu hören, und klaren Herzens
Den Staubweg zu schreiten; zu jeglicher Stunde
Zu sterben bereit, in stolzer Gewißheit
Auch im ewigen Schlaf und nach hundert Geschlechtern
Am Werke der Zucht noch wie wachend zu wirken,
Und so ruhig genießend, am Rand der Vernichtung
Das Leben zu lieben mit all seinem Leide.

Daß hier der ewige Schlaf und die Vernichtung vom Dichter anders als hypothetisch gemeint sei, lasse ich mir nicht einreden. Gegen den Sinn seines Gedichtes wäre es jedenfalls. Auf ähnliche Weise stellt der Dichter uns alle seine Personen dar, daß wir sie wie mit Augen sehen, mit Ohren hören, ihr Thun, ihr Leiden wie gegenwärtig mit erleben und mit empfinden, und es erhöht den Genuß, wenn wir mit Bewußtsein auf diese große Kunst des Dichters achten.

Und doch hat das Alles dem tiefsten Inhalt nach eine symbolische Bedeutung. Ich habe es schon angedeutet, und somit darf ich mich der weitern Ausführung, da die Zeit drängt, wohl überheben, daß mit „Hildebrants Heimkehr" die Heimkehr des deutschen Volkes zu der Herrlichkeit soll geschildert und angebahnt werden, zu der dasselbe unter den Völkern Europas durch

Gottes Rathschluß prädestiniert und präformiert ist. Drei Hauptgedanken als stets wiederholte Mahnungen ziehen sich in dieser historisch-patriotischen Beziehung durch das ganze Gedicht. Die Deutschen müssen sich der von Westen her drohenden Raubgier, der von Süden her andringenden Geistesknechtschaft tapfer erwehren; sie müssen zu dem Zweck die Gesundheit und Kraft des Leibes und der Seele beständig stärken, durch Waffentüchtigkeit, durch keusche Ehen,*) durch Geistesbildung und durch ein sittliches Leben, in welchem sich derjenige Stolz bewährt, welcher, wie Claus Harms einmal predigt, den Muth hat zur Demuth; — und zu dem Ende müssen sie drittens unbedingt treulich festhalten am Deutschen Glauben!

Damit ist denn auch zugleich der ethische Gehalt unserer herrlichen Dichtung bezeugt. Die geistige Energie und die sittliche Wärme, mit welcher Jordan uns das Ideal eines deutschen Mannes in Hildebrant, einer deutschen Hausfrau in Ute vor Augen stellt, die gewinnende Lieblichkeit der jungfräulichen Siltrun, die Dienertreue eines Hunolt — doch wozu Namen aufzählen? Lesen Sie selbst, Sie werden durchaus finden, daß die Wirkung des Gedichts eine rein ethische ist, und daß es auf allen Seiten zu bedenken giebt, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet (Phil. 4, 8); und bestätigt wird das durch die gleiche Energie, in welcher die Bosheit eines Hagen, die Despotie eines Jormunrek, die unkindliche Empörung eines Ramver gegen seinen Vater, der Abfall vom Väterglauben in der Person des Ditrich dem Abscheu der Leser preisgegeben wird. Die einzige Figur, die Bedenken erregen muß, ist nun freilich die Hauptperson der ganzen Nibelungensage: Krimhilde. So groß

*) Das ist das Wahre an der von Jordan doch wohl gar zu eifrig betonten Lehre von der Zuchtwahl, in welcher er Grundsätze, die bei der Schafzucht, der Rindviehzucht, vielleicht auch der Pferdezucht richtig sind, auf die Menschen überträgt. Schon seine eigene Dichtung zeugt wider ihn: in der rührenden Gestalt des Siechlings Helgi ist doch Beweis geführt, daß Kraft und Gesundheit der Nachkommenschaft durch die blos physischen Vorzüge der Eltern durchaus nicht bedingt wird, sondern vornehmlich auf sittlichen Bedingungen beruht.

die poetische Schönheit ihrer Gestalt, so gering möchte von gar Vielen unter uns der sittliche Werth ihres Charakters angeschlagen werden. Der alte Nibelungendichter versucht auch keineswegs, sie von dieser Seite zu rechtfertigen. Bei seiner Krimhild ging das auch nicht an. Jordan aber hat für seine Krimhild sich das zu einer Hauptaufgabe gemacht, und zwar in einer der allergewaltigsten Scenen seiner Dichtung, an welche er die ganze Fülle seiner poetischen Gaben, und das mit dem glänzendsten Erfolge, gewendet hat, in dem Todtengericht über Krimhilde, im 19. Gesange. Zunächst blendet die dichterische Schönheit der Darstellung und reißt den Leser unwillkührlich zur Beistimmung hin. Hërmut, der Bote Wodans, kommt zur Hel und verlangt die Entlassung der Seele Krimhilds nach Walhall. Es wird Gericht gehalten. Die Zeugen werden verhört. Die Wage schwankt. Ihr wird vorgehalten ihre grimme Rachsucht, ihr zähes Festhalten an dieser Gesinnung, ihr Ehebund ohne Liebe mit Ezel — und von dem Geiste Hagens noch ganz besonders ihre blutige Mordgier. Was wollt ihr mit der dort oben in Walhall? lautet die wiederholte Frage der Richter. Und das heißt doch zunächst: Könnt ihr sie sittlich rechtfertigen? Aber Hërmut antwortet: — für Frauen der Zukunft den gewaltigen Willen, — für Frauen der Zukunft den Muth der Wahrheit, — für Frauen der Zukunft die starke, die stolze, die stätige Seele, die in sich ihr Gesetz hat und nicht in der Sorge, was der Haufe wohl sage. Auf und nieder schwankt die Wage der Gerechtigkeit; endlich tritt Brunhilds Geist hervor, zeugt für die ehemalige Feindin, weist hin auf die Vergebung und Versöhnung, die sie mit ihr an Sigfrids Leiche geschlossen und auf die dem armen Helgi bewiesene mehr als mütterliche Pflege. Als dieser nun selbst erscheint, mit der Sonnenblume in der Hand, die Sigfrid ihm einst geschenkt — da wird der Antwarnaut in die Schaale der Schuld geworfen und diese — fliegt hoch auf; die Schaale des Werths sinkt nieder. Krimhild wird freigesprochen, sie verlangt aber, daß in diesen Spruch auch Brunhild mit eingeschlossen werde — und in seliger Verklärung schwebt der Zug der Himmlischen mit den beiden Erlöseten gen Walhall empor. —

Daß Jordan mit dieser wunderbar schönen Scene eine Rechtfertigung seines ganzen Gedichts gegen naheliegende Vorwürfe von sittlicher Seite zugleich mit bezweckt habe, liegt auf der Hand, und wahrlich, er hat die Sache seiner Heldin mit Geist geführt. Denn daß diese Krimhilde den poetischen Ehrenplatz, welcher er ihr in der Walhalla deutscher Dichtung angewiesen hat, wirklich verdient, wer möchte das leugnen. Er hat ihr ein hohes Maß sittlicher Charakterstärke, er hat ihr zahlreiche Züge edler zarter Weiblichkeit beigelegt; ihr Verhalten gegen Helgi, ihre schließliche Versöhnung mit Brunhild und besonders ihr Verhältniß zu Ezel, wie bei der Verlobung, so besonders an dessen Leiche und endlich ihr erschütternder Todesgang lassen uns in Jordans Krimhild eine ganz andere Frauengestalt erblicken, als welche uns das alte Nibelungenlied zeigt. Und wenn er zuletzt beim Gericht den Antwarnaut in die Wagschale werfen läßt, so schiebt er damit die größere Hälfte ihrer Schuld mit Recht den unglückseligen Gestirnen zu. Frauen der Zukunft mögen auch von ihr lernen, was Hërmut sagt. Aber allein an die Rechtfertigung seiner Dichtung kann der Dichter nicht gedacht haben; wenigstens hätte er dann das so lebendig von ihm für seine Heldin erregte persönliche Interesse seiner Leser und Leserinnen aus den Augen gesetzt. Es handelt sich hier nach dem ganzen Tenor des Epos um das ewige Geschick der unsterblichen Seele Krimhildens. Die unselige Ansicht, daß das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens durchaus in nichts Anderem bestehe, als was die Nachlebenden von ihm denken, oder was sie als Frucht seines Wirkens von ihm genießen, daß für den Menschen selbst aber das irdische Dasein mit der Vernichtung schließe, diese unselige Lebensanschauung durfte der Dichter, selbst wenn er sie theilte, bei seinen Lesern nicht voraussetzen.*) Das Gedicht redet auch in der That nur von dem Schicksal der Seele Krimhildens in der Ewigkeit. Handelt es sich nun aber bei diesem Todtengericht wirklich um die ernste Frage, ob und

*) Und wo er sie voraussetzen müßte, nicht durch den Gegensatz zum Bewußtsein bringen wollen. Wer mit dem bewußten Gedanken an Vernichtung des eigenen Lebens nach dem Tode diese Stelle läse, dem würde ja die gewaltige Dichtung zur hohlen Allegorie, ja zum Selbstlob Jordans.

unter welchen Bedingungen eine unsterbliche Seele, die Krimhilds Leben hinter sich, Krimhilds Schuld auf ihrem Gewissen hat, in der Ewigkeit persönlichen Frieden und Seligkeit finden könne, da möchte ein sittliches Gemüth denn doch durch Hërmuts Urtheil schwerlich befriedigt sein, sondern noch eine andere Rechtfertigung und Erlösung für nothwendig halten, wie wir Christen sie erwarten nach dem Glauben unserer Väter an die Vergebung der Sünden, welche Jesus Christus, „das Muster und der Meister der Milde" durch die Macht seiner gottmenschlichen Persönlichkeit in seinem Leben, Lehren, Leiden und Sterben denen erworben hat, die durch den Glauben an ihn gesinnet worden, wie Jesus Christus auch war. (Phil. 2, 5.)

Dies führt uns denn zum Schluß noch auf die Frage nach der religiösen Bedeutung unseres Epos, welche ich, trotz des so eben ausgesprochenen Bedenkens und trotz des sehr verschiedenen Standpunkts, welchen ich in religiösen Dingen dem Dichter gegenüber unverholenermaßen einnehme, dennoch gar hoch anschlage und freudig anerkenne.*) Auch hier gipfelt nun Alles in einer der schönsten Glanzpartien der Dichtung, dem Erscheinen Hildebrants in der Götterversammlung zu Gladsheim in Walhall, wozu dann der Dichter noch einen Commentar gegeben hat in seinem Schlußliede. In diesem legt er das Geständniß ab, der deutsche Glaube sei der König, dem seine Kunst ihr Glück verdanke. Sein Lied habe nur gelallt von der Siegerkraft des deutschen Glaubens. Bald werde dieselbe von anderen Lippen mit Donnerlauten über den Erdball erklingen. Die „Aufgeklärten" unter seinen Lesern und gar manche „einfältige" Christen im guten Sinne dieses Worts mag er dadurch sehr überrascht haben, mich keineswegs; ich gebe ihm völlig Recht. Verständigen wir uns nur über den Sinn, den er mit dem Ausdruck: deutscher Glaube verbindet. Zunächst steht derselbe in offenbarem Gegensatz zu dem von ihm so energisch bekämpften Romanismus; und da hat er

*) Denn die Bedeutung eines Dichterworts beschränkt sich durchaus nicht auf das, was der Poet dabei gedacht und gemeint hat, es übt seine Macht aus auch in dem, was der Leser von seinem Standpunkte aus, der ein völlig anderer sein kann, dabei denken und empfinden muß.

doch wohl jedes deutsche Herz auf seiner Seite. Römischer Glaube ist eingestandenermaßen gehorsame Unterwerfung unter die römische Kirche, unter die Lehren und Gebote des „unfehlbaren" Papstes, seiner Bischöfe und Priester, mit Drangabe der eigenen Vernunft, des eigenen Gewissens, ja des eigenen Intellects, der Cadavergehorsam. Deutscher Glaube ist ganz etwas anderes, er ist völlig freie Ueberzeugungstreue und im Leben bewährte Herzenshingabe an die als göttlich erkannte Wahrheit. Derselbe ist zunächst, dem Wesen nach, sogar unabhängig von seinem Gegenstande. Können doch edle Männer jeder an seinem Weibe, seinem Fürsten, seinem besonderen Vaterlande, so verschieden sie sein mögen, mit gleicher Hingabe und Treue hangen. Das ist der Sinn des deutschen Wortes Glauben, ganz nach den Zeugnissen der Schrift (Hebr. 11), der durch Luther, den deutschesten Mann unter allen Deutschen, seit der Reformation in den Gemüthern unserer frommen christlich gesinnten Väter als der allgemein gültige anerkannt worden. Eine solche sittlich energische Glaubenstreue predigt nun das ganze Gedicht Jordans; sie ist der Grundzug in Hildebrants Charakter. Er hält nun freilich zuvörderst mit dieser Glaubenstreue an den alten deutschen Göttern fest, an Wodan, den Nornen, den Gottheiten Walhalls. Will nun der Dichter etwa sagen, daß wir das auch thun sollten, daß etwa Simrocks deutsche Mythologie fortan die Bibel des deutschen Volkes werden sollte? Das wäre dann freilich für uns ein Abfall von dem Christenthum unserer Väter, aber auch zugleich das Gegentheil von dem was Hildebrant that,

Der furchtlos festhielt am Väterglauben.

Es könnte ein böswilliger Beurtheiler dergleichen herausdeuten, weil dem Ditrich seine Taufe zum größten Verbrechen angerechnet wird, aber daß Jordan hier den Uebergang zum Romanismus aus politischen und fleischlichen Gründen meint, ist mehr als klar. Den verdammt er und wir mit ihm! Als Abneigung des Dichters gegen das Christenthum, welches wir meinen, kann nun freilich mehr als eine Stelle des Gedichtes gedeutet werden, und ich leugne nicht, daß mich in dieser Hinsicht manches Wort in dem

herrlichen Gedichte schmerzlich berührt hat, das offenbar nach einem Pantheismus schmeckt, den ich nimmer billigen könnte. Aber wenn mir Jordan selbst bekennte, er für seine Person sei etwa gar Buddhist, der weder an einen lebendigen Gott, noch an eine weise Lenkung der menschlichen Dinge, noch an eine persönliche Fortdauer des Geistes nach dem Tode glaube, so würde ich ihm antworten: Dann sehe ich nur desto klarer ein, daß du ein Dichter von Gottes Gnaden bist, „des heiligen Lenkers", der die Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche und von dem dein Wort gilt:

Daß in seinem Sinne sagen und singen
Weit mehr noch gemußt, als er meinte, der Sänger.

Dann bist du ein Beweis, daß Gott sich finden läßt von denen, die ihn nicht suchen, und dein Hildebrantslied wäre doch ein zwar unbewußtes, aber nichtsdestoweniger ein herrliches Zeugniß von der guten Sache des Christenthums. Denn es beruht im Ganzen wie im Einzelnen auf der eben so echt christlichen wie echt deutschen Lebensanschauung unserer Väter, daß das ganze Menschenleben unter der persönlichen Leitung und Regierung einer heiligen und gerechten Gottheit steht; es predigt, was schon das A. T. gefordert: Gottes Wort halten, Liebe üben und demüthig sein vor deinem Gott; und ich möchte behaupten, wer göttliche Wahrheiten zu erkennen und anzuerkennen vermag, auch wo sie zwar nicht in biblischen Worten und kirchlichen Formen, sondern in Bild und Gleichniß erscheinen, der könnte in Jordans Liede selbst die specifischen Lehren des christlichen Glaubens — von der Sünde, von der Erlösung, ja selbst vom Bösen, vom Gericht und der Ewigkeit wiederfinden. Mag die alles beherrschende Gottheit auch Wodan genannt werden, dieser Wodan ist ein völlig persönliches, heiliges und liebendes Wesen, er denkt, lenkt, lohnt und straft ganz so wie der Gott, den unserer Väter frommer Christenglaube aus der Bibel erkennen gelernt hat; und an wen könnten denn christliche Leser und fromme Leserinnen unserer Tage, für die Jordan doch sein Lied auch geschrieben, bei diesen Götternamen anders denken, als an unsern Gott. Nun freilich hat und giebt uns der Dichter auch seine eigenen Gedanken über göttliche Dinge.

Das zeigt sich besonders in jener Hauptstelle, (Ges. 20): Hildebrant in Gladsheim. Am Brunnen der Urd haben die Schicksalsgöttinnen, die Nornen, das Loos geworfen über die religiösen Lebensverhältnisse des deutschen Volks in der Zukunft. Es ist ein vierfaches M gefallen. Das bedeutet:

> Die wehvolle Welt erwarte und wünsche
> Als Muster und Macht den Meister der Milde,
> Weil maaßlosen Mordens müde der Mensch sei.

Dieser Meister ist nun offenbar derselbe, welchen Ute den namenlosen Gott genannt hat, welcher begehre, jetzt durch ihn, durch Hildebrant,

> Den sterblichen Mann, einen Stuhl zu gewinnen
> Im lichten Goldsaal der anderen Götter
> Und zugleich seinen Machtsitz im Menschengemüthe.

Im 20. Gesange geben nun die Nornen dem Hildebrant, der offenbar hier als Repräsentant des deutschen Volkes gedacht und unverkennbar als solcher geschildert ist, den Auftrag, diese Verkündigung dem Wodan nach Walhall zu berichten, das bedeutet doch, diese Idee zur Anerkennung zu bringen und ins Leben zu rufen. Wir haben hier also die culturhistorische Aufgabe des deutschen Volkes; und es fragt sich, auf welche Weise sich Jordan die bevorstehende und zu erstrebende Lösung derselben denkt. Daß seine Leser bei dem Meister der Milde an Jesum Christum denken *sollen*, ist ohne Zweifel; konnte doch der Dichter sich nicht verhehlen, daß sie als Glieder der christlichen Kirche an ihn denken würden, ja müßten. Dieses Kommen des Meisters der Milde — so weissagt Mimers Haupt, das Symbol göttlicher Weisheit und Offenbarung in der altgermanischen Mythologie — wird geschehen im Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegramme; also in unserem Jahrhundert, oder wenigstens von unserer Zeit an beginnend. Daß *durch* diese Erfindungen das Heil nicht kommt, weiß doch wohl niemand besser, als unser Dichter; sie können die sittliche Natur des Menschen nicht erneuen, nicht einmal den Kriegen und dem Morden können sie wehren, wie wir

erfahren haben; noch viel weniger können sie der Frivolität in religiösen Dingen, dem Zweifel an allem Heiligen, dem freventlichen Nörgeln und Zerren an aller kirchlichen und staatlichen Ordnung, dem Revolutionsfieber, dem Materialismus — am allerwenigstens dem Socialismus und dem Ultramontanismus ein Ende machen. Wer kann das? Wer ist der Meister und das Muster der Milde? *Der deutsche Glaube*, ist die Antwort Jordans. *Müssen* wir Christen dabei nun nicht an eine Erneuerung des wahren reinen Christenglaubens denken? Also sollen wir es auch, und der Dichter selber hat uns diesen Gedanken suppeditiert. Mag er selbst sich diese Neugestaltung nun auch schwerlich in den Formen und Ordnungen der alten evangelischen Kirche, und sicherlich nicht in den Dogmen des orthodoxen Lutherthums oder Calvinismus gedacht haben, ja mag er selbst à la Lessing auf ein neues Evangelium hoffen, sein *Lied* stellt uns eine Erfüllung der Idee des wahren Christenthums vor die Seele, denn daß der Gott, welcher Meister und Muster der Milde ist, seinen Machtsitz haben solle im Menschengemüthe, ist's nicht ganz dasselbe, was Christus sagt: „Vater, ich in ihnen und du in mir, daß sie eines sein, gleich wie wir eines sind." Mag Jordan ihn den namenlosen Gott nennen; wir gedenken des Wortes Christi: Ich habe ihnen deinen Namen kund gethan und will ihnen kund thun, auf daß die Liebe, damit du mich liebest, sei in ihnen und ich in ihnen. Und dabei bleibt's, einen andern Grund kann Niemand legen, als der da gelegt ist, Jesus Christus.

So verkündigt denn dieses wundersame Lied unseres großen Dichters, allerdings mehr und deutlicher, als er wahrscheinlich selbst gemeint hat, das Heil unseres Volkes durch Jesum Christum, und ermahnt zum Trachten nach dem Reich Gottes in Geist, Gemüth und Willen *mit deutschem Glauben*! Und er hat wohl recht, mit dem schönen Worte zu schließen:

> Wenn die Erde dann endlich, als echtes Eden
> Durch die göttliche Macht im Geiste des Menschen
> Hoch übertrifft die Himmelsträume,
> Dem deutschen Glauben dankt sie dies Glück!

Diesem deutschen Glauben nach Kräften zum Siege zu helfen, erklärt der Dichter fortan für seine Aufgabe. Möge ihm auch dabei zu Theil werden, wie bei seinem ersten Gedichte, daß die Erfüllung komme, ehe die Weissagung zu Ende gesungen; möge es geschehen, daß der deutsche Glaube recht bald den glänzendsten Sieg erringe über den Neidwurm der Nachtwelt, über römische Ränke und wälsche Tücke, in den schweren Geisteskämpfen dieser Tage, in welcher wir stehen. Das wäre das Heil Deutschlands, das Heil unser Aller; — das walte Gott.

VI.

Die Kinder der Welt.

1875.

An diesen Kindern der Welt müssen allerdings die Kinder Gottes großen Anstoß nehmen, so sehr auch die hohe Begabung des Verfassers, der wahrhaft ein Dichter ist, von ihnen anerkannt werden mag. Die Kinder der Welt aber haben sich um so mehr an ihnen ergötzt, da ihnen ihr eigenes Spiegelbild hier in glänzender Beleuchtung und poetischer Verklärung vor Augen gestellt wird. Die Gegenseite aber erscheint zunächst in abschreckender Gestalt. Es fragt sich nur, ob der Spiegel nicht doch am Ende falsch geschliffen war und trotz der hellen Beleuchtung ein theils verzerrtes, theils verschöntes, jedenfalls aber unwahres Bild zeige, von dem da gilt, was der Verfasser einer seiner Personen über Schopenhauer's Charakteristik des Weibes in den Mund legt: „Es ist eine Caricatur, ganz ähnlich und doch ganz falsch." Die Personen, welche Paul Heyse uns als Kinder der Welt vorführt, sind ganz im Gegensatz zu denen, welche die Bibel Kinder Gottes nennt, lauter Leute, welche mit mehr oder minder klarem Bewußtsein den persönlichen Gott des Christenthums leugnen, welche weder Vorsehung, Erlösung noch Unsterblichkeit glauben, welche also ihre eigenen Herren und Gesetzgeber sind, nach ihrem eigenen Ermessen ihr Leben einrichten, so gut es geht, und entschlossen sind, dasselbe hinzuwerfen, so bald es ihnen beliebt. Indem der Dichter einer seiner so gearteten Personen das stolze Wort des Seume'schen Kanadiers in den Mund legt, (II. 133) „Seht, wir

Wilden sind doch bessre Menschen!“ macht er offenbar den Eindruck, daß dies der Grundgedanke seines Romans sein solle. Wenigstens habe ich, soviel und oft ich auch geforscht, keinen Leser desselben gefunden, der nicht, sei's mit Mißbilligung, meist aber mit Beifall, dies als die Tendenz des Buches anerkannt hätte.

Der Hauptheld, Dr. Edwin, ist ein junger Privatdocent der Philosophie in Berlin. Im Hinterhause eines Hofes in der Dorotheenstraße, im dritten Stockwerk, in einer höchst beschränkten Studentenkneipe, die er scherzweise die Tonne nennt, haust er mit seinem Bruder Balder, einem brustkranken, lahmen Jüngling von zwanzig Jahren. Eine Treppe tiefer wohnt Christiane, eine vierunddreißigjährige grundhäßliche Musiklehrerin und, wie sie selbst sagt, eine alte Jungfer in des Wortes jüngferlichster Bedeutung, dabei aber ein musikalisches Genie von seltener Größe und Tiefe. Im Parterre dieses Hinterhauses ist die Gesellenwohnung und die Schusterwerkstatt des Hausbesitzers, Meister Feiertag, eines ziemlich wohlhabenden und wohlbehäbigen Mannes, der im Vorderhause seinen Laden hat. Er besitzt eine gute, mütterliche Frau und eine Tochter Regine, „die ganz in der Dumpfheit reiner Natur ohne geistige Bedürfnisse, ohne Bildung und Verbildung aufgeblüht ist; — dabei in jeder Miene, jeder Bewegung Kraft, Frische und heiterste Güte.“ Wenn uns der Dichter nicht dies Wunder selbst erzählte, so würden wir nicht glauben, daß solches in unseren Tagen, und noch dazu in Berlin, und noch dazu in einer Schusterwerkstatt und Studentenkneipe habe geschehen können. Uns wenigstens scheint es ein größeres Wunder, als alles, was die katholische Legende von irgend einer Heiligen erzählt. Es ist doch leichter zu glauben, daß eine Louise Lateau monatelang keine leibliche Speise genossen habe, als daß einer Regine Feiertag bis in's neunzehnte Jahr ihres Lebens hinein aus der Schusterwerkstatt ihres Vaters und dem Gesellenverkehr in dessen Hause, und zwar zu Berlin, nicht hie und da ein Wörtlein der Erkenntniß aus dem Munde der Paradiesesschlange in das Ohr und in das Herz gedrungen sein sollte, das vermocht hätte, die völlige Dumpfheit ihrer „reinen Natur“ zu durchdringen. Das schlägt aller Psychologie und aller Erfahrung in's Angesicht. Es leugnet einer-

seits das Beste am Menschen, die angeborenen geistigen Bedürfnisse seines Wesens, die sich in jedem geltend machen, andrerseits das, was nicht blos das Christenthum, sondern jede sittliche Lebensanschauung als eine beklagenswerthe Eigenthümlichkeit unseres Herzens anerkannt, daß es die Receptivität besitzt für alle Lockungen zum Bösen. Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen sollte also in Regine Feiertag niemals erregt worden sein? Und ist sie denn nie in die Schule gegangen? Das Wunder dieser „reinen Natur“ ist um so größer, da ihr Vater, der brave Schustermeister, der in seiner Jugend ein loser Vogel gewesen, jetzt sehr aufgeklärt, ein eifriger Besucher socialer Männervereine, ein arger Spötter geworden ist, besonders seit er Schopenhauer's Parerga gelesen. Und wenn auch das Töchterlein aus des Vaters Reden schwerlich eine ganz richtige Auffassung der pessimistischen Philosophie Schopenhauer's hat schöpfen können, so wird sie doch manches Wort religiöser Skepsis, spöttelnder Weiberverachtung und des den Alten ganz beherrschenden Weltverbesserungs-Hochmuths vernommen haben; dabei macht es denn im Grunde wenig aus, daß der gute Mann Maximum und Maxime, Propaganda und Propagation nicht selten verwechselt. Die Maximen der Väter machen doch sonst gar leicht Propaganda im Herzen der Töchter.

„Nun sagt mir eins, man soll kein Wunder glauben!“

Noch sind Mitbewohner des Hauses ein greises Ehepaar, er ein einst berühmter Tenorsänger, sie eine früher erste Liebhaberin, jetzt seit vielen Jahren pensioniert. Sie greifen aber nicht weiter in die Geschichte ein, als so fern an ihnen die Liebe und das Wohlwollen der Feiertag'schen Familie sich bewährt. Der gute Meister kann die poetischen Genüsse nicht vergessen, die er als kunstliebender Schustergeselle den beiden Alten verdankt hat. — Als Freunde und beständigen Umgang des Dr. Edwin lernen wir noch kennen zuerst den Buchdrucker Franzelius, der die juristische Carriere aufgegeben hat, um sich ganz der socialen und demokratischen Agitation zu widmen; er redet in den Volksversammlungen und druckt selbst die Reden, die er zu diesem Zweck gehalten hat; ferner den Freund Mohr, den Redacteur einer Zeitung, einen etwas verbitterten und verbissenen Menschen. Er ist, wie

er selbst und zwar recht glaubwürdig sagt: kein Talent, kein Charakter, von der Natur bestimmt, immer im Halben stecken zu bleiben; seine Sinfonia ironica ist nur halb fertig geworden, eben so sein Lustspiel. „Ich bin ich und setze mich selbst;" und „der Neid gegen Menschen, die etwas Ganzes sind, ist seine Religion". Endlich gehört zu dem Kreise von Kindern der Welt, in welchen die Dichtung uns einführt, der Herr Medicinalrath Marquard, ein heiterer Lebemann, der sich den reichen Ertrag einer glänzenden Praxis in Theatern und Boudoirs mit seinen Freunden und — Freundinnen trefflich zu nutze zu machen versteht.

Alle diese Leute nun, Reginchen etwa ausgenommen und ihre Mutter, die beide von Christenthum und Nichtchristenthum, von Sünde und Erlösung, von Gott und Unsterblichkeit nicht mehr Notiz nehmen, als sonst auch die meisten anderen Berliner — und nicht blos Berliner — Handwerksleute unserer Tage — sind bei aller sonstigen Vortrefflichkeit und Liebenswürdigkeit „Kinder der Welt," das heißt erklärte und bewußte Atheisten, so fern man unter Gott den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, einen persönlichen Geist der Liebe, den Herrn und Gesetzgeber der von ihm zu seinem Bilde geschaffenen Menschen versteht, dem wir zum Gehorsam und zur Rechenschaft verpflichtet sind. Und weil sie nun an keine Weltregierung, keine Vorsehung, keine Unsterblichkeit glauben, so haben sie natürlich auch keine Verantwortung zu fürchten, und haben keine Verpflichtung anzuerkennen, als das car tel est notre plaisir ihres eigenen Geistes. Wie sie zu dieser Lebensanschauung gekommen sind, worauf sie dieselbe gründen, das wird im Buche nirgend angedeutet; es wird dieselbe im Grunde als die selbstverständlich richtige lediglich vorausgesetzt, und dem Verfasser scheint es kaum in den Sinn gekommen zu sein, es könnte unter seinen Lesern auch solche geben, deren Vernunft und Gewissen dagegen noch gar vieles einzuwenden wüßte. Höchstens wird zur Bewährung jenes Atheismus mitunter auf die ungerechte Vertheilung von Leid und Freude auf Erden angespielt; und einmal erkennt Dr. Edwin, da eine schwere Stunde ihn ganz unerwartet überrascht, nachdem er eben vorher so recht froh gewesen, darin den „grausen Hohn des Schicksals, mit dem es die sterblichen Menschen gerade mitten aus dem höchsten Glück in den tiefsten Jammer zu stürzen liebt." Wir können doch in dem Ausdruck liebt nur eine poetische Personification und nicht eine bewußte Persönlichkeit des höhnenden Schicksals sehen sollen. Hat doch auch Dr. Edwin eine Abhandlung über die Unzulänglichkeit aller Beweise für das Dasein Gottes geschrieben. Das hätte er nun freilich nicht nöthig gehabt, denn als Doctor und Privatdocent der Philosophie muß er gewußt haben, daß lange vor ihm schon Kant dasselbige gethan; und ein so schlechter Philosoph wird er doch auch nicht gewesen sein, daß er nicht eingesehen hätte, mit der Hinfälligkeit der Beweiskraft irgend eines Syllogismus für eine Sache sei die Sache selbst noch keineswegs hinfällig geworden. Kant wenigstens hat, nachdem er die aus dem Verstande geschöpften Beweise für das Dasein Gottes widerlegt, dieses selbst aus dem Gewissen — freilich nicht bewiesen — aber nachgewiesen. Es ist überhaupt eine eben so große Thorheit, wenn man beansprucht, das Dasein irgend einer Person oder Sache beweisen zu sehen, wie wenn man die Existenz der Sonne zu hören verlangte. Kein Mathematiker, kein Euklides und kein Gausz könnte jemals beweisen, daß es einen Dichter Paul Heyse in der Welt giebt. Aber die Romane und Novellen, die ich von ihm lese, machen es mir unmöglich, sein Dasein zu bezweifeln; obgleich ich ihn eben so wenig jemals mit meinen leiblichen Augen gesehen habe, wie den lebendigen Gott.

Dem Dr. Edwin aber, das muß ich gestehen, thue ich Unrecht mit meinem Zweifel an der Bedeutung seiner Philosophie, denn er schreibt eine philosophische Preisschrift, die trotz aller Ungunst der Preisrichter aus der Facultät dennoch von ihnen mit dem Preise von 50 Ducaten gekrönt wird; schade daß der Dichter uns über ihren Inhalt nichts weiteres erfahren läßt. — Auch die Musiklehrerin Christiane ist schon von vorn herein atheistisch; wir finden sie gleich anfangs bei der Lectüre von Schopenhauer's Parerga, wo sie freilich nicht, wie Meister Feiertag, durch sein Urtheil über die Weiber gewonnen wird, sondern durch seinen Pessimismus, den auch sämmtliche hier geschilderte Weltkinder theilen — sie leben fast beständig in Selbstmordsgedanken. Wie

könnten sie auch anders nach ihren Principien? — Nur Dr. Edwin hat noch immer optimistische Neigungen; und Balder, der langsam dahin siechende zarte Jüngling, hat über die Liebe zu seinem Bruder, über die Sorge um dessen zunehmende äußere und innere Bedrängniß, über seine zur Unterstützung des Bruders eifrigst betriebene Drechslerarbeit und — über seine heiße Liebe zur frischen rosigen Regine — die freilich an ihn mit keiner Silbe denkt — alle Gedanken an Gott und Unsterblichkeit aus den Augen verloren, die sich einem Kinde Gottes bei solcher Schwäche und Kränklichkeit sicherlich aufdrängen würden. Es ist freudig anzuerkennen und ein Beweis von dem wahrhaft poetischen Tact des Dichters, daß er diese Figur fast von aller Polemik rein erhalten hat, denn das gestehen wir mit voller Aufrichtigkeit ein, Balder ist eine unvergleichlich schöne poetische Figur, das Ideal eines, trotz aller Religionslosigkeit, sittlich reinen, liebevoll sich hingebenden, an Geist, Gemüth und innerlich energischer Thatkraft ausgezeichneten Jünglings, der sich seiner poetischen Schwester (oder Mutter?) Mignon in ebenbürtiger Schönheit unbedingt an die Seite stellen darf. Nur ist ein Balder in unseren Tagen, zumal in Berlin, in den Kreisen, in welchen er lebt, ein eben so sehr unmögliches Wesen, wie Regine; und der poetische Hochgenuß, mit dem wir seine Gestalt im Roman betrachten, würde sogleich mindestens in bange Wehmuth, wahrscheinlich in abschätzendes Beklagen übergehen, wenn wir ihm im Leben begegneten, was nun freilich unmöglich ist, denn solche Gestalten finden sich nur im Reiche der Phantasie, können daher aber auch nichts beweisen zur Rechtfertigung der realen Kinder der Welt.

Dr. Edwin hat von seinem ärztlichen Freunde, dem Medicinalrath, ein Logenbillet zur Vorstellung eines Monstreballets zum Geschenk erhalten; der durch seine angestrengten philosophischen Studien für die Preisaufgabe geistig und körperlich erschöpfte junge Mann soll durch psychische und physische Erregung wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Diese Kur entspricht ganz den materialistischen Lebensansichten des Arztes, der ja ein wahres Kind der Welt ist in des Wortes allgemeinster Bedeutung. Ein angesehener Mediciner, den wir über diese Sache befragten, der

mindestens sicherlich kein Pietist ist, wohl aber ein geistig vielseitig gebildeter Mann, hat diese Kur für gänzlich verfehlt erklärt. Allerdings gereicht sie auch dem armen Dr. Edwin nicht zum Heil, sie ist vielmehr der verhängnißvolle Ausgangs- und Quellpunkt aller Verwirrungen und Verirrungen, die dieser Roman uns schildern soll; und nur wir Leser mögen damit zufrieden sein, so fern derselbe uns sowohl ergötzt, als auch über das verschiedene Wesen der Weltkinder und der Kinder Gottes erbauliche Auskunft giebt. In der Loge trifft Dr. Edwin eine schöne Unbekannte, die sein ganzes Herz erregt und ihn durch edle Sprödigkeit nur noch mehr entflammt. Sie ist, wie wir später erfahren, die natürliche Tochter eines Fürsten und eines Mädchens niedrigsten Standes, das von ihrer Mutter aus Armuth und Geldgier den schnöden Begierden des Wollüstlings fast mit Gewalt geopfert worden. Toinette, welche ihre Mutter bei ihrer Geburt verloren, wird in der Familie eines lahm gewordenen Ballettänzers als Tochter erzogen. Durch Schönheit und ein angeborenes vornehmes Wesen (sie hat also mehr ererbt von ihrem Papa, als Regine von dem ihren) erleidet sie viel Abgunst von ihrer vermeintlichen Mutter, der Gattin des lahmen Beinkünstlers und ihren häßlichen, kleinlich gearteten Pflegeschwestern; eine kindische Liebschaft mit einem Duodez-Erbprinzen erregt in ihr noch stolzere Gedanken und reizt sie zu so vornehmen Gebahren, daß ihre Schwestern sie nur Frau Herzogin nennen, und das hört sie nicht ungern. Nach dem Tode der Pflegeeltern rafft sie einige hundert Thaler, ihr ganzes Erbtheil, zusammen, sie will einmal im Glanz des vornehmen Lebens sich sonnen, und übernimmt zu dem Zwecke die Stelle einer Gouvernante in einem gräflichen Berliner Hause; aber als sie sich der Gräfin vorstellt, weist diese sie unbedingt zurück und sagt's gerade heraus, das geschehe wegen ihrer Schönheit, die den heranwachsenden Söhnen des Hauses gefährlich werden könnte. Rathlos irrt sie nun auf der Straße umher; da begegnet ihr ein junger Graf, der sie im Eisenbahncoupe kennen gelernt hat, — sie ist charakteristischer Weise erster Classe gefahren — er verhilft ihr zu einer eleganten chambre-garnie, die sie zu sehr wohlfeilem Preise miethet; sie ahnt nicht, daß der Graf heimlich zur Miethe beiträgt, denn er liebt

sie wahrhaft und ist fest entschlossen, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Da er aber plötzlich an das Sterbebette seines Vaters abgerufen wird und Berlin eiligst verlassen muß, kann er sich nur schriftlich an sie wenden, sie läßt aber diese Briefe völlig unberücksichtigt. So wohnt nun Toinette einige Wochen auf eigne Hand im höchsten Glanz; sie hält sich Equipage und einen Diener in Livree, sie fährt alle Abende ins Theater, aber zu Hause hat sie keine andere Unterhaltung als — Balzak's Romane. Warum gerade diese? Lüsternheit ist ihr ganz fremd; hat sie denn nie etwas von Spielhagen, Auerbach, Gutzkow und Paul Heyse gehört, oder wenigstens von Fouqué und Hoffmann oder gar von Walter Scott und Marryat? — Sie weiß und ist auch sich darüber ganz klar, das kann nicht länger dauern, als ihre paar hundert Thaler vorhalten, von denen sie überdies noch reichlich Almosen giebt; dann ist sie entschlossen — zum Selbstmord; denn sie ist völlig gottlos, oder sagen wir lieber, um nicht mißverstanden zu werden, religionslos, wenn auch nicht so ganz prononciert atheistisch, wie ihr Liebhaber Dr. Edwin. Der sieht sie zufällig am Tage nach dem Ballet in einem Wirthsgarten und findet an der Stelle, wo sie einsam gesessen hat, ein Lesezeichen; er fährt ihr nach und entdeckt ihre Wohnung. So knüpft sich mit der ihn völlig einnehmenden, ihm völlig räthselhaften Erscheinung eine Bekanntschaft an. Er bringt ihr Bücher, erklärt ihr Goethe's Schriften, die sie noch nicht kennt, und, obwohl er nun doch einen gewaltigen Mangel an Erziehung und Bildung bei ihr hätte erkennen müssen — seine Liebe wächst mächtig, doch hält er dieselbe tapfer von jedem Ausbruch zurück; von ihrer Seite ist wirklich keine Liebe da; sie meint, sie könne nicht lieben, das sei der Fluch ihrer Geburt. Nun aber sprechen wir wieder mit voller Offenheit aus: trotz unserer Bedenken über die Unwahrscheinlichkeit der Situation, die der Leser im Vorigen uns sicher angemerkt haben wird, das eigenthümliche und zarte Verhältniß der beiden Liebenden, die einander ein Geheimniß sind, hat der Dichter mit einer Anschaulichkeit, mit einer psychischen Wahrheit und mit einer Geistesfülle geschildert, so überaus spannend und doch befriedigend, daß diese Partie des Romans, gleich wie die Gestalt Balders,

für eine ganz bedeutende Bereicherung unserer deutschen Poesie zu erachten ist. Es ist diese Schilderung ein wahres Cabinetstück in dem Bildersaal deutscher Dichtung. Die Rückkehr des Grafen, ein Zusammentreffen mit einem groben Lakayen desselben, der einen Brief seines Herrn überbringt, geben endlich Veranlassung zu gegenseitiger Erklärung und Aufklärung — und am andern Morgen — ist Toinette verschwunden. Sie will sich durchaus den Liebesanträgen des Grafen entziehen, den sie nun einmal nicht mag; Edwin aber findet sie bald wieder auf, sie hat ein weit geringeres Logis in der Rosenstraße bezogen; so knüpft sich bald das alte Verhältniß wieder an, doch vergebens sucht der Liebende ihre Selbstmordgedanken zu bekämpfen. Welche Gründe böte zu diesem Zwecke auch wohl eine atheistische Philosophie dar, zumal einem Gemüthe gegenüber, das sich einredet, es vermöge nicht zu lieben. Wen nicht Gottesliebe, nicht Elternliebe, nicht Brautliebe bewegt, wer keinen Gott glaubt, keine Unsterblichkeit hofft, keine Verantwortung fürchtet, was sollte den hindern, ein ihm werthloses Leben wegzuwerfen, sobald er die rein natürliche Todesfurcht hofft überwinden zu können. Ein solche Seele, wie Toinette, von Selbstmordsgedanken durch philosophische Gründe zu befreien, dazu ist vollends Herr Dr. Edwin sicher nicht der Mann, denn er ist ja selbst ein Atheist. — Für die Theilnahme an einer herbstlichen Landparthie nach Charlottenburg läßt sie sich jedoch von Dr. Edwin gewinnen, er hat so eben für ein Privatissimum reiches Honorar erhalten. Dort treffen sie den Medicinalrath mit seiner Sängerin, die von Christiane Musikunterricht nimmt; so ist denn auch diese von der Partie und mit ihr zur Ausgleichung als vierte Person hat der Arzt den Freund Mohr hinzugezogen. Das Mittagessen wird gemeinsam eingenommen; der geldreiche Dr. Marquard spendiert reichlich Champagner, die Gemüther werden erregt; die häßliche Christiane, welche ihren schönen Mitbewohner des Hinterhauses in der Dorotheenstraße glühend, ja verglühend liebt, die in ihrem Kämmerlein zwar nicht vor Gott, aber vor dem Bilde Edwins kniet, setzt sich nach Tisch ans Fortepiano und spielt mit überwallender Verzückung; dann springt sie plötzlich auf, sie sieht, wie dieser nur Sinn hat für

Toinette, rennt allein in die düstre trübe Herbstnacht hinaus auf den Weg nach der Stadt, mühsam nur bezwingt sie, an den Teichen im Thiergarten vorübeilend, ihre Selbstmordgedanken. Mohr, den sie durch ihre Musik gewaltig angezogen, als er ihre Entfernung bemerkt, eilt ihr nach und sucht sie vergebens; indessen hat Edwin wie auf dem Hinwege, so auf der Rückfahrt, an Toinettens Seite schöne Stunden genossen und die frohe Hoffnung gewonnen, ihre Kälte endlich zu überwinden. Selig kehrt er heim in seine Tonne, da muß er den grimmen Hohn des Schicksals erfahren. — Er findet seinen Bruder Balder im Sterben. Dieser war ja daheim geblieben, und hatte, während die andern das Diner in Charlottenburg einnahmen, von der Höhe seines Stubenfensters aus eine trauliche und erhörte Liebeswerbung des Buchdruckers Franzelius um seine heißgeliebte Regine belauscht. Ein Blutsturz war die Folge der gewaltsam zurückgepreßten Empfindung gewesen. Mit Mühe fristet Marquard's ärztliche, der Freunde leibliche und gemüthliche Pflege das Leben des Armen noch um wenige Wochen. Regine läßt sich zuerst nicht sehen. Edwin — der nun auch einen Preis gewonnen und eine Professur erhalten, wirbt in diesen Tagen geradezu um Toinettens Hand, wird aber von ihr, obwohl sie eingestandener Maaßen nur noch zwischen Hunger, Heirat mit dem Grafen oder — Selbstmord zu wählen hat, entschieden abgewiesen, sie könne nicht lieben, sie werde ihn unglücklich machen. — Allerdings durfte sie in solcher Stimmung Edwin nicht heirathen, aber eben so wenig den Grafen. Daß aber Arbeiten und Beten ihr immerhin noch die Möglichkeit gewährt hätte, dem Selbstmorde auszuweichen, fällt weder der Dame ein, noch ihrem Dichter, dem Herrn Paul Heyse. — Edwin ist tief gebeugt. Da will der todtkranke Balder noch eine Vermittlung versuchen; heimlich verläßt er sein Krankenlager, kommt zu Toinette, ihr seines Bruders Liebe ans Herz zu legen. Er macht sie auch wankend; drei Tage will sie jedoch ihren letzten Entschluß noch verschieben, dann mag Edwin zu ihr kommen, die Entscheidung zu holen. Voll Hoffnung scheidet Balder von des Bruders Geliebten, an der Thür aber trifft er den Grafen, es entsteht ein heftiger Conflict, furchtbar erschüttert steigt der Jüngling

in die Droschke, und kommt in seines Bruders Hause an — als Leiche. Edwin empfängt also Toinettens Antwort nicht — diese ist nach einigen Tagen verschwunden und nach kurzer Zeit — die Gattin des Grafen. Durch welches Wunder ist das möglich gewesen? Weder über die äußere noch über die innere Geschichte der Dame in diesen Tagen erhalten wir vom Dichter auch nur einigermaßen befriedigenden Bericht. Hier hätten wir Tagebücher à la Werther und genaue Detailschilderungen des Dichters zu lesen gewünscht, und wir würden ihn, wenn er unsere Sympathie für Toinette, die er so gewaltig erregt, auch poetisch befriedigt und die psychologischen Fragen, die er in uns erweckt, genügend gelöst hätte, sicherlich nicht nach der historischen Quelle seiner Mittheilungen gefragt haben. Auf gleiche Weise hüllt der Dichter später auch die entscheidende Katastrophe in Christianens Leben, die sich an jenem Charlottenburger Abend schon vorbereitet hat, in tiefes Dunkel und hat dadurch den denkenden unter seinen Lesern, denen er so höchst interessante psychologische Probleme vorgelegt, ohne sie zu lösen, eben so sehr, wie den begebenheitshungrigen Romanlesern gewöhnlichen Schlages, deren Neugier erweckt, aber nicht befriedigt wird, eine höchst unangenehme Enttäuschung, oder vielmehr Täuschung bereitet.

Diesen seinen Kindern der Welt, die wir nicht gerade besonders liebenswerth halten würden, wenn sie uns im Leben entgegen träten, (wer möchte Toinettens Mann, welche edle Jungfrau möchte Marquards — ja selbst Dr. Edwins Gattin werden, wenn sie ihn kennte, wie wir?) die wir aber doch in der Schilderung ungemein interessant finden müssen, hat nun der Dichter als Gegensatz einige Personen gegenüber gestellt, die wir nun nach dem von jeher geltenden Gegensatz von Gott und Welt nothwendig als „Kinder Gottes" bezeichnen sollen, und die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es sind deren vier oder fünf, die sich von jenen Kindern der Welt dadurch deutlich unterscheiden, daß sie sich als Christen — als Bekenner des alten Gottes der Christenheit zu erkennen geben. Drei derselben sind offenbar Kinder des Heyse'schen Genius und seiner Polemik gegen das Christenthum, ähnlich wie Lessing dies von seinem Nathan, seiner

Recha sagt, nur freilich nicht in so glücklicher Stunde gezeugt, noch weniger mit gleich liebevollem Sinne erzogen und ausgebildet. Sie sind durch und durch häßliche Caricaturen geworden. Die anderen beiden aber sind die liebenswürdigsten Pflegekinder des Poeten. Schwerlich hat er sie selbst erzeugt. Sie sind Geschöpfe der Wirklichkeit. Er hat sie offenbar auf seiner Lebensbahn einmal als verwaisete Kinder Gottes an den Pforten der christlichen Kirche aufgefunden oder gar in deren Hallen, wo der Dichter, wenn auch nicht recht zu Hause, doch keineswegs ganz unbekannt ist; er hat sie dann, von ihrer Lieblichkeit überwunden, in sein Herz aufgenommen, und in poetischer Vaterliebe ihnen eine Ausbildung gegeben, die sie zu den schönsten Gestalten seiner Dichtung geweiht hat. Ja er muß aus väterlicher Liebe ganz vergessen haben, daß sie nicht sein eigen sind, denn allerdings giebt er ihnen in seiner Dichtung eine Stellung und Bedeutung dermaßen, daß sie seinen eigenen Kindern, den obgenannten Kindern der Welt, gewaltigen Abbruch thun, den er kaum gegen diese verantworten kann. Wir wollen nicht leugnen, sofern es wirklich die Tendenz des Heyse'schen Romans gewesen, in seinen Kindern der Welt gleichsam eine Rechtfertigung der atheistischen Lebensanschauung zu geben, so hat er diesen Zweck durch die Gestalten des kleinen Malers König und der Professorin selber wieder aufgehoben und ein unbewußtes Zeugniß für die gute Sache des Christenthums abgelegt. Wir können dies uns nur erklären, wenn wir annehmen, in jenen beiden Gestalten schweben dem Dichter Wirklichkeiten vor Augen in christlich gläubigen Personen, die ihm Achtung, ja Verehrung abgewonnen haben. Denn Heyse ist ja wahrhaft ein Dichter wie Hans Sachs:

Er hatt' ein Auge fromm und klug
Und war auch liebevoll genug
Zu schauen Manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen sein.
(Goethe über Hans Sachs.)

Jene häßlichen Kinder der Polemik gegen Christenthum und Kirche sind nun zuerst ein Pfaffe, der sich dem Edwin bei seines Bruders Bestattung als Leichenredner aufdrängt und am Grabe

schnöde widerchristliche Verdammungen auf den Gestorbenen ausschäumt. Ob wohl je eine solche Rede gehalten worden? In Berlin gewiß nicht; wenigstens nicht in diesem Jahrhundert. Jetzt wird Keinem mehr eine Grabrede aufgedrängt. Und wäre es irgend wo geschehen, so hat doch noch kein Christ behauptet, daß das christlich sei. Es hat auch einmal ein Geistlicher in der Schweiz einen Mord begangen. Darum gehört doch nicht das Morden zur Idee eines christlichen Pastors. Und doch hat der Dichter die ganze Geschichte in ein solches Licht gestellt, daß daraus die Verwerflichkeit des christlichen Theismus, welche allerdings den Atheismus für Sünde erklärt, an einem glänzenden Beispiele dem Leser zu Gemüthe geführt werden soll, und als ein Unrecht erscheine, welches die Kirche den atheistischen Kindern der Welt anthut. Wofür erklärt aber der Atheismus (wir bezeichnen mit diesem Worte stets die Leugnung des persönlichen Gottes), unsern christlichen Glauben an diesen lebendigen Gott? Freilich nicht für Sünde, denn die erkennt er überhaupt nicht an und kann es auch nicht, aber doch für abscheulichen hassenswerthen Unsinn, der in poetischer Darstellung durch alle möglichst dunkle Schattierung und karikierte Zeichnung zu bekämpfen sei. — Auf ähnliche Weise beklagt sich Edwin einmal, er habe als Gevatter bei einer Taufe zum Bekenntniß der Auferstehung des Fleisches und der Höllenfahrt Ja und Amen sagen müssen. Wer hat ihn denn aber gezwungen Gevatter zu stehen? Die Forderung, daß eine Taufe ohne Glaubensbekenntniß stattfinden solle, kann wohl ein Protestantenvereinler erheben, der ein Christenthum will ohne Bestimmung, was Christenthum sei; aber doch unmöglich ein Philosoph, sei es auch einer minorum gentium, wie Dr. Edwin, der gar kein Christenthum will, denen aber, die es doch wollen, consequenter Weise auch das Festhalten am apostolischen Symbolum zugestehen muß.

Das zweite „Kind Gottes," welches uns Herr Heise als Vertreter des Christenthums zu seinen Kindern der Welt in Opposition gestellt hat, ist noch widerwärtiger und geradezu eine Unmöglichkeit. Ein Mensch, der sich Candidat Lorinser nennt, ein Mann von großer Redegewandtheit, von überaus sicherer

présence d'ésprit, bedient sich mit allergröbster roher Heuchelei christlicher Rede, oder vielmehr christlich scheinender Redensarten, die jeder halbweg verständige Christ von auch nur christlichen Phrasen so deutlich unterscheiden wird, wie ein Wechsler alsbald einen Rechenpfennig von einem falschen Dukaten, geschweige von einem echten Goldstück unterscheiden wird. Dieser „christliche Candidat" thut nichts als Rheinwein trinken, verdächtige Häuser besuchen, und zwar so frech und ungenirt, daß man ihn von der Straße aus im Bordelle erblicken kann, er betrügt fromme Wittwen um Unterstützungsgelder für Arme, er verführt und entführt Mädchen, und dummer Weise sogar solche, die in dem Hause der von ihm durch Scheinheiligkeit betrogenen Wittwe Näharbeit haben; er schleicht sich heimlich in Christianens Stube, um diese grundhäßliche Person, die aber schön gewachsen ist, diese Schopenhaueranerin, durch — man denke — pietistisch und mystisch klingende — durch physisch uud psychisch aufregende Worte zu verführen; und da er von ihr mit Recht zur Thür hinausgeworfen wird, hockt er draußen im Vorzimmer im Dunkel, bis . . . Das übrige läßt uns der Dichter errathen. Ein entsetzlicher Schrei wird gehört — Christiane stürzt sich den andern Tag ins Wasser, wird aber durch Mohrs Energie und mit Hülfe eines wahrhaft christlichen Mannes, des Malers König, gerettet. Auch hier wäre der Dichter seinen denkenden Lesern Näheres schuldig gewesen, nicht über die äußeren Vorgänge in jener Schreckensnacht, welche die Greuel der Unnatur schamhaft verhüllt hat, aber was in dem Herzen der Unglücklichen vorgegangen, damit wir ihre spätere Geschichte innerlich begreifen und würdigen könnten, und das Alles liegt ja offen, wie vor den Augen Gottes, der ins Verborgene siehet — so auch des Dichters. Auch war er uns schuldig, psychologisch klar zu machen durch Mittheilung über Lorinsers Lebensentwicklung, wie dieser Mensch zu einer so satanischen Verruchtheit gekommen. Doch nicht etwa durch das Christenthum? Oder sollen wir in ihm doch nur ein Kind der Welt erblicken, zur Warnung, daß rechte Weltkinder, wenn sie sich auch mit Recht aus Gott und Gesetz und Sünde, und Kirche und Taufe gar nichts machen, doch nicht zu viehischer Gewaltthat

in die Kammern armer Musiklehrerinnen dringen dürfen. Aber auch das geht nicht, denn so dumm ist doch Herr Candidat Lorinser nicht, daß er nicht hätte einsehen sollen, als Jurist, als Gründer hätte er es weiter bringen können, denn als Candidat. Und das erfordert doch auch einige Studien, sein Candidatenexamen wird er doch wohl bestanden haben. Warum hat Herr Heyse ihn Candidat werden lassen? Unmöglich kann er doch meinen, daß ein kluger consequenter Mensch, welcher aber Candidat ist und christliche Rede führt, welcher für Arme sammelt und dabei Betstudien hält nothwendig ein heuchlerischer Schuft sein müsse. Er hat aber nichts gethan, um diese Auffassung zu widerlegen und das Unrecht zu verhüten, das gar manche seiner Leser begehen dürften, wenn sie, sobald sie einen Candidaten sehen, der Bibelstunden hält, und christliche Rede führt, an Candidat Lorinser denken werden. Und deshalb fragen wir Herrn Heyse auf sein Gewissen, war's recht, eine solche Figur in einen Roman einzuführen, der die offenbare Tendenz hat, die moderne atheistische Weltanschauung dem alten kindlichen biblischen Gottesglauben entgegen zu stellen, und in dem bewiesen werden soll: „Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen!" Besser als dieser Lorinser sind sie allerdings, denn sie heucheln nicht.

Doch ist es Zeit, daß wir uns zu schöneren Partieen dieser jedenfalls höchst bedeutsamen Dichtung wenden. Die Frau Professorin, die durch Lorinser so schändlich bestohlen und betrogen wird, die jener Bube so tief verletzt in ihres Hauses Ehre, in ihres liebevollen Herzens Tiefe, das für die arme von Lorinser verführte Nätherin so mütterlich schlägt, die sie nicht verdammt, sondern zu retten sucht: sie ist eine wahre Christin, und dabei sich ihrer Anhänglichkeit an dem alten biblisch-kirchlichen Christenthum auch völlig bewußt. Sie ist die Wittwe eines Professors der Mathematik, der schwerlich ein kirchlicher Mann gewesen. Sie hat mit ihm eine freudelose kinderlose Ehe geführt, ist aber doch freudig und gesegnet in dem Bewußtsein, ihrem etwas sehr verschrobenen Gatten ein Trost und seines Lebens Glück gewesen zu sein. Jetzt giebt sie sich bei einigem Vermögen und großer Treue in lebendiger Thätigkeit einer Wirksamkeit à la

Amalie Sieveking hin, worüber die Dichtung mit leiser Ironie und kühler Hochachtung zur Tagesordnung übergeht. In allem ihrem Leid ist aber diese Professorin getrost, geistig klar, hochgebildet, sie liest sogar philosophische Schriften, hält auch Freundschaft mit Andersdenkenden, nimmt einmal den Dr. Edwin, für den sie sich sehr interessiert, ernstlich ins Gebet über seine Schrift wider das Dasein Gottes, und schließt dennoch den begabten jungen Mann freisinnig und vertrauensvoll an ihr mütterliches Herz. Diese Frau Professorin ist ein wahres Kind Gottes, und es ist dem Dichter hoch anzurechnen, daß er diese edle Gestalt ganz ohne Beimischung von Pietismus und Hochmuth und Intoleranz gezeichnet hat. Durch diese poetische Gerechtigkeit hat er das oben gerügte Unrecht mit Lorinser einigermaßen wieder gut gemacht. Gar viele Dichter eines Tendenzromans wären nicht so gerecht gewesen. Ja die Geschöpfe seiner Phantasie, die Kinder der Welt, die wir vorhin geschildert, könnten ihm mit Recht Vorwürfe machen, daß er sie durch dieses Kind Gottes fast verdunkelt und in eine nachtheilige Position gebracht habe. Wir bleiben dabei, diese Professorin ist nichts anderes, als das poetisch verklärte Bild einer edlen Persönlichkeit, die dem Dichter einst im Leben entgegengetreten ist und ihm trotz ihres Christenthums Verehrung und Hochachtung abgewonnen hat.

Letzteres ist nun schwerlich in gleichem Maaße der Fall bei dem zweiten wahren Kinde Gottes, welches der Dichter seinen Kindern der Welt gegenüber stellt. Es ist der kleine Maler König, vulgo Zaunkönig genannt, weil seine ganze offenbar geringe Kunst in der „Specialität" besteht, Zäune zu malen, mit grünen Blättern, umgeben mit Nesseln und Steinen, und höchstens ein Blümchen daran. Der kleine Mann kennt auch seine Schwäche sehr gut, ist aber doch in seiner aufrichtigen Bescheidenheit glücklich, durch seine Specialität, wenn auch nur auf der niedrigsten Stufe, doch aber im Reiche der Kunst zu stehen. Er ist ein entschiedener Christ, er weiß, es kommt Alles von Gott, dem lebendigen Gott, und der fügt Alles zum Besten. Bei ihm ist ein kleiner Anflug von Pietismus, aber sehr schwach. Er ist dabei höchst freisinnig; seine verstorbene Gattin ist eine Jüdin gewesen,

und zwar wie es scheint eine Reformjüdin; nach Lessings Urtheil sind ja stets die Aufgeklärten viel intoleranter als die Orthodoxen. Er ist stets zur Kirche gegangen; sie niemals zur Synagoge (soll wohl heißen zum Tempel, denn am Synagogen-Gottesdienst der altorthodoxen Juden nehmen die Weiber nicht Theil, wohl aber am Tempelcultus der Reformjuden); ihre Tochter Lea aber, obgleich dieselbe getauft ist, hat von ihr eine antichristliche Richtung überkommen. Dennoch aber trägt der Zaunkönig noch neun Jahre nach ihrem Tode einen Trauerflor um seinen weißen Hut, er betrauert sie innig und aufrichtig, ja wir machen seine Bekanntschaft zuerst in dem Laden des Herrn Feiertag, wo er den von ihr einst getragenen Pantoffel, unter dessen sanftem Schwung er wahrscheinlich früher gestanden, zur Ausbesserung hingiebt. Meisterhaft lebendig und anschaulich ist diese anziehende Gestalt geschildert; neben Toinette und Balder ein wahres Cabinetstück in der reichen Bilderhalle dieses Romans.

Lea, das einzige Kind des kleinen Zaunkönigs, ein jetzt neunzehnjähriges edles Mädchen, ist voll Liebe zu ihrem Vater, aber geistig weit bedeutender, als er. Von ihrer jüdischen Mutter her hat sie schwere Scrupel gegen das vom Vater so hoch gehaltene Christenthum. Der Pfarrer, bei dem sie Confirmations-Unterricht genossen, ist nun natürlich ein — nun ja, ein christlicher Pastor, wie Herr Heyse ihn sich denkt. Die Tendenz des Romans hätte nun erfordert, daß dieser Pastor ein wirklicher biblischer Christ gewesen wäre, und dann hätte der Dichter versuchen müssen, seine atheistische oder reformjüdische Confirmandin gegen ihn (wo möglich) Recht behalten zu lassen. Dessen hat sich aber der Dichter nicht unterfangen. Dieser Pastor hat offenbar in starrer geistloser Orthodoxie seiner Schülerin eine Carrikatur des Christenthums geboten, wie wir es in Strauß' „neuem Glauben" oder in den polemischen Schriften des Herrn Schwalb in Bremen geschildert finden. Gegen dieses unvernünftige Zerrbild macht nun Lea mit vollem Recht einige ganz nahe liegende Einwendungen, welche der Mann so abgeschmackt dumm beantwortet, oder vielmehr blos abweist, daß der Leser kaum begreift, wie solch ein Mensch ins Pfarramt gekommen. Aber der Dichter hat wiederum

kein Wort gesagt, um den naheliegenden Wahn manches Lesers zu widerlegen, daß dieser Herr Pastor wirklich Christenthum lehre, so daß die ganze Geschichte die Meinung erweckt, als ob hier der gerechte Sieg der Kinder der Welt über das wirkliche alte Christenthum geschildert worden sei. Das ist denn doch nichts anderes als der alte Kniff feindseliger Polemik, die aller Wahrheit ins Gesicht schlägt, indem sie die Meinung des Gegners erst verzerrt, um sie dann leicht mit dem Scheine des Rechts widerlegen zu können. So oft die arme Tochter der Jüdin während des Unterrichts ihre Einwendungen äußert und um Aufklärung und Erläuterung bittet, wird sie schnöde als Sünderin zurückgedonnert. Natürlich kommt nun die Aermste mit bewußtem Nichtglauben zur Confirmation; mit bewußtem Nichtglauben und widerstrebendem Gewissen sagt sie ihr Ja zum Bekenntniß des Glaubens, und hat seitdem von Glauben, Kirche, Bekenntniß sich losgesagt, trotz der Frömmigkeit ihres Vaters. Hat sie denn nicht einsehen können, daß die Frömmigkeit dieses Vaters etwas ganz anderes sei, als der Zelotismus jenes Pfaffen, an dem doch nicht sein Christenthum, sondern sein Unchristenthum Schuld trägt? In ihrem Tagebuche lesen wir ausführlich, wie ihr Abfall vom Christenthum zugegangen. Dies Räthsel hätte sich jeder verständige Leser von selbst lösen können, hätte uns der Dichter statt dessen lieber ein Tagebuch von Toinette, Lorinser und Christiane gegeben. Da hätte er Räthsel zu lösen Gelegenheit gehabt, an deren Lösung wohl viele seiner Leser — gleich dem Referenten — verzweifeln. Kurz, Lea sehnt sich nach Klarheit, und ihr Vater — wahrlich, man muß vor dem kleinen Mann großen Respect haben — sucht für seine Tochter, die nicht mehr an Gott glaubt, nicht zunächst einen christlichen Lehrer — der müßte ja als solcher den Glauben an Gott schon voraussetzen — sondern einen Doctor der Philosophie. Meister Feiertag empfiehlt ihm dazu den Dr. Edwin, und dieser hält nun, seit fast demselben Tage, an welchem auch sein Umgang mit Toinette begonnen, dem getauften atheistischen Judenmädchen Vorträge über die Geschichte der Philosophie. Er selbst ganz von seiner Liebe zu Toinette erfüllt, merkt gar nicht, welchen Eindruck diese Stunden (oder vielleicht genauer er in

diesen Stunden) auf die Schülerin macht. Sie hält sich ein Tagebuch, in welchem genau alles steht, was der Lehrer gelehrt hat; die Dame ist völlig befriedigt, und doch sind sie nur bis zum Plato gekommen. Schade, daß sie nicht zum Spinoza gekommen sind, oder gar bis zu Leibnitz, Kant, Schopenhauer oder Baader. Hoffentlich hätte dann Herr Heyse diese Partie des Tagebuchs auch mit abdrucken lassen; dann hätten wir doch auch ein sicheres Urtheil über den philosophischen Atheismus dieses jungen Doctor der Philosophie gehabt, für den wir uns so sehr interessieren, und deshalb wüßten wir so gerne, wie er trotz Schopenhauers vielleicht gar auch schon von Hartmanns Prämissen zum Optimismus gekommen ist. Alle anderen Kinder Welt in unserem Buche kommen von Schopenhauer zum Pessimismus und dann zu Selbstmordsgedanken; gleich wie in unseren Tagen Arthur Müller. Hartmanns Philosophie lag, wie die Zeitungen berichten, aufgeschlagen bei der Leiche des Unglücklichen. Hätte er statt dessen doch lieber die Psalmen gelesen. Vielleicht hätte er die grause That dann nicht vollbracht. — Die Professorin scheint besseres Verständniß von der Gefährlichkeit Schopenhauerscher Philosophie zu haben. Sie giebt dem Vater den Rath, den Unterricht aufzugeben; das geschieht, aber Lea wird sehnsuchtskrank; es ist nicht gesagt, ob aus Sehnsucht nach der atheistischen Philosophie oder nach dem liebenswürdigen Philosophen. Ersteres verlangt gebieterisch die Tendenz, letzteres aber zeigt der Fortgang der Geschichte.

Wir sind hiermit zur Katastrophe des Romans gekommen. Der holde Jüngling Balder ist, wie sein Namensvetter unter den Asen, den Höders Pfeil getroffen, allen Kämpfen des modernen Götterhimmels entrissen, in welchem, wie ja auch in jenem nordischen Wallhall, die Sünde und der Tod herrschen. Aber der Dichter hat uns in die spannendste Erwartung versetzt: Was wird aus Toinette in der Ehe mit dem ungeliebten Gatten? was wird aus Christiane, der edlen Jungfrau, die Gewalt erlitten von dem heuchlerischen Kinde nicht Gottes, sondern des Teufels? und die mit rettender Liebe umdrängt wird von Mohr, dem etwas rohen Kinde der Welt. Was wird aus Regine und Franzelius, wenn dieser

seinem demokratischen Streben treu bleibt? Macht er sie zur Petroleuse oder macht sie ihn zum Drucker moralischer Tractate? Was wird aus Lea; bleibt sie auf halbem Wege zwischen Gott und Atheismus stehen, oder führt Edwin sie noch durch Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und Hartmann hindurch in den seligen Frieden einer atheistisch-optimistischen Philosophie? Denn natürlich beziehen sich alle diese Fragen auf die innere Entwickelung, als psychologische Probleme. Um Lorinser kümmern wir uns wenig, der Kerl interessirt uns nicht; um die Professorin und den Zaunkönig brauchen wir uns nicht zu quälen; für diese beiden wahren Kinder Gottes ist im Grunde nichts zu fürchten, ihr Schicksal mag fallen wie es will. Der Schluß des zweiten Theils läßt uns in dieser Spannung stehen, nur daß Lorinser von Mohr eine vorläufige Abtrumpfung erfährt, die den Buben am Ende wenig rühren wird, und daß Lea — verlobt wird. Edwin ist nach allen Schrecknissen, die ihm die Absage Toinettes und der Tod seines Bruders bereitet, in ein mehrmonatliches Nervenfieber verfallen, und hat lange zwischen Tod und Leben geschwebt. Darüber hat er Toinette völlig aus dem Sinn verloren. Als er endlich genesen, fallen ihm Lea's Tagebücher in die Hand, die seltsamer Weise der Vater *ihm* zur Aufbewahrung gegeben. Er liest, erkennt ihre Liebe, eilt zur Kranken, die fast im Sterben liegt, erklärt sich kurz und gut, wirbt um ihre Hand, wird mit einem Entzücken aufgenommen, das bis zur Ohnmacht sich steigert; von Philosophie ist nicht weiter die Rede, als daß er sie mit Spinozas Ausdruck seine *intellectuelle Liebe* nennt, das sei die Empfindung des Menschen gegen das, was jener hohe Weise Gott nannte, nämlich die absolute Substanz, die Alles umfaßt. — So viel wenigstens versteht die halb ohnmächtige Lea davon, daß er sie heirathen will, und nun ist alles gut.

Der Krankheit Grund war blos ein Mann gewesen,
Und durch den Mann muß sie genesen.
So heilt des Dichters kluge Hand
Ein Uebel — früher Wahrheitsdurst genannt.*)

*) Gellert: Die kranke Frau:

Meine Leser können sich denken, mit welcher Spannung ich nach dem dritten Bande griff, auf den ich einige Tage hatte warten müssen. Wie will, dachte ich, der Dichter alle jene Räthsel in einem Bande lösen? Daß Toinette einem poetischen Tode verfallen sei, konnte ich mir denken, aber der Dichter war uns doch schuldig, das Todesurtheil sittlich und psychologisch zu motivieren. Daß Christiane, Regine, Lea, daß Mohr, Franzelius, Edwin zum Leben bestimmt seien, und zwar zu einem Leben, in welchem die Richtigkeit und Heilsamkeit der atheistischen Philosophie sich bewähre, dergestalt, daß *ihr künftiges Glück aus ihrer Philosophie, also aus ihrer atheistischen Weltkindschaft, nothwendig resultieren müsse*, wenn die Tendenz des Romans erreicht werden sollte, das war mir unzweifelhaft; ob Lorinser gehängt oder etwa zum Pastor in X. erwählt wird, war mir völlig gleichgültig. Daß der Dichter zum Schluß den Zaunkönig und die Professorin zu einem glücklichen Paar gemacht hat, war mir überraschend, ich danke ihm für diese erfreuliche Wendung ihres Schicksals. Ja ihr lieben beiden frommen Kinder Gottes, was ihr so oft in Trübsal gesagt habt, ist doch wahr — Gott lenkt Alles zum Besten.

In allem Uebrigen aber ist meine Erwartung entsetzlich getäuscht worden. Als ich eine Weile im dritten Bande gelesen hatte, entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß alles, was ich las, vier Jahre später geschehen sei. Wie, dachte ich, hast du etwa einen vierten Band in Händen, ist der dritte ausgefallen, ist der Titel verdruckt? — *Nein, der Dichter hat die Lösung der Räthsel gar nicht gegeben, und nur die Geschichte fast ganz äußerlich zu Ende geführt!* Was aus den Leuten geworden, erfahren wir freilich einigermaaßen; wie aber das gekommen, mag der Leser sich selbst klar zu machen suchen. Von Christiane erfahren wir gar nichts mehr, als daß sie nach vier

Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand —
Ein Uebel, das kein Arzt erkannt.

Jahren die glückliche Gattin Mohrs ist, der all seinen Socialismus an den Nagel gehängt hat und in seinen dreijährigen Jungen närrisch verliebt ist. Tant de bruit pour une omelette. Frau Regine ist eine wohlhäbige Bürgersfrau und Franzelius ist ihr Mann und Vater ihrer Kinder. Er hat mit Feiertags Gelde eine Buchdruckerei angelegt und thut alles, was er kann, den halb närrisch gewordenen Schwiegervater von socialistischen und Schopenhauerschen Reden in den Demokratenvereinen abzuhalten. Auch hier ist von den religiösen Fragen nicht weiter die Rede. Nicht die Philosophie, sondern das Geld, die bessere bürgerliche Situation hat den früheren Agitator zahm gemacht. Aber das beweist nur die alte Wahrheit, daß Socialismus meistens durch Geld zu curieren ist. Nicht ihre Weltkindschaft, sondern ihr gutes Auskommen befriedigt die Leute. Daß aber das erhabene alte Christenthum mit seinen Tugenden der Mäßigkeit, Sparsamkeit, Selbstbeschränkung und Arbeitsamkeit den Menschen noch sicherer und leichter zum guten Auskommen verhilft, als das dissolute Leben der Weltkindschaft, wie es diese Leute früher geführt haben, wird Herr Heyse doch vielleicht selbst zugeben. Sie sind erst glücklich geworden, seitdem sie nicht mehr als „Kinder der Welt" leben. — Einiges Ausführliche giebt der dritte Band über Lea, Edwin und Toinette. — Diese hatte nach Balders Abschied Edwins Kommen drei Tage lang erwartet, ziemlich entschlossen, seine Wünsche zu erhören. Da aber durch Balders Tod dem Liebenden die Nachricht nicht zugekommen ist, derselbige also auch nicht erscheint, so folgt sie verzweifelnd der Mutter des Grafen, die angelangt ist, sie abzuholen, auf sein Schloß und wird Gattin des ungeliebten Mannes. Todesfurcht ist doch stärker als Selbstmordsgedanken. Viel darüber erfahren wir im Grunde nicht, und auch das meist nur aus dritter Hand. Was helfen aber die nackten Facta dem denkenden Leser, wo er ein Seelengemälde zu erwarten berechtigt ist? Wir wollen ja in das innere Leben der Kinder der Welt einen Einblick gewinnen, zufällige äußere Erlebnisse sind dabei höchstens Einfassung und Rahmen. In dieser unseligen Ehe wird Toinette Mutter eines Sohnes, der aber bald wieder stirbt, und seitdem verweigert sie ihrem Gatten starrsinnig und schnöde

jede eheliche Gemeinschaft, was dieser mit heißer — uns unerklärlicher Liebe und Geduld erträgt; wir schwanken, ob der Dichter auch diesen Mann zu den Kindern der Welt zählt; einmal freilich greift er zu einem völlig unwürdigen Mittel, um diesen Bann zu brechen. In eine Scheidung will er durchaus nicht willigen. Der glückliche Ehemann Edwin kommt zufällig auf einer Ferienreise in jene Gegend, trifft den Grafen, der ihn auf sein Schloß ladet, ob er als früherer Bekannter vielleicht Einfluß üben könne auf das seltsame Weib. Wie sie ihn sieht, fällt sie vor Schreck fast in Ohnmacht, faßt sich aber bald und macht mit großer Selbstbeherrschung auf einer Jagdpartie die Honneurs des Hauses. Genug, wir erfahren in einem tête à tête zwischen Edwin und Toinette aus ziemlich oberflächlichen Gesprächen — was wir natürlich längst wußten, daß sie endlich zum Gefühl ihrer Liebe zu Edwin gekommen sei, und deshalb dem ungeliebten Gatten keine Liebe gewähren könne. Eine Tischscene, bei der ein fürstliches Ehepaar und Lorinser als dessen Hauskaplan erscheint, macht den weiteren Aufenthalt Edwins auf dem Schlosse unmöglich, und das ist nur gut, denn beide entgehen dadurch großer sittlicher Verschuldung. Doch nicht ganz. Während er Nachts auf seinem Zimmer sitzt, ihr einen Abschiedsbrief zu schreiben, kommt Toinette selbst, und nun giebts eine Scene von magischer Gewalt; sie enthüllt ihm ihr ganzes Herz, wirft sich stürmisch an seine Brust, küßt ihn leidenschaftlich und verlangt von ihm — Scheidung von Lea und Hingabe an sie! Man muß es diesem echten Weltkinde verzeihen. Da kein Gott die Ehegatten zusammengefügt, warum sollte der Mensch sie nicht scheiden können, je nach veränderter Liebe und Laune. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Graf dies tête à tête gestört hätte. — Unselig verläßt Edwin am andern Tage das Schloß. Lea, die den Heimkehrenden nach vierjähriger kinderloser Ehe mit den ersten Mutterhoffnungen zu überraschen gedenkt, merkt gleich ihres Gatten innere Zerrissenheit. Er wagt ihren Mund nicht zu küssen, weil noch Toinettens Kuß auf seinen Lippen brennt. Er bekennt — Lea beschließt, den geliebten Mann frei zu geben — seltsame Ansicht von der Ehe im Geiste einer Frau, welche die ersten

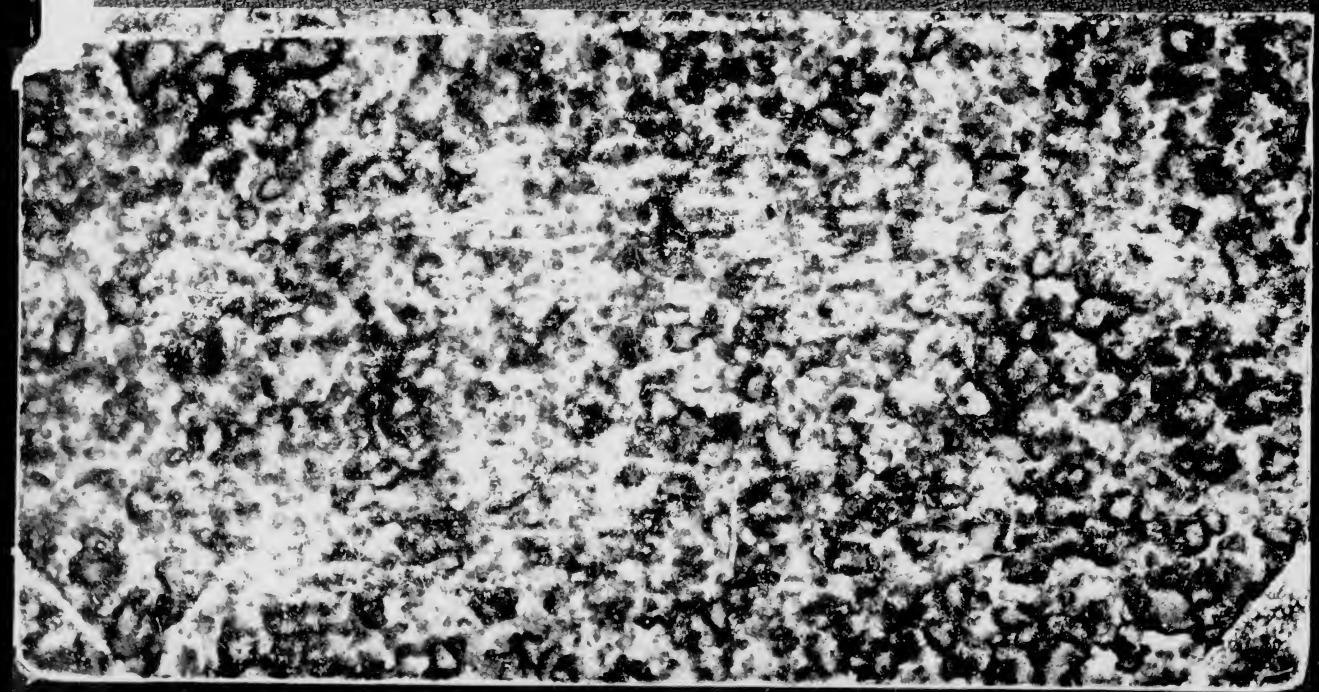
Mutterhoffnungen fühlt. Lea ist also doch ein wahres Kind der Welt geblieben. Und wenn irgend ein etwas flüchtiger Leser auf den Gedanken kommt, daß der Dichter ihm zumuthe, in dieser Entsagung irgend etwas Lobenswerthes zu sehen, so wundert es uns nicht. — Natürlich kommt es nicht zu solcher frivolen Ehescheidung — Verzeihung — Rührung — neue engere Verbindung — und als nun endlich gar die Nachricht kommt, Toinette habe sich bei einem Aderlaß die Binde abgerissen und sei verblutet — ist alles gut und der Roman ist zu Ende.

Gedankenlose stofffhungrige Leser werden das Buch mit voller Befriedigung zumachen, denn das Alles ist mit so hinreißender Innigkeit, mit so lebendiger Anschaulichkeit, mit so großer poetischer Wahrheit geschrieben, daß man kaum zur Besinnung kommt. Aber für solche Leser allein zu schreiben, dazu ist ein wahrer Dichter, und das ist Herr Heyse, doch wahrlich zu gut. Ob denkende Leser, die noch zwischen Atheismus und christlicher Religiosität schwanken, durch diesen Roman für die vom Dichter geschilderte Weltkindschaft gewonnen werden, ich weiß es nicht, fast möchte ich daran zweifeln. Daß aber einem sinnigen christlichen Leser hier das allererfreulichste Zeugniß für die gute Sache des Christenthums gegeben ist, das, glaube ich, ist durch unsere Darstellung klar geworden. Was sind gegen die Frau Professorin — Toinette, Christiane, Regine, Lea anders als Warnungszeichen; und wen muthete nicht der kleine Zaunkönig lieblich an im Gegensatz zu Edwin, Franzelius und Mohr. Von Lorinser und selbst von dem Medicinalrath wollen wir schweigen. Es drängen sich bei diesen Gestalten die Worte auf, die unser Dichter — freilich bei anderer Gelegenheit gesagt hat:

„Wenn wir solchen Menschen im Leben begegneten, ich glaube, wir würden uns dafür bedanken, mit ihnen umzugehen. In Büchern lassen wir uns die fatalste Gesellschaft gefallen. Es ist merkwürdig, was ein geistreicher Autor uns alles bieten darf."

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Immermanns Merlin. 1848.	1
II.	Die Götter Griechenlands. 1853.	59
III.	Gretchens Schuld. 1873.	103
IV.	Werthers Leiden. Vortrag, gehalten im Saale des alten Rathhauses zu Braunschweig. 1874.	132
V.	Jordans Hildebrantslied. Vortrag, gehalten in der Aula der St. Johannisklosterschule zu Hamburg. 1874. . .	151
VI.	Die Kinder der Welt. 1875.	175

GUSTAV E. STECHERT
828 Broadway
NEW YORK.

13229400
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
011322940 0
BUTLER STACKS